Dürre Blätter: Im reich. Ein ausflug ins kloster. Umwege. ...

Heinrich Hansjakob





Dürre Blätter I.

Heinrich Hansjakob.

Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen. 7. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.—

Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen. 5. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.50

Aus kranken Tagen. Erinnerungen. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.40

Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 7. Aufl. . . . . eleg. geb. Mk. 5.—

Inhalt: Valentin der Nagler. — Valentins Zunftgenossen. — Der kritisch' Hans. — Die Sandhasen. — Der närrische Maler. — Der Christian. — Der Postsekretär. — Sympathie und Geheimnisse. — Der Hofig.

Dürre Blätter. Erster Band. 5. Aufl. . eleg. geb. Mk. 3.—

Inhalt: Im Reich. — Ein Ausflug ins Kloster. — Umwege. — Aus dem Leben eines Reichstags-Kandidaten. — Im Schwabenland.

Dürre Blätter. Zweiter Band. 4. Aufl. . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Aus meinem Tagebuche. — Erinnerungen eines alten Hutes. — Im Schwarzwald. — Eine Rundreise.

Schneeballen. Erste Reihe. 6. Aufl. . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Die Karfunkelstadt. — Der Wendel auf der Schanz. — Der letzte Reichsvogt. — Der Gotthard auf dem Bühl.

Schneeballen. Zweite Reihe. 5. Aufl. . . eleg. geb. Mk. 3.80

Inhalt: Der Vogt auf Mühlstein. — Der Jakobele in der Grub. — Der Eselsbeck von Hasle.

Schneeballen vom See oder Dritte Reihe. 5. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.60

Inhalt: Wie ich an den See kam. — Die zwei Fürsten. — Mein Sakristan. — Unsere Dorfschneider. — Der Franzos.

Bauernblut. Erzählungen aus dem Schwarzwald. 4. Aufl. eleg. geb. Mk. 4.50

Inhalt: Der Graf Magga. — Martin, der Knecht. — Der Sepple und der Jörgle. — Der Lorenz in den Buchen. — Der Vetter Kaspar.

Der Leutnant von Hasle. 5. Aufl. Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege . . eleg. geb. Mk. 5.—

Im Paradies. Tagebuchblätter. 2. Aufl. . eleg. geb. Mk. 4.80

In den Niederlanden. Reiseerinnerungen. 2. Aufl. eleg. geb. Mk. 6.90

Im Schwarzwald. Für die deutsche Jugend und das Volk ausgewählt. 5.—8. Tausend . eleg. kart. Mk. 1.—

Auf der Festung. Erinnerungen eines badischen Staatsgefangenen. 4. Aufl. . . . . . . eleg. kart. Mk. 1.05

Ausgewählte Schriften. 8 Bände. . . . eleg. geb. Mk. 24.—

Inhalt: I. Aus meiner Jugendzeit. — II. Aus meiner Studienzeit. — III. Wilde Kirschen. — IV. V. Dürre Blätter. 2 Bände. — VI. VII. VIII. Schneeballen. 3 Bände.

Dürre Blätter.

Erster Band.

Von

Heinrich Hansjakob.

Fünfte, durchgesehene Auflage.

Ohlau.
Verlag von Franz Leichter.
1906.



Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort.

Dürre Blätter sind nicht viel werth. Im Herbst, wenn das Laub gefallen, treibt der Wind mit ihnen sein Spiel. Auch die Blätter, die hier geboten werden, wollen wir den dürren beizählen. Sie sind theils vereinzelt vor Jahren erschienen in der „Alten und Neuen Welt“, theils welkten sie als Manuskript auf dem „Lager“. Denn jeder Schriftsteller hat wohl einmal dies oder das zu Papier gebracht, aber nicht drucken lassen. Im Herbste seines Lebens sammelt er dann manchmal die früher vom Baume seines Schaffens gefallenen Blätter und bringt sie auf den Markt — „schwimm's oder sink's!“

Ein ordentlicher Geschäftsmann bringt zwar keine alte Waare auf den Markt, und so sollte es auch ein ordentlicher Schriftsteller machen. Allein jeder Geschäftsmann hat seine Kunden und jeder Schriftsteller seine Leser. Meine Leser aber und ganz besonders die Leserinnen haben mir keine Ruhe gelassen, bis ich

auch diese dürren Blätter feil bot, und insofern kann sich mein Schriftsteller-Gewissen beruhigen.

Um die „dürren" Dinger etwas zu heben, habe ich eine größere Anzahl frischer Blätter dazwischen gebunden, aber nicht von Rosen und auch nicht von Lilien.

Ein zweites Bändchen folgt im Herbst.

Freiburg i. B., im Mai 1889.

Der Verfasser.

„Im Reich“.

1871.

Lau und sonnig zogen die Winde über das schwäbische Meer an mein Pfarrhäuschen her. Ich stand unter dem Fenster und schaute über den See hin an die lichten Höhen des Säntis. Ostern und Fastenzeit waren hinter mir. Der Frieden im Lande. Das ganze Jahr war ich noch nicht aus dem Bereich des schwäbischen Meeres hinausgekommen. Jetzt wollte ich eine kleine Reise thun, so vom Montag Morgen bis Freitag Abend, wie es Brauch ist bei einzeln amtirenden Pfarrern und Pfarrverwesern.

Zu diesen letzteren gehöre ich noch. Darum ist auch in pekuniärer Hinsicht eine „kleine Tour“ angezeigt. Ich sinne hin und sinne her. Ein Zufall gibt die Entscheidung. Der Geselle unseres Dorfschmieds, welch' letzterer Schmied, Schlosser, Mechaniker und Uhrmacher in einer Person ist, schlug eben an dem alten Hofthor meines Hauses neue „Bänder“ an. Da ich ihn zum ersten Mal sah, fragte ich, was er für ein Landsmann sei. „I bin aus'm Reich“, meinte der Angerufene lächelnd, und jetzt war auch mein Reiseziel festgesetzt: „Du gehst ins Reich!“

Unter dem „Reich“ versteht man in Süddeutschland die ehemaligen Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Sie hat der Volksmund wegen ihrer Größe so getauft — aus Humor. Aus dem „Reich“ war so mancher lustige Theologe zu meiner Studienzeit in Freiburg. Sind lauter gemüthliche, schöne, stattliche Menschen gewesen, diese „Reichler“. Und drum machte es mich an jenem Frühjahrsabend an, wenigstens ein Stück vom „Reich“ zu sehen.

Am andern Morgen um acht Uhr setzte mich das Dampfboot, das an meinem Seedörfchen mich aufgenommen, im „Hafen“ ab. So nennt das Volk am See die schwäbische Seestadt Friedrichshafen, das alte Buchhorn, einst Reichsstadt. Als Schwabenstadt hat es auch seine Schwabenstreiche gemacht, das alte Buchhorn.

Diese Schwabenstreiche werden in der Welt gewöhnlich belacht, und die meisten Dorf- und Städte-Bewohner ärgern sich noch, wenn man ihnen von den Schwabenstreichen ihrer Ahnen erzählt. Ich finde diesen Aerger sehr wenig am Platze. Es muß ein Mensch schon ein großer Heiliger sein, wenn er in seinem Leben noch keine dummen Streiche gemacht hat. Und die sogenannten gescheidten Leute machen in der Regel die meisten und dümmsten. Ist aber fast jeder Mensch auf wenigstens einen Schwabenstreich berechnet, warum soll nicht auch eine ganze Gemeinde ihren Streich machen?

Doch will ich den Streich der „Häfler“, unter denen ich so viele „Freunde“ habe, vom Stadtschultheiß herab bis zu den Matrosen, nicht gleich am Anfang des Buches erzählen, sondern später. Man muß seine guten Freunde schonen, so lange es geht. Erzählen wir darum zunächst was Schönes.

Buchhorn-Friedrichshafen war einst der Sitz der am See und tief ins Land hinein mächtigen Grafen von Buchhorn. Ihrem Geschlechte entsproßten der heilige Konrad, jener Stern unter den vielen großen Bischöfen von Konstanz, und der Graf Ulrich, welcher heute noch im Volksmunde lebt.

Als die Ungarn ins Reich fielen im zehnten Jahrhundert, war der Graf von Buchhorn in die Gefangenschaft derselben gerathen und lange Jahre darin gehalten worden. In der Heimath am Bodensee galt er als gefallen und verschollen. Seine treue Gattin Wendelgard, nachdem sie lange um ihn getrauert, lange vergebens auf ihn gehofft, hatte sich endlich, der Welt entsagend, in eine einsame Klause bei St. Gallen zurückgezogen.

Des Jahres einmal kam sie über den See ins Schloß, um eine Jahrzeit für den Todten halten zu lassen durch den Leutpriester von Buchhorn. Nach dem Gottesdienst theilte sie dann Almosen aus unter die Armen vor dem Burgthor. Hierbei ward sie nun eines Tages von einem Bettler umarmt — es war ihr geliebter Ulrich. Der Bischof von Konstanz löste ihr Klostergelübde und vereinte sie wieder mit ihrem Gemahl, dem sie noch einen Sohn, Burchard, gebar, den sie Gott weihten und der Abt wurde vom Gotteshaus Sankt Gallen.

Ein herrlicher Stoff, diese alte Geschichte, für ein Drama! Aber solche Stoffe verarbeiten unsere Theaterdichter nicht gerne, er ist zu wenig pikant für unsere blasirte Theaterwelt. Die Wendelgarde, die ihren Gemahl in einsamer Klosterzelle betrauert, ist keine Frauengestalt für das neunzehnte Jahrhundert, das über große und kleine Familien- und Weltereignisse spielend hinweg tänzelt.

Wenn man eine Zeit beurtheilen will, gibt es verschiedene Zeichen, um daran die Herzens-Stimmung der Menschen kennen zu lernen. Nicht zu den geringsten Maßstäben gehört in der Richtung auch, zu beobachten, welche Theaterstücke gefallen.

Buchhorn kam, als der letzte Graf Otto 1089 erschlagen worden war, weil er seinem Nachbarn, dem Grafen Ludwig von Pfullendorf, sein Weib geraubt, an die nächst gelegenen Welfen und später an die Hohenstaufen und Habsburger. Es hat ein schön Stück deutscher Geschichte an sich vorüberziehen sehen. Darum hätte der kleine Schwabenkönig von Napoleons Gnaden, Friedrich I. von Württemberg, dem Städtchen seinen altgeschichtlichen Namen lassen sollen. Ich dächte, ein König hätte sonst Gelegenheit genug, seinen Namen zu verewigen, und sollte er in der Geschichte einer Gegend wichtige und ehrwürdige Ortsnamen nicht so aus dem Gedächtniß des Volkes verwischen.

Um ins Reich zu kommen, muß man vom „Hafen" nach Aulendorf fahren, was in einer Stunde geschehen ist. Gar licht und heiter liegt dieser Sitz der alten Grafen von Königsegg auf einer Anhöhe, und ihr Schloß schaut weithin ins oberschwäbische Land. Sie waren lange Jahre kaiserliche Landvögte von Oberschwaben, diese Königsegger; sie sind deßhalb mit dem Hause Oesterreich bis heute enge vereinigt geblieben und leben mehr in Wien als in der Heimath.

So weit der Schloßherr sehen kann von seinen Zinnen, ebenso weit sieht aber auch der Kaplan von Aulendorf in seinem kleinen Häuschen an der Berghalde. Den suchte ich auf als Gesinnungsgenossen streng „ultramontaner" Richtung. Ich fand ihn, den „feurigen Gabriel"

unter den katholischen Geistlichen Oberschwabens, wie er einigen jungen, helläugigen Schwabenbuben Griechisch docirte, der Art, daß ich erkannte, nicht blos der Lehrer, sondern auch die Schüler wüßten mehr von dieser klassischen Sprache als ich examinierter Philologe. Staunend pries ich beide nach einigem Anhören.

Freund Ziegler verschaffte mir auch Eintritt ins Schloß und ins Archiv, wo ich mich nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz umsehen wollte. Im Schloß wollte ich nicht begreifen, daß der jetzige Majoratsherr in Ungarn lebe, in den langweiligen Ebenen und Pußten des Magyarenlandes, statt vom schwäbischen Stammsitz hinauszuschauen in herrliches, tannenwaldiges deutsches Land mit Bergen und Thälern.

Im Archiv sah ich auch das Kleinod desselben, die berühmte Handschrift der Chronik des Ulrich von Richenthal über das Konzil von Konstanz. Sie kam durch einen Königsegg, der Domherr in Konstanz war, in den Besitz der gräflichen Familie.

Aulendorf ist der Geburtsort des Erzbischofs Hermann von Vicari. Zwei Jahre nach diesem ersten Aufenthalt kam ich wieder hierher zum Centenarium des Erzbischofs. Es war ein schöner Maientag. Von allen Seiten kamen die schwäbischen Pfarrer mit ihren Bauern zur Feier. Ich ward dazu eingeladen und benutzte die Gelegenheit, nach der officiellen Festrede eine Anti-Kulturkampfrede vor den schwäbischen Bauern zu halten. Ich eroberte ihre Herzen durch volksthümliches Sprechen, was um so leichter war, als die Festrede ein alter, geistlicher Professor gehalten hatte im langweiligsten Kathederton. Scharenweise kamen die guten Bauern in ihren kurzen Lederhosen nachher auf dem Gang zur Eisenbahn mir

nach, schüttelten mir die Hand und baten mich, auch einmal zu ihnen in die Dörfer zu kommen und zu sprechen.

Ein geistlicher Herr versprach mir zum Lohn ein Bild und sandte mir einige Tage später ein sehr gutes Porträt des Deutschordens-Hochmeisters Albrecht von Brandenburg, das später in einem Fürstenschlosse seinen Platz gefunden.

Ich kam damals auch in das Geburtshaus Vicari's, dessen Vater Königsegg'scher Amtmann gewesen. Es ist ein kleines, lichtes Haus am Abhang gelegen, wie das des Kaplans, nur auf der entgegengesetzten Seite.

Schon am Mittag fuhr ich wieder weg von Aulendorf, dem „Reich“ zu. Eine der ersten Stationen auf dieser Seitenbahn ist Altshausen, der alte Sitz des schwäbischen Landes-Komthurs des Deutschordens. Da wollt' ich von einem Zug auf den andern auch ankehren und ging rasch den ziemlich weiten Weg vom Bahnhof dem auf einem Hügel gelegenen Orte zu, der trist und einsam ist, wie jede verlassene Residenz. Melancholisch schauen die alten Fenster und Giebel des von einem Komthur von Reinach erbauten Schlosses den Fremdling an. Wo einst geharnischte Ritter ein- und ausgingen, Turniere und frohe Feste feierten — wird jetzt Bier und Zucker gesotten.

Nichts vermag den Kontrast der neuen und der alten Zeit mehr zu illustriren.

Ich ging hinaus auf den Kirchhof. Da traf ich noch den Grabstein des letzten Komthurs, eines Herrn von Frohberg, gestorben in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts, und darauf die schöne Inschrift:

Ehrenfest, gerecht und treu,
Heiter, mild und fromm dabei,
Zeigt' er stets und ohne Scheu,
Daß er deutscher Ritter sei.

Was hat dieser „Orden des deutschen Hauses unserer lieben Frau zu Jerusalem“ Großes für die Kirche geleistet! Wie war er ob seiner Verdienste, wie das Ordensbuch sagt, von den Päpsten „mit fröhlichen Augen“ angesehen! Doch schon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ging es mit ihm abwärts. Seine Blüthezeit im Ordenslande Preußen ward seinen Hochmeistern vielfach zur Verweltlichung. Konrad v. Walbrode († 1394) meinte schon: „In jedem Lande sollte man neben dem Bischof nur einen Priester haben und zwar hoch oben in einer Dachstube, daß er niemanden im Wege sei; so man ihn eben bedürfe zur Seligkeit, so möge man ihn herabkommen lassen.“ Er selbst brauchte keinen und starb ohne Beichte und Absolution.

Der Mann hat Gesinnungsgenossen auch in unseren Tagen, nicht blos unter den Hoch- und Stuhlmeistern, sondern auch unter den Bauern unserer Kulturkampfzeit. So äußerte dieser Tage ein Bauer am Bodensee: „Man sollte nicht mehr Geistliche im Lande anstellen, als Kaminfeger.“ Uebrigens hat der Deutschorden in seinem Kern doch stets treu und offen zur katholischen Kirche und zum Kaiser gehalten und, obwohl vielfach mißhandelt und beraubt, seinen Nacken nie gebeugt.

Nicht ohne Wehmuth über den Untergang des Ordens, von dem auch Altshausen ein so grelles Bild gibt — ging ich nach einer Stunde wieder bergab und fuhr weiter ins Reich hinein. Ueber Saulgau geht's dem Donauthale zu, das in Scheer, der heutigen Endstation der Bahn, erreicht wird.

Dieses altersgraue, vereinsamte Städtchen liegt gar schön an der Donau, die den Fuß des alten Schlosses der längst ausgestorbenen Herren von Sonnenberg bespült. Es gehört heute den Fürsten von Thurn und Taxis.

Merkwürdig! Einst zogen die adeligen Herren Schwabens, die Sonnenberg, die Werdenberg, die Veringer, nach Welschland mit ihren Kaisern. Sie stiegen über die Alpen, um Ruhm, Ehre und Beute mit heimzubringen auf ihre Burgen an der Donau. Und heute sind sie verschollen und ihre Burgen und Güter gehören einem italienischen Geschlechte, das sie nicht mit dem Schwerte eroberte, sondern mit dem friedlichen Posthorn. So geht der Gang der Geschichte und das Spiel im Menschenleben.

Von Scheer aus setzte ich mich zum Postillon auf den Omnibus, der nach Sigmaringen fuhr. Der Rosselenker war eben heimgekehrt vom Feldzuge, hatte als preußischer Soldat helfen Schlachten schlagen, war aber froh, jetzt wieder seine Rosse durchs friedliche Donauthal knallen zu können. Ich hätte ihn gerne von seinen Kriegsthaten erzählen lassen; denn wenn große Dinge geschehen sind, ist es viel interessanter, den Einzelnen zu hören, der dabei war, als einen Geschichtsprofessor oder ein Generalstabswerk. Aber die Fahrt von Scheer nach der Hauptstadt des „Reichs“ ist so schön, daß man immer zu fragen hat nach dem, was vor den Augen liegt. Weit hinunter öffnet sich das Donauthal dem Blick, am linken Ufer hohe Hügel mit heiteren Dörfern und dunklen Rainen, am rechten der Bussen, ein stattlicher Schwabenberg, ringsum bevölkert und oben mit einer weithin glänzenden Kirche gekrönt.

Dort oben lag malerisch neben Burgruinen das Dorf Hundersingen, einst Sitz eines mächtigen, gleich-

namigen Grafengeschlechtes. Mein Dorfschreiner und Nachbar Einhart hat mir schon oft, wenn ich neben ihm an seiner Hobelbank stand, von seiner Heimath erzählt, und wie zu einem alten Bekannten sah ich zu dem so luftig gelegenen Orte hinauf und begriff nicht, wie mein Schreiner, ein stiller, wortkarger Mann, aus einer so lustigen Gegend stammen konnte.

Schon von weitem schimmerte uns auf einem Berge ein schloßähnliches Gebäude entgegen, das die ganze Gegend beherrscht. Ich glaubte, es wäre die Burg der Hohenzollern, aber mein „Postle" belehrte mich: „Herr, das ist nicht das Schloß, sondern das Haus Nazareth. Das hat der Pfarrer Geiselhart mit lauter Bettelgeld gebaut." Ich bekam ordentlichen Respekt vor dem Betteln und dem Bettler, den ich seit Jahren persönlich kenne..

Geiselhart ist der größte christliche Kommunist und Socialist Süddeutschlands, das conträre Gegentheil von einem modernen Gründer, ein würdiger Rivale des berühmten Schweizer Kapuziners Theodosius Florentini. Sein Werk ist das Haus Nazareth mit seinen Waisen, wie das vortreffliche Kloster Ingenbohl mit seinen barmherzigen Schwestern das des Florentini. Der Zweck beider Männer ist der gleiche, Sorge für die Armen. Nur in der Wahl der Mittel unterscheiden sie sich, P. Theodosius suchte sich Geld zu verschaffen durch Spekulation und Industrie, Geiselhart dagegen streckt überall seine leere Hand hin und bittet: „Gebt für meine Armen um Christi willen" und — geht so viel einfacher und sicherer.

Ihm galt am anderen Morgen mein erster Besuch. Im „Fidelishaus", seiner unten ebenfalls zu besprechenden ersten größeren Stiftung, wo seine bescheidene Wohnung

ist, hoffte ich ihn zu treffen. Hier erfuhr ich, der Gesuchte sei „auf Nazareth“, was mir um so angenehmer war, als ich den Kommunisten mitten in seinem Beitrag zur Lösung der socialen Frage finden konnte. Ein herrlicher Stationenweg, gleichfalls ein Werk der „Sammlungen“ Geiselharts, führt auf die Anhöhe, die das Waisenhaus Nazareth weithin ziert.

Oben angekommen, genoß ich erst die großartige Fernsicht weithin ins Schwabenland, ehe ich an dem stattlichen Portale mich meldete. Wenige Minuten später stand ich vor einem riesengroßen, greisen Mann im langen Priesterhabit, der zu gleicher Zeit mit seiner Tabaksdose und einer Menge kleiner Waisenkinder, die ihn lustig umsprangen, spielte. — Es war Geiselhart, der Waisenvater.

Da unsere Bekanntschaft nur einer Erneuerung bedurfte, so war ich schnell eingeführt und bald durchwanderte ich an der Seite des Erbauers die langen Gänge des Hauses.

Vor mehr denn dreißig Jahren war Geiselhart, ein geborener Zollern-Schwabe (von Steinhilben 1811), Vikar in einem Dorfe seines Heimathlandes. Eines Tages starb eine arme Wittwe und hinterließ ein Mädchen, das, ohne alle Verwandte, nun hilflos in der Welt stand. Niemand kümmerte sich um das verlassene Kind — als der selbst arme Vikar. Beim Begräbniß der Mutter nahm er die Waise an seine Hand, stellte sie an das offene Grab und bat in eindringlicher Rede, ob niemand da wäre, der sich des armen Kindes annehmen wollte um Gottes und Christi willen. Gleich darauf meldet sich beim „Hairle“[1]) eine Dienstmagd an und erbietet sich, von ihrem Liedlohn

[1]) Ueblicher Ausdruck im Schwäbischen für junge Priester; Hairle = Herrchen, Herrle.

jährlich dreißig Gulden für Unterbringung des Mädchens in einer württembergischen Waisenanstalt zu erlegen. Dieses unendlich große Opfer einer armen Magd machte den tiefsten Eindruck auf den jungen Priester. „Wenn so viel ein armseliges Weib vermag, was wirst Du thun können?“ rief er sich zu und beschloß alsbald, von nun an alles aufzubieten, um dereinst für die Waisenkinder seines Landes, die bisher von ihren Gemeinden an den Wenigstnehmenden versteigert wurden, sorgen zu können.

Heute hat der arme Vikar von Empfingen seinen frommen Entschluß, auf den ihn ein christliches Dienstmädchen gebracht, auf das glänzendste ausgeführt.

Im Jahre 1850, nachdem er als Pfarrer in Veringenstadt vergeblich seine Idee zu verwirklichen gesucht, ging Geiselhart als Prädikaturverweser nach Sigmaringen, wo er, wenn auch nach langer Mühe, aber dafür um so schöner, sein Ziel erreichen sollte.

„Mit dem Kleinen anfangen“ war sein Wahlspruch, und so gründete er zuerst eine Privatschule für Mädchen mit zwei barmherzigen Schwestern — auf seine Kosten, d. h. mit dem, was er dafür aus milden Händen sammelte. Die Schule besteht noch heute, trotzdem liberale Stadt- und Regierungsherren ihr jede öffentliche Unterstützung, die sie eine Zeit lang genoß, entzogen haben. Hier fand er nun auch einen trefflichen Freund, der ihm in seinem Projekt, für die Waisen zu sorgen, treu zur Seite ging und in Gemeinschaft mit ihm manch wohlthätiges Institut ins Leben rufen half. Es ist dies der damalige Religionslehrer am Gymnasium, jetziger Stadtpfarrer Schanz in Sigmaringen, der außerdem mit freigebiger Hand dem „armen Geiselhart“ aus eigenen Mitteln Zuschüsse gab.

So gründeten diese beiden eifrigen Seelsorger in Sigmaringen einen Frauenverein, Männerverein, Gesellen- und Dienstboten-Krankenverein und einen Mägdeverein.

In der Nähe von Hohenzollerns Hauptstadt liegt ein altes Stift, das Frauenkloster Inzikofen, in welchem in den fünfziger Jahren noch einige Frauen auf ihren Tod warten durften. Ihr weltlicher Berather war unser Geiselhart, der alsbald den Gedanken faßte, nach dem Aussterben der betagten Nonnen um die Gebäulichkeiten zu bitten zu einem Waisenhaus. Die letzte Nonne von Inzikofen starb 1856; Geiselhart reichte, unterstützt von der Geistlichkeit des Landes, sein Bittgesuch ein und wurde abschläglich beschieden.

Um eine schöne Hoffnung ärmer, verlor der Waisenfreund seinen Mut keineswegs, und Gott wollte, wie es scheint, zuerst noch eine andere segensreiche Anstalt durch ihn ins Leben rufen. Es ist dies das St. Fidelishaus, die größte Studienstiftung des Landes Sigmaringen.

Sigmaringens religiös berühmtester Sohn ist der heilige Fidelis, der daselbst 1577 geboren, 1622 bei Sevis im Rheinthale als Kapuziner den Martyrertod starb. Sein Geburtshaus, bis vor wenigen Jahren eines der angesehensten Gasthäuser der Stadt, war im Sommer 1855 dem gerichtlichen Verkauf ausgesetzt worden. Am Verkaufstage erschien Geiselhart und ersteigerte, ohne einen Kreuzer Geld dazu in der Hand, das Wirthshaus um 8000 Gulden — zu einem Konvikt für Zöglinge des geistlichen Standes, die das Gymnasium besuchten. Im Oktober 1856 bezog Geiselhart als Präses das kleine Seminarium mit elf Knaben; ein Jahr später war das Haus vollständig eingerichtet, die ganze Schuld bezahlt und eine Baarsumme von einigen Hundert Gulden vor-

handen; alles vom Gründer in dieser kurzen Zeit „zusammengebettelt“. „Ich war vormals selbst ein armer Student,“ sagt er, „und habe während meiner Studienzeit harte und selbst gefährliche Wege betreten müssen. Nur der Güte Gottes und der liebevollen Unterstützung meiner vielen Wohlthäter habe ich es zu danken, daß ich Priester geworden bin. Durch die Gründung des Fidelishauses möchte ich nun einen Theil meiner alten Schulden abtragen.“

Und wahrlich, er hat diese Schulden redlich und reichlich abgetragen — heute sind im Fidelishause 50 Zöglinge, ein zweiter Priester als Präfekt, eine schöne Hauskapelle mit der Kanzel, auf welcher der heilige Fidelis in Sevis wenige Augenblicke vor seinem Tode gepredigt, eine Bibliothek und reichliche Stiftungen zur Unterhaltung des Hauses und seiner Inwohner.

Man wird einen annähernden, erstaunlichen Begriff bekommen von dem, was Geiselhart für seine Stiftung geleistet, wenn ich sage, daß er bis heute über fünfundzwanzigtausend Gulden an Stipendienstiftungsgeldern für sein Fidelishaus gesammelt hat. Der hochselige Erzbischof von Vicari, dessen Liebling unser Geiselhart war, die fromme Fürstin Katharina von Hohenzollern, die Neugründerin des Klosters Beuron, haben ihn hierin reichlich unterstützt, und einzelne bemittelte Geistliche des kleinen Landes, die der unermüdliche Bettler unermüdlich anbettelte, haben jeder für sich mehrere Tausend Gulden beigesteuert.

Doch nicht genug, seine Heimath mit einer Pflanzstätte des Priesterthums begabt zu haben, kaufte er vor einigen Jahren in Konstanz ein großes Gebäude zum gleichen Zwecke wie sein Fidelishaus, nannte es zu Ehren

des heiligen Konstanzer Bischofs Konrad Konradihaus, zog durchs badische Oberland, bettelte für seine zukünftigen Zöglinge in jedem vermöglicheren Pfarrhause — und heute blüht die Anstalt in der Hauptstadt am Bodensee.

Hier nur ein Beispiel, wie Geiselhart sein Geld zusammenbrachte: Es war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1867, als ich noch in Waldshut wohnte; da trat eines Morgens unerwartet der große Sigmaringer in mein Zimmer.

„Was führt Sie hierher?" war meine erste Frage. — „Ich bin auf der Bettelreise fürs Konradihaus," die Antwort. „Da drunten in Murg wohnt ein reicher, frommer Pfarrer, den will ich heimsuchen, wie ich schon viele heimgesucht habe." Er ging und wenige Tage später erfuhr ich, daß ihm jener Pfarrer tausend Gulden gegeben habe. Wer verdient mehr Anerkennung, der, welcher mit so großer Hand gegeben, oder der, durch den Gott das Herz des braven Pfarrers so freigebig gelenkt hat? —

Kaum war das Fidelishaus eingerichtet und für dessen erste Existenz gesorgt, als Geiselhart das Waisenhausprojekt von neuem aufnahm, wiewohl er, außer bei seinem Freunde Schanz, bei niemanden damit Anklang finden wollte. Gleichwohl beschloß er, wenn auch einen noch so ärmlichen, doch endlich einmal einen Anfang zu machen, miethete eine kleine Wohnung, holte sich sechs Waisen und Bettelkinder von der Straße und zog mit ihnen und einer barmherzigen Schwester am 21. Oktober 1859 in dieselbe ein. Ein Tisch, ein Kasten, einige Bettlein waren die ganze Einrichtung, und zum Unterhalte nichts, als was sie täglich an Almosen von Gott durch gute Leute erhielten. Trotzdem war unser Kinderfreund

seelenvergnügt, einmal Waisen zu haben und für sie sorgen zu können. Er machte eigenhändig mit den Kindern das Holz, erbettelte eine Ziege zum Milchbedarf und baute mit den Kleinen selbst den Ziegenstall. Später brachte er es zu einer Kuh und einigen Stücklein Feld.

Ein Jahr lang suchte er nach vollbrachtem Tagewerk in der Seelsorge und im Fidelishaus seine Erholungsstunden bei seinen Waisenkindern, als ihm plötzlich die Wohnung gekündigt wurde. Tiefbetrübt wanderte er, wie einst der heilige Joseph durch Bethlehem, durch Sigmaringens Straßen, um eine Herberge zu suchen. Ueberall wurde er abgewiesen. Gott wollte seinen treuen Diener abermals prüfen, um ihm dann um so glänzender aus der Noth zu helfen. Als Geiselhart am Samstag den 21. April 1861 wehmüthiger Stimmung sich eben anschickte, die Beichte der barmherzigen Schwestern im Spital zu hören, fiel ihm der öffentliche Anzeiger in die Hand, worin auf dem nahe der Stadt gelegenen sogenannten Brunnenberge ein kleines Hofgut mit geräumiger Wohnung dem Verkaufe ausgesetzt war. Ohne sich lange zu besinnen, wo Geld hernehmen, ging er sofort zu dem Besitzer, unterhandelte und kaufte das Anwesen um 12,400 Gulden. Am 15. Mai zog er mit seinen Kindern, mit Knechten und Vieh zum Umbau des Gutes ein, verschaffte sich im folgenden Jahre für seine Anstalt Korporationsrechte, gewann eigene Schulschwestern für die Waisen und — hatte bis zum Jahre 1864 die ganze Schuld abbezahlt. Ein Jahr später und die Wohnung war schon zu klein für die immer zahlreicher werdende Kinderfamilie, und eine Erweiterung ward mit einem Aufwand von gegen 9000 Gulden ausgeführt.

Je mehr jetzt sein Lieblingswunsch sich realisirte, je

reichlicher die Almosen flossen, um so mehr dachte Geiselhart an die Vergrößerung seiner Anstalt. Er wollte nun auch für die letzten Lebensjahre seiner Waisen sorgen und ein Asyl gründen für ihr späteres Alter, damit sie da, wo sie ihre Kindheit zugebracht, nach vollbrachtem Tagewerk ein Ruheplätzchen fänden.

So reifte in ihm der Plan zu dem jetzigen großen, prachtvollen Gebäude, das alle Waisenkinder, Knaben und Mädchen von ganz Hohenzollern, Sigmaringen und Hechingen, aufnehmen und zugleich ihnen in alten und kranken Tagen eine Heimath bieten sollte. Schon im Jahre 1866 begann er den umfassenden Bau, hatte stets Geld und wußte überall zu bekommen, ohne andere Coupons auszustellen, als solche, die erst im Jenseits fällig sind. Er hatte die Freude, daß der König von Preußen selbst, in Begleitung der Königin, des Kronprinzen und der fürstlich Sigmaringischen Familie, am 5. Oktober 1867 den Grundstein zum Hause Nazareth legte. „Wir nennen es Nazareth," sagte Geiselhart in seiner Ansprache an den König, „denn wie unser Heiland als schwaches, hilfloses Kind zu Nazareth aufgewachsen ist, so sollen hier die armen Kinder, Waisenkinder von Hohenzollern, auferzogen, an Leib und Seele gepflegt und zu tüchtigen Menschen herangebildet werden."

Der Grund war gelegt und rüstig ging es an den Weiterbau. Vom April bis Oktober 1868 gab der arme Gründer gegen 50,000 Gulden aus und führte den äußeren Bau fast zu Ende. Aber nun fehlte noch dem mächtigen Gerüste der innere Ausbau, der zu mindestens 25,000 Gulden veranschlagt war und eine nochmalige gewaltige Anstrengung von Seiten des Bittenden und der Geber verlangte. Geiselhart erließ daher ein offenes Send-

schreiben an seine Hohenzollernschen Landsleute, Priester und Laien, und bat zum letzten Mal: „Wenn ich manchem," sagte er, „selbst meinen besten Freunden, lästig geworden bin, so mache ich es wie jener Mann in der Parabel des Evangeliums: ‚Auch wenn er nicht geben würde, weil er sein Freund ist, so wird er ihm dennoch geben wegen seiner Zudringlichkeit.' Sorgt nur endlich dafür, daß Ihr einmal vor mir Ruhe habt! Denn auch ich will gerne ausruhen, wenn das Haus Nazareth vollendet ist. Und wie in einer Sammlung von Kunstgegenständen manchmal ein alter Invalide angestellt ist und den Fremden die Schätze des Museums zeigt, so will ich dann allen zeigen die Schätze des Hauses Nazareth, die Waisen und die verlassenen Dienstboten, und will allen zeigen die Werke christlicher Barmherzigkeit."

Dem offenen Sendschreiben kamen die wackern Hohenzollern, namentlich unter dem Klerus, mit offenen Händen entgegen, und die Mittel flossen so reichlich, daß bis zum Herbst 1869 der innere Bau mit einer schönen Hauskapelle fertig war und der Waisenvater am 21. Oktober mit sämmtlichen Waisen Hohenzollerns und ihren Lehr- und Erziehungsschwestern in Prozession seinen Einzug halten konnte.

So hatte der Wunsch des armen Vikars von Empfingen seine höchste Erfüllung erreicht und nicht blos für eine Waise war gesorgt, sondern für alle im ganzen Zollernlande, und mitten unter seinen Schützlingen weilt jetzt noch, 1889, der greise Dom Bosco des Schwabenlandes, Gott dankend, der so herrlich Alles ausgeführt.

Im Frühjahr 1871 fanden jene durch den badischen Minister Jolly 1869 vertriebenen Schwestern vom Lindenberg eine bleibende Stätte im Hause Nazareth.

Wenige Tage vor meiner Anwesenheit war die fromme, heimathlose Schaar der verfolgten Jungfrauen eingezogen, und während ich mit dem Hausvater unten in der Kapelle stand, ertönte über uns das ewige Gebet der Nonnen: „Gelobt sei das allerheiligste Sakrament des Altars", und heilige Luft wehte mich an.

Fern von hier in stiller Kapelle auf einsamer Bergeshöhe des badischen Schwarzwalds hatten sie zu Gebet und Arbeit sich vereint, als Gewalt sie vertrieb, weil man in Karlsruhe fürchtete, das Gebet der frommen Schwestern könnte gefährlich werden dem Lande, wo der Staatsminister feierlich erklärt hatte, „er müsse dafür einstehen, daß dem Volke seine Bildung und seine Sitte nicht geraubt werde von der katholischen Kirche".

Als ich zwei Jahre vorher auf einer Volksversammlung auch die Vertreibung jener Schwestern, die ich heute im Hause Nazareth beim Stammsitze der Hohenzollern traf, besprach, wurden mir „wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" vier Wochen Rastatt und Entlassung aus badischen Diensten zutheil. Ich war daher um so erfreuter, da ich die Vertriebenen wohlversorgt beim Vater Geiselhart fand.

Gen Mittag stiegen wir bergab. Der Freund des Reichsbettlers, der Pfarrherr des Städtchens, dem ich in der Kirche am Morgen mich vorgestellt, hatte uns beide zu Tische geladen.

Vorher besah ich mir die kleine Residenzstadt Sigmaringen. Sie gehört zweifellos zu den schönsten Kleinstädten Deutschlands, wozu am meisten ihre Lage beiträgt und das herrliche Fürstenschloß der schwäbischen Hohenzollern. Da wo die Donau zwischen Felsen und Berg zum letzten Mal sich durchzwängt, um fortan in

breiterem Thal durch Altschwabenland hinzufließen, liegt das Städtchen Sigmaringen.

Auf hohem, vom Flusse berührtem Felsen erhebt sich die stattliche, alterthümliche Burg, unter deren Schutz die bürgerlichen Bewohner ihre Häuser am Fuß des Felsberges erbaut haben. Und daß die Leute unter dem hohenzollernschen Adler schwäbischen Stammes gut wohnten, zeigt die ganze Miene des Städtchens. Ins Schloß kam ich nicht und wollte es auch nicht. Ich hätte mir damals anno 1871 nicht träumen lassen, daß ich sieben Jahre später als Gast des Fürsten es genau kennen lernen sollte.

Der im Jahre 1885 verstorbene Fürst Karl Anton hatte einige Bücher von mir gelesen und mich einladen lassen und schließlich selbst eingeladen, als ich auf indirekte Einladung nicht gekommen war, weil eine gewisse Bescheidenheit und Unbeholfenheit, mit großen Herrschaften zu verkehren, mich zurückhielt. Ich hatte fortan die Ehre, des Oefteren mit dem Fürsten persönlich und brieflich zu verkehren. Es gehört diese Zeit zu meinen „vornehmsten", aber auch interessantesten Erinnerungen.

Fürstliche Persönlichkeiten haben ja vor anderen Menschenkindern an sich schon vieles voraus. Man tritt ihnen mit einer gewissen Befangenheit gegenüber und hält das, was sie sagen, in der Regel für viel gescheidter, als wenn andere Sterbliche das gleiche sagen. Kurzum, ihre Geburt und ihre Stellung geben ihnen einen Nimbus, der auch ihren geistigen Begabungen und Leistungen, selbst wenn sie nicht sonderlich groß sind, einen Glanz verleiht.

Wenn uns aber bei einer fürstlichen Person wirklich großes, umfassendes Wesen entgegentritt, verbunden mit

einer liebenswürdigen Bescheidenheit, die man an Gelehrten und Professoren gar selten antrifft, so wird uns diese Persönlichkeit volle Bewunderung abgewinnen. Und ein solcher Mann war Karl Anton von Hohenzollern. Er war Fürst, Sproß eines der edelsten und jetzt berühmtesten der deutschen Geschlechter, wirkte Jahre hindurch als Staatsminister und Militär in den höchsten Chargen — konnte aber bald mit dem protestantischen Diakonus und Professor Steudel von Ravensburg, bald mit dem katholischen Landpfarrer vom Bodensee stundenlang verkehren, als wäre er ein einfacher Landedelmann, der sich in herablassendster Art mit den Pfarrern seines Patronats, die er täglich um sich sieht, unterhält.

Es waren keine Redensarten und Alltäglichkeiten, die der Fürst besprach. Ueber alle Fragen der Zeit und alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft[1]) redete er mit einer Feinheit und Leichtigkeit, die staunen machte. Er wurde dabei nicht müde, wohl aber mußte sein Gegenpart derart sich geistig anstrengen, um überall folgen oder antworten zu können, daß, mir wenigstens, eine Stunde vor dem Fürsten zu sitzen in gewissem Sinne eine geistige Strapaze und doch zugleich ein hoher Genuß war.

Ich werde dem hohen Herrn stets ein ebenso verehrungsvolles als dankbares Andenken bewahren. —

Das Schriftstellern, wenn es einer nicht besser kann, als ich, ist ein schlechtes Geschäft. Mitleid verdient man aber darob nicht, warum läßt man's nicht bleiben. Der Hochmuth, zu meinen, es interessire andere Leute, zu wissen, was so ein Schriftsteller unteren Ranges denkt

---

[1]) Wer sich überzeugen will, was Fürst Karl Anton für Kunst und Wissenschaft gethan, der durchwandere im Schlosse nur die Bildergalerie, die Sammlungen und die Bibliothek.

und räsonnirt, und die Dummheit, allen Leuten offen zu sagen, wie's einem ums Herz ist, gehören gestraft.

Als ich das erste Mal in Sigmaringen verweilte, war ich noch Anfangs-Schriftsteller, froh, wenn mir ein Buchhändler nur etwas abnahm, und arbeitete theils umsonst, theils weit unter dem Fabrikpreis. Und doch habe ich in der kleinen Residenz an der Donau damals etwas verdient, was mancher Arbeiter zur Winterszeit auch bekommt.

Wenn Eis und Schnee im Lande liegen und die Handwerksburschen, die Maurergesellen und die Steinhauer, die im Sommer gelebt haben wie die Vögel im Hanfsamen, frierend und hungrig durch Berg und Thal ziehen, so helfen sie den Bauern dreschen „ums Essen". Und das Essen, aber ein köstliches, habe ich damals in Sigmaringen auch verdient mit der Schriftstellerei.

Beim Stadtpfarrer, wo der Waisenvater und ich dinirten, ging es heute gegen alles Herkommen üppig her, so daß der Armenvater Geiselhart über die Verschwendung zu klagen begann. Das Räthsel löste sich. Ich hatte vor zwei Jahren in einer Zeitschrift eine kleine Reise geschildert und dabei über die „Pfarrköchinnen" räsonnirt. Der Pfarrer von Sigmaringen und seine Schwester hatten es gelesen. Und als ich in Sigmaringen in Sicht gekommen war, hatte der Bruder zur Schwester gesagt: „Das ist der, welcher über die Pfarrersköchinnen schimpft in den Blättern." Diese Drohung hatte die Revolution in der Küche bewirkt! —

Nach Tisch kamen — zwei leibhaftige Jesuiten aus Gorheim, der Vorstadt Sigmaringens über der Donau drüben. Als im Jahre 1851 dies alte Stift als Kaserne geleert wurde, rief Geiselhart auch die Jesuiten ins Land,

damals in Deutschland willkommene Gäste von wegen der noch frischen Erinnerungen an die Revolution.

Die zwei Nachgäste waren der P. Rector und sein Adjutant, Männer voll jenes feinen, nur den Jesuiten eigenen Taktes, in welchem große Demuth bei vielem Wissen und geistiger Ueberlegenheit zum gefälligsten Ausdrucke kommt.

Ich habe meiner Lebtage nicht viel auf „Manieren" gehalten. Und es gibt viele Leute mit eleganten Redensarten und feinen Formen, die aber inwendig hohl sind, wie ein alter Nußbaum. Diesen Leuten gebe ich keinen Pfennig für ihr „Façon de parler" und „Savoir faire". Aber fein, elegant und „vornehm" auftreten und viel Wissen und Können dabei, das imponirt mir in hohem Grade. Und das verstehen die Jesuiten unter allen katholischen Geistlichen, ich möchte sagen, einzig und allein. Und sie verstehen es, einen feinen Takt selbst denen unter ihnen beizubringen, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, den Laienbrüdern.

Wenn ich es machen könnte, müßten alle Weltpriester-Seminarien von Jesuiten geleitet werden. Denn das, was mir und den meisten Weltgeistlichen fehlt, könnte man am besten von ihnen lernen.

Aber — der moderne, liberale Staat würde das nicht dulden, und von seinem Standpunkt aus mit Recht nicht. Denn, wenn wir Weltpriester lauter „Jesuiten" wären, dann „gute Nacht" Liberalismus! Dann würden die katholischen Bauern und die Bürger alle mit den Jesuiten gehen und die liberale Herrschaft hätte ein Ende. Dann käme „der schrecklichste der Schrecken", jene vielbesprochene Jesuitenherrschaft, wo es nur noch Recht gibt im Beichtstuhl, auf der Folter und auf dem

Scheiterhaufen. Und doch haben die Jesuiten einmal einen Musterstaat in Südamerika gegründet, dem selbst ein Alexander von Humboldt sein Kompliment machte. Spaß bei Seite! Die Jesuiten fürchtet man im liberal-protestantischen Deutschland nur, weil sie die gescheidtesten und tüchtigsten Priester der katholischen Kirche sind, und deßhalb müssen sie draußen bleiben. Es ist aber eine große Schwäche des starken deutschen Reiches, daß es außer Gott auch noch die Jesuiten fürchtet.

Leute, die nichts von ihnen zu fürchten haben, denen gelten die Jesuiten gar nicht für gefährlich. Ein Heine selbst hat die Jesuiten in Schutz genommen. Und in neuester Zeit hat der vielgefeierte Johannes Scherr in den „letzten Gängen" scharf gegen die Jesuiten, die er nur aus den Büchern kennt, losgezogen, aber dabei doch auch offene und ehrliche Worte über ihre Gegner gesagt. Er spricht von der Macht des Ordens über Menschen und meint, sie rühre lediglich von der Prinzipientreue der Jesuiten her.

„Zu einer Macht über Menschen", schreibt er sehr treffend, „wird man auf die Dauer nur durch Prinzipientreue und logische Konsequenz kommen, nicht aber mittelst des Windfahnenthums, obwohl dieses im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts als höchste politische Weisheit aufgeschwindelt und als solche von der denkträgen und charakterlosen Bildungsphilisterei anerkannt worden ist."

„Dieser alles verzeihenden, weil alles begreifenden Bildungsphilisterei unserer Zeit, dieser realpolitischen und opportunistischen Molluskenhaftigkeit steht kein Recht zu, das Moralsystem der Jesuiten zu verurtheilen. Dasselbe ist ja einer nur den Erfolg anbetenden und nur den Mißerfolg verurtheilenden Gesellschaft wie auf den Leib

geschnitten, und man könnte unschwer auf die Vermuthung kommen, daß insonderheit die sittlich schlaffe Juristerei und die laxe Justizpflege ihre Anschauungen der verrufenen Probabilitätslehre der Jesuiten zu verdanken haben, und daß Rechtslehrer und Richter bei den Kasuisten der Kompagnie Jesu in die Schule gegangen seien."

Schärfer kann man die Stürmer der Jesuiten nicht mit Lauge übergießen, als Scherr es in diesen Worten gethan.

Und ähnlich höhnt er die Feinde des Ordens wegen des angeblichen Satzes, daß „der Zweck das Mittel heilige". So schreibt er unter anderem: „Im Jahre 1520, also zu einer Zeit, wo der spanische Offizier Loyola noch nicht die entfernteste Ahnung von der Stiftung des Jesuitenordens hatte, schrieb Luther an Johann Lange: ‚Wir hier (in Wittenberg) sind überzeugt, das Papstthum sei der Sitz des wahren Antichrists, wider dessen Trug wir um des Heiles der Seelen willen alles für erlaubt halten.' Das heißt doch, meint Scherr, mit aller Entschiedenheit bekennen, daß der Zweck die Mittel heilige. „Und angesichts des brutalen Cynismus, womit die Materialisten und Anarchisten unserer Tage die gemeinste Selbstsucht als höchstes Gesetz ausschreien, ist es lächerlich, den Jesuiten aus dem, was alle Welt thut, ein Verbrechen zu machen."

In Gesellschaft der beiden Jesuiten verließ ich das gastliche Pfarrhaus in Sigmaringen, um mir einmal die Jesuiten „daheim" anzusehen, in ihrem Noviziate Gorheim, eine kleine halbe Stunde von der Stadt. Ich kam zum erstenmal in ein Ordenshaus der Gesellschaft und war daher um so „neugieriger" auf das innere Leben und die Einrichtungen des Hauses. Beides hat meine Erwartungen weit übertroffen und mir die Jesuiten noch

viel lieber gemacht. Welche Einfachheit, welche christliche Armuth — und dabei doch eine gewisse Noblesse in allem, was man sieht im Hause. Dazu die heiteren, fröhlichen und doch frommen, ascetischen Gesichter und Gestalten der Patres und Novizen. Da fegt einer der letzteren eifrig die Gänge — er ist vielleicht der Sohn vornehmer Leute —, ein anderer trägt Wasser, der dritte Holz, alle voll Ruhe und innerer großer Heiterkeit. Ich fand zwei Priester hier als Novizen, die, mit mir einst auf der Universität, von der Seelsorge weg in die Gesellschaft Jesu getreten waren. Wie fand ich sie glücklich und voll der seligsten Zufriedenheit, diese braven Männer! Muß offen gestehen, ich kam mir ihnen gegenüber, die Alles verlassen haben, um in unserer Zeit Jesuiten zu werden, recht armselig und erbärmlich vor, ich, der ich mich unfähig fühle zu solchem Opfer, aber dafür auch keinen Antheil habe an jenem Frieden, den die Welt nicht gibt, noch geben kann.

In Begleitung meiner beiden Studienfreunde besah ich Alles inner- und außerhalb des Hauses, und während ich bei den häuslichen Einrichtungen Einfachheit und Würde bewunderte, betrachtete ich jede Gestalt eines Paters oder Novizen, die uns begegnete, mit einer Ehrfurcht und innerlichen Hochachtung, die mir das Bewußtsein abzwang: „Dieser Mann ist Jesuit oder will es werden!“

Eben standen wir draußen am kleinen Friedhof des Hauses. wo mancher schon seine Ruhestätte gefunden, als der P. Rector zu uns trat und mit einem fast verklärten Blicke sprach: „Hier ruhen wir.“ — Es ergriff mich tief, und ich dachte: „Ja, sie werden Ruhe finden, diese viel verfolgten, viel geschmähten, viel verhetzten Heldenpriester, Ruhe — im Grabe, Ruhe, die die Welt

ihnen nicht läßt, weil der Fürst der Welt in ihnen seine größten Gegner sieht! O könnten sie alle hier stehen, jene verbissenen Feinde der Jesuiten, hier am Grabe jener Männer, deren ganzes Leben dahinfloß in treuem Glaubensleben und Glaubenswirken und denen die Welt nichts ließ als ihren Haß. Wahrlich, jene Menschen müßten reuevoll auf ihre Brust schlagen und ausrufen: „Was haben sie uns gethan, daß wir sie verfolgten?!“

Später hatte ich die Ehre, dem P. Anna, dem greisen Missionär, der namentlich in Baden unzählige Missionen abgehalten, vorgestellt zu werden. Als die Revolution von 1848 gefährliche Geister geweckt und namentlich in Baden schlimm gehaust hatte, da rief man, nachdem der Aufstand niedergeschlagen war, die Jesuiten ins Land, um dem Volk wieder ein Gewissen zu schaffen und es zu lehren, daß „Ruhe des Bürgers erste Pflicht sei“ und der Christ seiner rechtmäßigen Obrigkeit gehorchen müsse. Da waren sie lieb und werth, die „Verhaßten“, und Missionen über Missionen wurden gehalten unter dem reaktionären badischen Ministerium zu Anfang der fünfziger Jahre, und jetzt — jetzt, wo viele Achtundvierziger Hand in Hand mit dem konfessionslosen Staat gegen die Kirche gehen, jetzt werden die Jesuiten wieder gehetzt. Von allen Seiten wird der Polizeistock gegen sie zu Hilfe gerufen und der Kreuzzug gepredigt gegen die Wehrlosen. Im Geisteskampfe ist man den Jesuiten nicht gewachsen und schon längst unterlegen, darum rufen sie die Staatsgewalt an, um das Vaterland und die Freiheit des Geistes zu retten.

Man schlägt jetzt auf Kirche und Jesuiten; wenn aber einmal der Socialismus und Kommunismus auf beide Parteien schlagen wird, dann werden gewisse Leute

die Kirche wieder zu Hilfe rufen, wie nach 48, aber — es dürfte zu spät sein.

Ich sah den greisen, freundlichen P. Anna, der auch in meiner Heimath Haslach Mission gehalten, zum ersten- und letztenmale. Wenige Wochen später und er war todt. Der Herr wollte ihm vielleicht den Schmerz über neue Verfolgungen seines Ordens ersparen.

Ein Nachtquartier bei den gastlichen Vätern schlug ich aus, und will das Warum offen und ehrlich hierhersetzen: Es wurde mir im Kreise dieser weltentsagenden, streng ascetischen Männer je länger je unbehaglicher — in meinem Innern. Immer und immer kehrten Frage und Vorwurf in meinem Geiste zurück: Was thun diese Männer für ihre Seele und was thust du? Und dieser Vorwurf trieb mich hinaus in die Welt — da ich weder Muth noch Kraft in mir fühlte, länger oder für immer zu bleiben. Draußen aber, während ich meine eilenden Schritte durchs einsame Donauthal hinauflenkte, fühlte ich mich recht niedergeschlagen und armselig. Wie wird, dachte ich, der Herr dereinst den himmelweiten Unterschied zwischen dir, dem Weltpriester, und einem Jesuiten richten?

Und doch hat man mich schon öfters für einen Jesuiten gehalten — um meines großen Hutes willen, das einzige, was jesuitenähnlich an mir ist. Aber selbst dieser Hut hat so wenig die richtige Façon, daß ein geistlicher Nachbar behauptet, es wäre ein Freimaurershut, und mich so auf die beschämendste Art um meinen „Jesuiten" bringt!

Eben hatte ich ein klösterliches Haus verlassen, und schon lenkte ich meine abendlichen Schritte einem andern zu, dem Benediktinerkloster Beuron. Für heute aber konnte und wollte ich dasselbe nicht mehr erreichen, im

nächsten Dorfe beschloß ich daher zu übernachten. Der Weg von Sigmaringen nach Beuron führt durch eines der an Naturschönheit reichsten Thäler, das die Donau in ihrem langen Laufe durchströmt, aber dabei ist dieses Thal einsam und menschenleer, wie selten eines.

Weit war ich schon in den dunkelnden Abend hineingelaufen, als ich die ersten Menschen traf, zwei Sigmaringer Bauernjungen, die langsam und singend vor mir herzogen. Wie ich mich ihnen mehr und mehr näherte, begannen sie auf einmal mit voller Stimme zu singen: „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?", was mich ungemein erheiterte. Bis zum Jahre 1866 war den guten Sigmaringern nichts unlieber, als wenn man sie „Preußen" nannte oder, wie die umwohnenden Badener und Württemberger zu sagen pflegten, „Mußpreußen". Man bespöttelte die Hohenzollern, daß sie preußisch seien, und sie selbst sahen sich ungern als königliche Unterthanen. Urtrefflich zeichnet sich diese damalige Volksstimmung in der Anekdote von jenem Sigmaringischen Postillon ab, der regelmäßig nach der benachbarten württembergischen Stadt Riedlingen seinen Postwagen führte, auf die Riedlinger aber, wie es scheint, nicht gut zu sprechen war.

Als er nun eines Tages eben dorthin fuhr, fragte ihn ein Passagier unter anderem: „Nun, wie geht's denn bei Euch, seitdem Ihr preußisch seid?" — „Ganz gut," meinte der Postillon — „nur thäte wir's dene verfluchte Riedlinger do drunten au gönne!"

Nun, man hat es seitdem den Riedlingern und vielen andern gegönnt, und alle jene Umwohner des „Reichs", die einst spöttelten, sind jetzt äußerlich oder innerlich Preußen geworden. Der Sigmaringer aber, der nur mit Scheu ehedem sich diesen Namen gab oder wohl gar sich schämte,

so genannt zu werden, ist nun stolz auf diesen Titel und singt in hohem Selbstgefühl: „Ich bin ein Preuße!"

Solch ein mächtiger, alles ändernder König ist der — Erfolg.

Es war dunkel geworden im einsamen Donauthale, „die Vöglein schwiegen im Walde," und auch ich dachte an baldige Ruhe. Doch wollte kein Plätzchen sich zeigen — ringsum Alles menschenleer, nirgends ein „gastlich Haus". Da tönte ein Glöcklein über den Fluß herüber und „lud den Pilger zum Beten ein", versprach aber auch baldige Herberge. Jenseits des Flusses erblickte ich ein einsames Gehöfte, aber nirgends eine Brücke, die mich hinübergeführt hätte, um des Bauern Gastfreundschaft für einen fremden Wanderer in Anspruch zu nehmen.

Unmuthig ob des trennenden Gewässers ging ich die Straße weiter in die Nacht hinein und dachte eben: „Es fehlt dir jetzt nichts als noch ein Abenteuer, der Anfang dazu ist schon gemacht." — Und siehe da! Nicht tausend Schritte war ich weiter gelaufen, als ein Geräusch von der Felsenseite der Straße her mich aufschauen machte, um zu sehen, wie hinter einem Felsblock hervor eine menschliche Gestalt gegen mich herabsprang. Ich weiß nicht, war's ein Glück für mich oder für ihn, daß er plötzlich im Springen stürzte und den steilen Abhang herunterrollte auf die Straße, vor meine Füße hin. Es war ein verlumpter Kerl, der über gewaltigen Schmerz am Knie stöhnte, mir aber auf mein Fragen und Drohen nicht die geringste Antwort gab', so daß ich ihn endlich liegen ließ und unerschrocken, aber mit etwas Falstaff'scher Vorsicht, weiter ging. Kaum war ich einige Schritte von ihm entfernt, so sprang der Kerl auf und — ins Gebüsch am Donauufer, was mich auf den Gedanken brachte, daß

der Wegelagerer mich mehr fürchtete, als ich ihn. Und so zog ich, wenn auch etwas aufgeregt, doch ruhig weiter und belobte mich innerlich ob meines gezeigten Muthes. Freilich dürfte psychologisch schwer zu entscheiden sein, ob dieses Lob nicht mehr eine Art Zuspruch zum Muth war?!

Mich ängstigte jetzt nur noch der Gedanke, keine Herberge zu finden, woran außer Müdigkeit auch Hunger und Durst mich mahnten. Und hatte schon das Glöcklein mir neckisch eine Hütte gezeigt, die nicht zu erreichen war, so sollte auch mein durstiges Verlangen auf ähnliche Weise gereizt und getäuscht werden. Mein Fuß traf mitten im Wege auf einen Gegenstand, der mich fast zu Falle gebracht hätte. Ich fühlte zuerst mit dem Fuße, dann mit den Händen, und richtig — es war ein echtes und rechtes spundvolles Bierfäßchen. Hätte ich Hahnen und Glas daneben gefunden, ich hätte geglaubt, Sigmaringen wäre das „Schlaraffenland“ oder irgend eine Flußgottheit treibe ihr Spiel mit mir. Aber so stand ich, ein zweiter Tantalus, vor dem braunen Naß, das zudem mein Lieblingsgetränk ist, hatte Durst, viel Durst und konnte nicht trinken. „Scheiden und Meiden,“ heißt's im bekannten Volkslied, „thut weh“ — und so schied auch ich mit schwerem Herzen von dem verlassenen Fäßlein, das, wie ich später erfuhr, einem durchfahrenden Wagen entrollt war — um mich zu necken.

Es war neun Uhr Nachts, als ich auf eine kleine Häuserkolonie traf, in der aber Alles schlief; kein Licht brannte und kein Hund bellte. Rathlos, wo klopfen, stand ich auf der Straße mitten in den Häusern — da rief von ferne eine unsichtbare, feine Frauenstimme (oder war's gar eine Nixe vom Donauflusse?): „Klopfen Sie an jenem großen Haus, es ist das Wirthshaus!“ Ich

wollte der Retterin danken, sah und hörte aber keine Seele mehr, bis ich an die Thüre des bezeichneten Hauses schlug, worauf ein rothbackiger, einäugiger Mann in blauer Blouse öffnete und mir ein Bett verhieß. Mein Wirth und sein Exterieur ließen mich abermal auf eine „Aventure" hoffen, doch verschwand meine Hoffnung oder richtiger Furcht, als ich hörte, ich sei in Thiergarten, einem eingegangenen Eisenwerk des Fürsten von Fürstenberg, und mein Herbergsvater Pächter des ehemaligen Wirthshauses. Ich habe die Ehre, den genannten Fürsten und seinen Domänendirektor persönlich zu kennen, und wußte, daß der letztere seines Herrn „Vasallen" genau mustert und keinem Lumpen etwas anvertraut. Darum überantwortete ich meinen Leib getrost dem Wirth am stillen Eisenhammer, aß von seinem Brode, trank von seinem Bier und schlief den Schlaf des „Gerechten".

Der Morgen kam, gewaltiger Regen strömte hernieder und machte die öde Gegend noch öder. Es gibt kaum etwas Traurigeres zum Anblick, als ein todtes Hammerwerk, dem bei seinen schwarzen Gebäuden, seinem schlackenbedeckten noch schwärzeren Boden das Licht der gewaltigen Lohe fehlt und die finsteren, aber doch malerischen Gestalten der Söhne Vulkans. Die Konkurrenz der preußischen Hämmer am Rheine hat die fürstenbergischen Werke im Donauthale lahm gelegt. Diese Preußen machen doch überall und in allem Konkurrenz, selbst die preußischen Katholiken übertreffen ihre süddeutschen Konfessionsgenossen an Energie und Opferwilligkeit! — Bei strömendem Regen ging der Wanderer unter dem Schutze des Kautschuks von dannen. — Immer enger und einsamer ward das Thal, immer wilder die Felsen und Berge. Da stand am Wege eine Kapelle;

ich trat hinein, um meine Matutin zu beten. Wie staunte ich, als ich heilige Gewänder auf dem Altare liegen sah und einen Kelch, zur Seite Hut und Stock eines Priesters, nirgends aber ein lebendes Wesen. Ich hatte mich nicht lange gewundert, wie in dies einsame Kirchlein ein Priester gelange, als derselbe in Stola und Albe zur Thüre hereintrat, von einem Sterbenden kommend, dem er die letzte Wegzehrung gebracht. Es war ein badischer Pfarrer — denn hier oben im Thale wechseln Baden und preußisch Sigmaringen mit Württemberg in echt altdeutsch-einheitlicher Weise ab.

Ich präsentirte mich dem würdigen Herrn, wir waren bald bekannt, und er erklärte sich aufs freundlichste bereit, mich nach dem Kloster Beuron zu begleiten. In einer Stunde war sein Pfarrhaus erreicht, bald stand ein zur Droschke improvisirter Bauernwagen mit entsprechendem Klepper vor dem Hause. Ich ergriff als „Rossebändiger" die Peitsche, und hinein ging's ins Thal, trotz „Wetter, Sturm und Graus" — Beuron zu. Rechts oben lag die alte Feste Wernwag, auf der einst der Minnesänger Hugo von Wernwag gesungen, der in einem Minnelied (um 1246) seiner untreuen Geliebten droht, sich an König Konrad (IV.) zu wenden „ob ihres Undankes für seinen Dienst und Sang", und wolle dieser nicht richten, an den neuen König aus Thüringerland (Heinrich Raspe) oder „an den Papst, wo man stets Gnade finde".

Kaum hat der Wanderer Zeit, die steile Ruine recht zu betrachten und sich jener gewaltigen Zeit zu erinnern, wo einst diese Sänger und Ritter von ihren einsamen Burgen herab mit den „geharnischten Friederichen" der staufischen Zeit weit weggzogen von Weib und Kind, um drüben in Italien oder im heiligen Lande

deutsche Kraft und deutsches Schwert zu zeigen — so erhebt sich links im Donauthale eine viel schauerlichere, wildschönere Ruine, der alte „Wildenstein“. Hier saß vor etwas über drei Jahrhunderten ein schwäbischer Edelmann von echt altem Schrot, der es verdiente, in einer eigenen Biographie unserer Zeit vorgeführt zu werden. Es ist der alte Graf Gottfried von Zimmern, dessen Lieblingssitz das schauerlich wilde Schloß war, und von dem die Zimmern'sche Chronik gar wunderliche Dinge erzählt.

So war der alte Herr während des schmalkaldischen Krieges von Mößkirch, dem Stammsitze, nach Wildenstein gezogen und erzählt der Chronist hievon also: „Es war datzumal niemands gern zu Wildenstein von wegen der wunderselzamen weis des alten herren, der war mit so großer sorg in eine solliche unordnung mit essen, trinken und schlaffen kommen, daß er, auch menigklichen, hernach dessen höchlichen an der gesunthait entgelten muessen. Es konte des morgens blösig sibne uf der uren oder uf das spettigist achte schlahen, er wolte den imbiß essen. Nachher beruft er den schreiber. Mit dem zecht er; unter der zech macht er reimen von dem Berner[1]) und den risen, wie dann sollich buch, damit er viel muhe und arbait gehapt, noch zu Wildenstein vorhanden. Nach den zwai uhren nach mitentag fieng er an das nachtmal; das weret biß um die vier uhren ungefarlichen. Nachts umb die neun uhren und hernach do man sollt schlaffen geen, do fieng man erst an zu dempfen (trinken). Das weret etlich stundt in die nacht.“

Als der Krieg vorüber war (1547), bestimmte man

[1]) Dietrich von Bern, der altdeutsche Sagenheld.

den Herrn Gottfried wieder gen Mößkirch zu ziehen, was er auch vorhatte; aber, erzählt die Chronik, „er het allain das bedenken, das seines erachtens noch zuvil weins im schloß; den wollt er nit alda lasen, so wollt er in auch nit hinweg fueren, sonder war sein mainung, alda zu bleiben, biß er usgedrunken were. So baldt das publiciert, glaubt kein Mensch, wie sich meniglich beflisse zue drinken, es thete ein jeder das best, damit die Faß baldt gelert wurden. Man saß manichmal biß miternacht bei dem schlafftrunk, do man sonst schlaffen were gangen, denn der wein war guet.“ Der alte Herr aber, so erzählt heute noch der Volksmund, saß den ganzen Tag in dem Erkerzimmer, das die schönste Aussicht auf das Donauthal bot, trank seinen Humpen und betete den Rosenkranz dazu. Denn Graf Gottfried war ein frommer Ritter; täglich besuchte er in Mößkirch die Kirche zweimal zum Amt und zur Vesper, und auf Wildenstein ließ er sich jeden Feiertag und Sonntag die heilige Messe lesen und predigen. Bis in seine letzten Lebenstage ging er, obwohl kranken Leibes, täglich in die Kirche und hielt, als er nicht mehr gehen konnte, in seinem Krankenzimmer Gottesdienst.

Drei Sorten Menschen, pflegte er zu sagen, solle man besonders in Ehren halten, seinen Beichtvater, den Arzt und den Apotheker, denn die könnten einem an Seele und Leib am meisten nützen oder schaden. So oft er beichtete, gab er seinem Beichtvater einen der rheinischen Goldgulden, die er besonders prägen ließ mit dem Bilde der Gottesmutter, er vor ihr knieend als Ritter. 1550 ließ er sich noch 25 Stück schlagen und sagte, die wolle er noch „verbeichten“ und dann sterben. Er starb aber schon 1554, siebenzig Jahr alt, und hinterließ noch

achtzehn seiner Beichtgulden. Sein täglich Gebet, das er nie unterließ und sein „gracias“ nannte, hat er selbst verfaßt und es macht seinem innigen Glauben alle Ehre. Es lautete: „Allmechtiger, ewiger, barmherziger Gott, dir sagen wir lob, ehr und dank, und bitten dich, bis (sei) uns gnedig und barmherzig, iez und zu aller Zeit, insonderheit zu der stund unsers tods; behuet und beschurm uns vor allem übel und gib uns nach diesem armen, ellenden, zergengklichen leben, ewige frewd und sälligkeit durch Jesum Christum, deinen einigen, lieben sohn, in dem du dir ein wohlgefallen hast, unsern herrn und erleser, dem sagen wir lob, ehr und dank, seins allerheiligsten leidens, bluetvergießens und bittern tods, das er um unser sünd willen unschuldiglich und guetwilligclich, uns dardurch von dem ewigen todt zu erlesen, gelitten hat. Und lob und ehr sei Maria, der allerheiligesten, reinsten, hochwurdigisten, gnadenreichesten, barmherzigesten, ewigen junkfrawen, seiner lieben mutter im namen Gots des hailigen gaists. Amen.“

Einen eigenthümlichen Zug Gottfrieds noch zum Abschied vom alten Wildensteiner: Er war kein Freund von Antiquitäten, drum ließ er alle alten Turnierzeuge und Rüstungen seiner Vorfahren, darunter eine werthvolle vom König Ladislaus von Ungarn, welche Kaiser Sigismund einem Grafen von Zimmern geschenkt, in seine Schmiede schicken und dort verschmieden. Aus den alten Urkunden seines Archivs aber ließ er Leim sieden.

Bei seinen Unterthanen war der alte Herr über alle Maßen geliebt und respektirt; noch jahrelang nach seinem Tode zogen die Bauern vor dem Schloß in Mößkirch den Hut ab, wenn sie unten am Gemach vorbeigingen, in dem Gottfried Wernher einst gesessen. —

Lassen wir die Gestalt des wunderlichen Ritters sammt seinem Wildenstein hinter uns und suchen wir im Donauthale Bilder aus unserer Zeit. Wenige Schritte weiter und wir kommen tief unten im Thale zur kleinen Meierei „St. Maurus im Felde", dem Lieblingssitze der verwittweten Fürstin Katharina von Hohenzollern, welche den größten Theil des Jahres zwischen diesen einsamen Felsen, in die der Wildenstein herabschaut, betend und Wohlthaten spendend zubringt. Ihr größtes und verdienstlichstes Werk ist die Wiederherstellung der Abtei Beuron, für welche der hohen, edlen Frau kein Opfer zu groß oder zu viel war. Der Herr aber segnete ihr frommes Unternehmen und ließ sie auch den Mann finden, welcher die junge Pflanzstätte der Söhne des heiligen Benedikt in so vollendetem Geiste einzurichten und zu leiten wußte.

„St. Maurus im Felde" gegenüber an der Landstraße erbaute die Fürstin diesem Lieblingsschüler des heiligen Benedikt die St. Maurus-Kapelle, die mit großem Kostenaufwand, aber in eigenthümlichem Baustile hergestellt und sonderbar gemalt wurde. So hat man, meinte ich, im neunten und zehnten Jahrhundert wohl gemalt, im neunzehnten sollte es anders aussehen.

Eine kleine halbe Stunde von der Maurus-Kapelle weg und wir stehen an der Klosterpforte von Beuron, das sich gar malerisch und großartig von den engen Bergen und dem ragenden Gestein abhebt. Der schöne Bau aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, von „Augustinern" (denn diesem Orden gehörte Beuron ehedem an), aufgeführt, war seit dem Jahre 1802 ohne entsprechende Verwendung im Besitze der Fürsten von Sigmaringen, bis im Jahre 1862 deutsche Benediktiner, die in St. Paul zu Rom Mönche geworden, unter der Municifenz der

genannten Fürstin Katharina das Kloster käuflich erwarben. Schon im folgenden Jahre waren die Gebäude wohnlich hergestellt, von den Mönchen unter dem Prior Maurus Wolter, der Seele des ganzen Unternehmens, bezogen, und die alte, eingegangene Wallfahrt wieder eröffnet. Unter sichtbarem Segen Gottes wuchs die junge Mönchsfamilie derart heran, daß schon nach fünf Jahren aus dem Prior ein Abt wurde und heute Beuron, mit Priestern und Novizen reichlich versehen, zu einem der nach Regel und Geist des heiligen Benedikt vollendetsten Klöstern dieses Ordens geworden ist.

Ich war schon in verschiedenen Benediktinerklöstern unserer Zeit, in verschiedenen Ländern, habe aber in keinem so sehr „den heiligen Vater“ Benediktus aufleben sehen in seinen Söhnen wie in Beuron.

Welch' strenge Ascese, welch' eine Ruhe, welcher Friede unter und in diesen Mönchen! Ueberall der Hauch eines strengen, aber vergeistigten Klosterlebens, wie es uns namentlich in der Person des Abtes, dieses fein gebildeten Geistes, so wohlthuend und ergreifend entgegentritt. Möge dieser Geist Wolters seine Nachfolger nie verlassen, und Beuron wird die Perle der deutschen Benediktinerklöster werden und bleiben! So wie in Beuron soll das Mönchsleben nur noch sein in der Abtei Solesmes unter dem großen Dom Gueranger, dessen Schüler, wenn wir nicht irren, Abt Wolter ist, und der in regem geistigen Verkehr steht mit der jungen Stiftung an der Donau.

„Und lernen leben in Gesellschaft wir, ist Einsamkeit es, die uns lehrt sterben“ — diese trefflichen Worte Byron's traten mir nie lebendiger vor die Seele, als in der stillen Klostereinsamkeit von Beuron. Man mag diese

schweigsamen Mönche in die Kirche begleiten, um ihren herrlichen Chorgesang zu hören, man mag sie im Refektorium ihr einfaches Mahl einnehmen sehen, man mag auf den stillen Klostergängen ihnen begegnen, stets wird man das Eine auf ihren Gesichtern lesen: „Diese Männer haben Alles verlassen, um ihre Seele zu retten.“

Möchten doch alle jene Menschen, die Feinde der Klöster sind und von „geistlosem Gebet und Faulenzen“ reden, einmal einige Tage das Klosterleben mitmachen in Beuron, diesem jüngsten der deutschen Benediktinerstifte, und ich wette, auch der stärkste unter jenen Herren hielt es nicht zwei Tage aus bei diesen „geistlosen Betern und Faulenzern“, so sehr würden sein Geist und sein Leib in Anspruch genommen. Aber das gehört ja auch zu den vielen Zeichen unserer Zeit, hinter dem Bierglas und vor der Weinflasche an wohlbesetzter Tafel über Mönche zu schimpfen, deren einer oft mehr wiegt an Geist und Mannesmuth und Selbstverleugnung, als eine ganze Legion unserer Alltagsmenschen.

Im Kloster traf ich auch einen Dominikanermönch aus Bologna, vertrieben aus Neu-Italien, ein prachtvoll schönes Mönchsgesicht. Wir machten zusammen einen Spaziergang außerhalb der Klausur; er erzählte mir von seinem schönen Kloster in Bologna, wo er seit seinem achtzehnten Lebensjahre so glücklich gelebt, und wie man sie vertrieben, die armen Mönche, den einen dahin, den andern dorthin, und wie ihn sein General auf Verlangen des Abtes als Lehrer nach Beuron gesendet, wie gut es ihm gefalle unter diesen frommen Benediktinern, wie sehr aber seine Gesundheit leide unter den rauhen Lüften und Felsen im Donauthale, ferne der südlichen Heimath. O Bologna, Bologna! rief er wiederholt aus, und Thränen

der schmerzlichsten Sehnsucht nach seinem heimathlichen Kloster, in dem jetzt Soldaten hausen, traten ihm in die großen, dunkeln Augen, und sein tiefer Schmerz ergriff auch mich gewaltig. Wahrlich, wenn die Ungerechtigkeit unserer Zeit und die Thränen, die über sie geweint werden, noch gerächt werden, so müssen wir schwere Gerichte erleben!

Eines noch fand ich, zum ersten Mal im Gespräche mit einem italienischen Priester, daß der noch junge Dominikaner in der Theologie so eminent zu Hause war, daß ich, dem italienischen Mönche gegenüber, mir vorkam wie ein armseliges Schulbüblein. Auch wieder ein Beweis von den „dummen italienischen Pfaffen" und von den vielen „unwissenden Bischöfen Italiens, welche die deutsche Gelehrsamkeit bei den vatikanischen Dekreten niedergestimmt haben".

Als ich, nach einer im Kloster zugebrachten Nacht, am andern Morgen kurz vor der Abreise in eine Loge oberhalb des Chores der Kirche trat, sangen die Mönche eben das Credo in so ergreifend schöner Weise, daß ich mir alle Katholiken hierhergewünscht hätte, um diesen herrlichen Gesang mit seinem „unam, sanctam, catholicam et apostolicam ecclesiam" zu hören.

Neben mir kniete der Mönch von Bologna, schaute wehmüthig hinab zu den Mönchen im Chor, sang still mit ihnen und — weinte. Auch mir trat eine Thräne ins Auge, aber diese Thräne, sie that meinem Herzen unendlich wohl und wehe zugleich, indem der glaubensinnige, den Glauben so tief weckende Gesang der Mönche und das schmerzliche Wehe des armen Dominikaners zugleich mich ergriffen hatten. Stumm reichte der Weinende dem Weinenden die Hand zum Lebewohl. „Et

vitam aeternam — Amen“ (und ein ewiges Leben. Amen) sang es unten im Chor. Verklärt lächelte das schöne Antlitz des Heimathlosen bei diesen Trostworten. Ich schied.

Es war ein warmer Augustabend des Jahres 1884, da ich von Krauchenwies, wo ich dem Fürsten von Sigmaringen in seiner Sommerresidenz die Aufwartung gemacht hatte, das Donauthal heraufgefahren kam, um in Beuron zu übernachten.

Die dunklen, zackigen Felsen lagen schon im Abendschatten und nur über dem Kloster leuchtete noch ein letzter Sonnenstrahl, als wollte er recht deutlich aufmerksam machen, daß es todt sei. Und so war es. Die Mönche von Beuron hatte der Sturm des Kulturkampfes verjagt, sie aßen, wie einst der Dominikaner von Bologna, das Brod der Verbannung. Nicht mehr tönte der herrliche Gesang durch die Hallen der Kirche, die stille und verlassen war, wie ein Kirchhof.

Im großen Gasthaus nebenan weilten einige Sommerfrischler, konnten aber die Vereinsamung, die rings um das Kloster einem in die Seele trat, nicht ändern. Seit 1888 sind die Benediktiner in ihre Heimath wieder zurückgekehrt, und wer sie je in dem felsigen Donauthale leben und wirken gesehen, wird sich dessen von Herzen freuen.

Der Weg aus den Felsen des Donauthales in die Ebene bei Friedingen ist ungemein steil und beschwerlich; darum hatte ich mich von einem Bauersmann mit seinen Pferden in dieses öde Städtchen fahren lassen. Von da übernimmt die Post flußaufwärts den Transport bis Tuttlingen.

Ich setzte mich wieder zum „Postle“, wie der Schwabe sagt, und ließ mir von ihm erzählen, da die Gegend meine Neugierde nicht reizte. Er war ein Mann von nahezu

sechzig Jahren, aus dem schwäbischen Allgäu, zuerst zwölf Jahre Soldat und seitdem bald Fuhrknecht bald Postknecht gewesen. Ich fragte nach seiner Heimath, Vater, Mutter und Geschwister, und rührend erzählte er mir von der Liebe zu seiner Mutter, die nun fast dreißig Jahre todt sei. Als sie aufs Todtbett kam, war er Soldat in Ludwigsburg, vierzig Stunden von seiner Heimath. Der Schulmeister schrieb dem jungen Krieger, die Mutter wolle ihn nochmals sehen. Er meldet sich sofort bei seinem Obrist, bittet um Urlaub und fünfzig Gulden Geld auf seinen Einstand hin; der Obrist gewährt beides, und nun eilt er in kaum drei Tagen den vierzigstündigen Weg heim zur kranken Mutter. Es war Nachts zehn Uhr, als er hineintrat in die väterliche Hütte und an das Bett der Sterbenden. Sie erkannte ihn noch und dankte Gott, daß sie ihn nochmals gesehen. Eine Stunde später — und der Soldat hatte keine Mutter mehr. Der Vater war schon längst todt, seine Geschwister arm — da griff der Wackere in seine Tasche und legte die fünfzig Gulden auf den Tisch, um Kranken- und Leichenkosten zu bestreiten, und ging von dannen, denn sein Urlaub war nur auf sechs Tage gestellt. Abermals legte er den weiten Weg in der gleichen Zeit zurück, litt Hunger und Durst, war zur Stunde wieder in der Kaserne, getröstet in seinem Schmerz, weil er die Mutter nochmals im Leben und im Sterben gesehen.

Jahre vergingen, unser Soldat hatte sich als Fuhrknecht 700 Gulden erspart; die lieh er seinem Bruder auf der Heimath. Der hatte Unglück, kam um Hab' und Gut, das Geld ging verloren, der Arme ward todtkrank. Da kam der „Postle" abermals in die Strohhütte im Allgäu zum kranken und bekümmerten Bruder, gab ihm

die Hand und sprach: „Bruder, kränke dich nicht, weil du mein einzig Hab' und Gut verloren, das soll dir in der Ewigkeit nicht schwer fallen. Alles sei geschenkt und vergessen. Der dort oben wird schon sorgen.“ Der Bruder starb und der „Postle“ ging wieder zu seinen Rossen. Jahre gingen abermals ins Land, des Bruders hinterlassene Tochter war herangewachsen, der „Postle“ hatte wieder etwas verdient und nun mußte für das verlassene Mädchen gesorgt werden. Er kauft das Haus des Vaters, übergibt es der Nichte nebst einem braven Mann, einem Schneider. Sie sind glücklich, der „Postle“ auch, und wenn's bald nicht mehr geht bei Sturm und Wetter auf der Straße, so zieht er heim ins Allgäu und stirbt in der Stube, wo Vater, Mutter und Bruder gestorben.

Nicht wahr, lieber Leser, es gibt in unserer herzlosen, glaubenslosen Zeit doch noch Menschen, und das wird dir und mir zum Troste sein!

Wir waren in Tuttlingen am Bahnhof. Ich wollte dem edlen Menschen ein Stück Geld geben, er nahm es nicht und sprach: „Es ist mir lieber, Herr Pfarrer, wenn Sie für meine Eltern, meinen Bruder und mich, da ich so selten in die Kirche komme, beten“ — lenkte seine Rosse um, ich konnte ihm nur noch die Hand drücken, und fuhr seines Weges zurück. — Ob am Tage des Gerichtes ein solcher Mensch nicht über Dich und viele andere, die jetzt hoch auf das Knechtlein herabschauen, richten wird? — sprach ich zu mir und verschwand im Wartsaale.

Tuttlingen, das malerisch an der Donau gelegene, gewerbreiche Städtchen, kannte ich seit Jahren und deßhalb wollte ich gleich weiter fahren. Es rief in mir aber alte Erinnerungen wach.

Ich war noch Schulmeister und hatte die Weihnachtsferien des Jahres 1866. In Möhringen an der Donau war der Pfarrherr krank und bat mich, ihm die Pfarrei zu versehen für einige Tage. Pfarrer Kuttruff und seine goldhaarige Nichte, die „Resi“, waren mir aus dem heimathlichen Kinzigthal her wohl bekannt, und ich sagte gerne zu, auch weil ich ein neues Stück Gegend sehen konnte. Ferien gab es außerdem neben meiner Pastoration her.

Am Morgen ging ich jeweils einen steilen Berg hinauf zum Waldrand und träumte ins Donauthal hinein, und am Nachmittag wandelte ich gen Tuttlingen flußabwärts, wo es „ein gutes Bier“ gab. Unweit Möhringen besaß der Fürst von Fürstenberg ein großes Eisenhammerwerk an der Donau, dessen Verwalter ein Freund von mir war. Der kam am Nachmittag, holte mich ab, und mit dem braven Junggesellen, der jetzt schon längst todt ist, zog ich in den Schwanen nach Tuttlingen. Da saß dann im Nebenzimmer ein alter württembergischer Volksschullehrer und Virtuos an dem Klavier und spielte die schönsten Melodien. Jung, wie mein Freund und ich es waren, sangen wir lustig die alten Volks- und Studentenlieder, und des Schwanenwirths Töchter sangen mit uns. Spät am Abend zogen wir zwei „Badische“ in die kalte Winternacht hinein Möhringen und Immendingen zu und sangen und summten weiter.

Fast zwanzig Jahre später, 1884, kam ich zum dritten Mal nach Tuttlingen und jetzt suchte ich das Wirthshaus von ehedem auf. Aber selbst das Haus war in seiner alten Gestalt verschwunden, und als ich nach den Menschen von damals fragte, nach dem alten Lehrer, den Schwanen-Töchtern und dem schönen Christbaum von 1866 — da

schauten mich die Leute an, als ob ich vom vorigen Jahrhundert redete. Kein Mensch wollte mehr etwas von ihnen wissen.

Sind denn alle fortgegangen,
Jugend, Sang und Lebenslust —

dachte ich mir, und es ward mir trübe zu Muthe beim Gedanken an unsere Vergänglichkeit. Wahrlich, wer sich überzeugen will, recht drastisch und packend, wie kurz unser Leben ist, der gehe nur nach zwanzig Jahren wieder an einen Ort, den er seitdem nicht mehr gesehen, und frage nach den Menschen von damals! —

Bei meiner zweiten Fahrt durch Tuttlingen hatte ich alsbald den Zug benützt, um nach Rottweil zu kommen. Diese Reichsstadt, kaum größer als Tuttlingen, aber vornehmer und vielversprechend auf einem Hügel gelegen, hat mich gewaltig überrascht. Ich kenne die schwäbischen Reichsstädte fast alle, aber Rottweil ist jedenfalls die schönste.

Alte Häuser, alte Kirchen, alte Thürme, helle Straßen und Plätze auf luftiger Höhe machen diesen alten Sitz des Reichsgerichts zu einem reizenden Städtebild. Und die alten Rottweiler hatten zweifellos auch weit mehr „Schneid" als die Reichsgerichtsräthe; denn sie hatten den Muth, 1463 selbst der Schweizer Eidgenossenschaft sich „zuzuwenden", während die Reichsjuristen oft jahrelang die Courage nicht fanden, ein Urtheil zu fällen.

Aber auch die neuen Rottweiler sind „Hauptkerle"; sie bezahlen keinen Kreuzer Gemeindesteuer, haben also gut gewirthschaftet mit dem, was die Alten ihnen hinterlassen.

Ich wanderte noch am Abend durch die Straßen und Gassen und kam auch hinaus in die Lorenzkapelle, wo ein römischer Mosaikboden, Orpheus unter den Thieren darstellend, gezeigt wird. Ein Schuhmacher nebenan bewacht den Schatz, ist Kustode und Cicerone und erzählte mir für sechs Kreuzer die ganze Geschichte von dem heidnischen Zitherspieler „Orpheïs“, mit dessen Hauptheldenthat er also schloß: „Der Orpheïs isch a Haid g'wä[1]), aber do e so e guater Christ, daß er den Teifel aus der Hölle g'holet het.“ Sprach's und kehrte auf seinen Schusterstuhl zurück und ich in die „alte Post“, wo alte Rottweiler Bürger und Stammgäste mir den Abend versüßten.

Am folgenden Tag zog ich ins Badische und kam nach Villingen, von wo es nicht mehr weit ist an den Bodensee.

Da ich aber meine Erzählung mit einem nicht erzählten Schwabenstreich, den ich später bringe[2]), begonnen habe, will ich sie schließen mit dem „Spion von Villingen“.

Die Villinger, stets Bewohner einer höchst respektablen Stadt, aus der in alter und neuer Zeit viele große Gelehrte hervorgingen, machten auch einmal, wie's recht und billig ist, ihren Schwabenstreich. Als die Schweden sich der wohlbefestigten Stadt näherten, flüchtige Bauern ihr Kommen ankündigten, die Thurmwächter aber noch nichts sahen, schickten die Bürger „einen Spion“ aus.

Ob sie den dümmsten oder den gescheidtesten, einen aus dem Rath oder einen Hintersaß genommen, meldet die Sage nicht. Item der Spion ward aus dem Thor

[1]) gewesen. [2]) In dem Kapitel „Im Schwabenland“.

gelassen und ging listig Peterzell zu, wo er richtig einem Häuflein schwedischer Reiter in die Hände fiel. Diese griffen alsbald nach dem Bürgersmann. Der aber nicht faul, beruft sich behufs Befreiung auf seine amtliche Sendung und spricht:

„Laßt mi gau[1]), i bin der Spion von Villingen!"

Seitdem sollen es die Villinger ungut nehmen, wenn man von ihrem Spion spricht. Das sollten sie aber nicht thun, weil, wie oben gesagt, „Schwabenstreiche" ein Zeichen von Gescheidtheit sind.

[1]) gehen.

Ein Ausflug ins Kloster.

1875.

Es war früh im Frühjahr. Ich hatte einige Wochen auf einer Winterkurstation in der Schweiz zugebracht, um durch streng vegetarianisches Leben und kalte Einwickelungen meine Nerven zu beruhigen. Es war keine Kleinigkeit für einen alten Fleischesser und Biertrinker, mitten in des Hornungs kalten Tagen Mehlbrei, kalte Milch und Aepfel zu verspeisen und jeden Morgen um vier Uhr in eiskalte Tücher gewickelt zu werden.

Die sechs Wochen der Kur waren endlich um. Ich war Vegetarianer mit Willen geworden, und war auch mein Nervensystem nicht viel anders, so hatte ich doch gelernt, wie gut es ist, seinen Leib möglichst zu kasteien. An Entbehrungen gewöhnt, mit sehr deprimirtem Temperament ausgestattet, konnte ich leichten Herzens noch einige Tage „ins Kloster", statt direkt heimzukehren zu den alten Fleischtöpfen.

Es wohnt sehr wenig Klostergeist in mir; die Vegetabilien aber, die ich in den vergangenen Wochen genossen, hatten mich so sanftmüthig gestimmt und demüthig gemacht, daß ich in jenen Tagen jeder Klosterregel gerne mich

gefügt hätte. Jetzt begriff ich, warum das nach vielen Millionen zählende Volk der Hindu uns als so mild und zahm geschildert wird — die Hindu sind alle strenge Vegetarianer.

Am Charfreitag hatte ich noch dem Gottesdienst in der Kathedrale von St. Gallen, in dessen nächster Nähe die Kuranstalt liegt, angewohnt und am folgenden Ostersamstag verließ ich die Stätte des Wassers und der Diät, um über den Bodensee hinüber dem Kloster zuzueilen, bevor die heiligen Ostertage anbrächen, die ich in seinen Räumen zu verbringen gedachte. Es ging ein scharfer Nordwind über den See, als ich am Bahnhofe in Rorschach ankam; und trotzdem Ostern vor der Thüre war, zeigte der Schnee noch fast überall an den Ufern hin sein bleiches Angesicht. Deßhalb zog ich es vor, statt zu Schiff nach Lindau überzusetzen, mit der Eisenbahn über Bregenz, d. h. mit der Kirch' um's Dorf zu fahren.

Als wir oben bei St. Margarethen die Rheinbrücke passirt hatten, winkte mir zwar schon ein Kloster zu, das gerne mich über die stillen Festtage in eine gastliche Zelle aufgenommen hätte. Es war die Augia major, das liebliche Mehrerau, in dessen Mauern manch lieber Freund mir wohnt, und wo der hochbetagte Prälat schon gar oft, mit stets gleicher Freundlichkeit, mich unruhigen Gast für einige heitere Stunden um sich duldete. Heute werfen wir blos einen grüßenden Blick nach seinen schlanken Thürmen, schauen dann rechts hinauf zum felsigen Kirchlein des heiligen Gebhard, betrachten am Bahnhofe in Bregenz einige legère Jägeroffiziere und ein paar dunkle, rundbemützte Mädchen aus dem Bregenzer Wald — und verlassen das österreichische Gebiet mit Dampfeseile. Bald haben wir, oben im östlichen

Seewinkel, die blauweißen Pfähle Bayerns und auch Lindau erreicht.

Lindau nennt man gerne das deutsche Venedig, von seiner Lage auf einer Bodensee-Insel. Es geschieht hiemit der alt-schwäbischen Reichsstadt viel zu viel Ehre. Wer je einmal durch ihre langweiligen Straßen gewandelt und vor ihren verschlossenen Kirchthüren gestanden, der wird an Alles eher denken, als an Venedig. Und doch hat Lindau einige Aehnlichkeit mit der einstigen Königin des adriatischen Meeres in den Lagunen. Wie an der Piazetta in Venedig der Löwe von San Marco auf der Säule steht und trübselig hinausschaut auf Lagunen und Meer, so sitzt am Hafen Lindau's auf gewaltiger Basis der bayerische Leu und blickt grimmig über das schwäbische Meer hin. Beide Löwen können Betrachtungen anstellen über Einst und Jetzt. Nur wird das Thier des heiligen Marcus etwas mehr zu erzählen wissen, als sein noch sehr junger Kollege am Bodensee . . .

Doch wir haben nicht lange Zeit, in Lindau uns aufzuhalten, Löwenbetrachtungen anzustellen und Löwengedanken zu enträthseln. Wir eilen vor Abgang des Zuges, der uns ins Bayernland hineinführen soll, auf das Telegraphenamt, den Klosterfreund, dem der Besuch gilt, von unserm Nahen zu benachrichtigen, auf daß er an der betreffenden Station uns empfange und uns den Weg zeige in das uns bisher unbekannte Kloster.

„Aber in was für ein Kloster willst Du denn?“ wird der Leser endlich einmal fragen. „Es ist schon so viel davon geredet, und noch weiß kein Mensch, wo Du hin willst!“ —

Die erste und beste Eigenschaft einer Erzählung ist, daß sie spannend sei, und deßhalb will ich deine Er-

wartung möglichst lange unbefriedigt lassen und dir erst an der Klosterpforte sagen, wo wir sind.

Fahren wir einstweilen hinter Lindau ins bayerische Allgäu, jenes liebliche Voralpenland, das schon die Römer kannten, und von dem Strabo, der alte Geograph, sagt, daß es Käs, Harz und Pech im Ueberfluß erzeuge und voller Hügel und Berge sei. Wälder und Wäldchen, Weiden und Wiesen, Höfe und Dörfer wechseln bunt ab in diesem „Alpgäu", und die bayerischen Hochalpen schauen heute schneebedeckt in das dem Frühling schon sich erschließende Vorland. Wie ihre Ahnen, die raublustigen Vindelicier und Rhätier, sind die bayerischen Allgäuer Käs- und Pechfabrikanten, und mancher Deutsche verspeist Allgäuerkäs für Schweizerkäs, ein Unglück, das allerdings nicht groß ist.

Es ist indeß hohe Mittagszeit geworden, und ich greife zu meiner Stärkung, die ich noch vom Kurhause mitgenommnn: Kleienbrod und Aepfel, ein echt vegetarianisches Gericht. Zwei Mitreisende, offenbar Handelscommis, die ihre Cigarren dampfen, schauen mich bedenklich an und lächeln verständnißinnig. Sie dachten wohl: „Der ist entweder ein finsterer Ascet oder ein Narr, daß er so behaglich Aepfel und schwarzes Brot verspeist, wo es doch an jeder Station Cognac, Wein und Kotelettes gibt."

In der That werden Menschen, wie die Vegetarianer, welche dem Luxus in Speise und Trank entsagen und mehr der Natur sich zuwenden, vielfach für Halbnarren angesehen. So wird in der ganzen Gegend, wo die genannte vegetarianische Natur-Heilanstalt sich befindet, von sämmtlichen Einheimischen ganz bedenklich der Kopf geschüttelt über die fremden Kurgäste, die da barfuß,

barhäuptig durch die Berge und Thäler der Kantone St. Gallen und Appenzell ziehen und überall nach Milch und Aepfeln, statt nach Wein und Bier fragen.

Hiefür nur eine kleine Anekdote. Ich machte eines Tages mit zwei andern Herren, die übrigens wie ich Hüte und Stiefel trugen, einen Spaziergang. Bei der Rückkehr zur Kuranstalt aber fanden wir uns nicht mehr zurecht in Bezug auf den kürzesten Weg. Wir fragten einen Bauersmann, der die Straße daherzog. Er zeigte uns die Richtung, auf der wir die Hauptstraße am sichersten fänden, und fügte hinzu: „Es gibt dort unten noch einen nähern Weg dahin, allein den kann ich den Herren nicht rathen; denn dort laufen in der Regel die Narren von der Kuranstalt des Dr. H.“ Der gute Appenzeller wußte nicht, daß wir selbst zu den „Narren“ gehörten, und hatte keine Ahnung von der Bedeutung der Mienen, mit denen wir uns gegenseitig anschauten.

Meine Kollegen im Bahnzug Lindau-München schienen ebenfalls die Ansicht des Appenzellers zu theilen; denn als ich in Kempten den Wagen verließ, schauten sie hohnlächelnd mir nach.

Wir sind in Kempten aus dem Allgäu heraus und in Bayerisch-Schwaben, in der großen Ebene, die zwischen Iller und Lech sich ausdehnt. Ich war schon oft an der alten Reichsstadt, via München, vorbeigefahren, ohne sie zu betreten. Heute gab mir mein Zug, welcher in der Richtung Memmingen-Ulm weiter gehen sollte, zwei Stunden Aufenthalt, die ich zu einer kurzen Wanderung durch Campidunum verwenden wollte.

Man mag den heutigen Bewohnern von Kempten nachsagen, was man will: sie seien liberal und altkatholisch — Eines muß man ihnen lassen, eine schöne Stadt

haben sie. Aber sie sind unschuldig daran, weil die alte Reichsstadt, wie sie auf Schritt und Tritt uns anschaut, ein Erbstück ihrer Ahnen ist. Noch wenig mittelalterliche Städte hab' ich gesehen, die so behäbig, so urbürgerlich und patrizisch mich anschauten, wie Kempten. Zinnen, alte Thürme, Erker, hohe Häuser, enge Straßen grüßen aus längst vergangenen Tagen den Wanderer im neunzehnten Jahrhundert und wollen erzählen von der guten alten Zeit, von den Festen der Reichsstadt, da Kaiser, Herzöge, Grafen und Ritter hier ihre „Tage" hielten und ein wohlhabender Gewerbestand blühte. Doch da lese ich eben auf einem Schilde „Gasthaus zum Schwanen" — und es fällt das Lied mir ein vom Schwanenwirth in Kempten, das im ganzen Schwabenland bis an den Bodensee hin die Mütter ihren Schoßkindern vorsingen, um sie durch Gesang und Rhythmus einzuschläfern:

Der Schwanewirth in Kempte,
Der het a guete Brennte; [1])
Der het a guete Brenntewei',
Do kehre' alle Fuhrleit ei'.

Leider wird das Lied vom Schwanenwirth mehr und mehr verdrängt seit dem letzten Krieg mit den Franzosen. Jetzt singt man den jungen Germanen:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Und selbst die Kemptener singen das neue Lied; denn sie sind Mordspatrioten, namentlich seitdem „Fritze" bei einer Durchreise in Kempten ausgestiegen und am Bahnhof mit den ihn empfangenden Sängern den ersten Baß gesungen hat. Der „Schwanewirth" hat zur Zeit nur

[1]) Branntwein.

noch Renommée durch sein gutes Bier. Und da kam der „Vegetarianer“ zum erstenmal in Versuchung und — fiel. Ich wollte es mir nicht nachsagen lassen, nicht beim „Schwanewirth in Kempte“ gewesen zu sein.

Ich hätte das Gesicht meines verehrten Freundes Dr. H., des geistreichsten Vegetarianers in Süddeutschland, sehen mögen, wenn er mich geschaut hätte am ersten Tage, da ich seine Anstalt verließ, — beim „Schwanewirth in Kempte“. Nie war ich während der Kurzeit wie andere „Vegetarianer wider Willen“ nach St. Gallen gegangen, um heimlich Bier oder Kaffee zu trinken oder ein Kotelett' zu essen — und heute solcher Abfall vom Prinzip! Und doch war ich nur um meiner Liebe zur Volkspoesie willen hineingegangen zum „Schwanewirth“ und nicht aus sinnlichem Verlangen nach dem Nasse Gambrin's.

Dicht voller Bauern — es war offenbar Markt gewesen — qualmte die dunkle, erdhafte Bierstube des Schwanenwirthes mich an. Vergeblich schaute ich nach diesem. Ich sah nur seine stattliche Frau und die geschäftige Kellnerin, die mich gar nicht lange fragte, was ich begehrte, sondern mir einen Humpen vorsetzte, wie den andern Bauern auch. Ich trank, trank, trank, bis er leer war, ohne den Schwanenwirth gesehen zu haben. Nach ihm fragen wollt' ich nicht, da er sonst nach meinem Begehren sich erkundigt, und er mir jedenfalls nicht auf den klassischen Boden der Volkspoesie hätte folgen können, wenn ich ihm den Grund meines Besuches auf diesem Fundament erklärt hätte. In Rom gewesen und den Papst nicht gesehen, ist thöricht, und in Kempten Bier getrunken und den Schwanenwirth nicht erblickt — trotz aller Prinzipverletzung — war mir innerlich sehr ärgerlich.

Dazu schauten mich die Leute so wildfremd an; sie konnten, so schien es, nicht recht begreifen, wie ein „geistlicher Herr“ sich in diese Bierstube verirrt habe. Darum brach ich auf und trat in den Hausflur, um weiter zu gehen. Da stand hinten im Hof — der Schwanenwirth. Er und kein Anderer war es, der dicke, behäbige, barhäuptige Braumeister, wie er im bayerischen Bierbuche steht. Ich schaute fest hin und er her, und ein einziger Blick der Gegenseitigkeit hatte mich überzeugt, daß der „Schwanewirth in Kempte“ — kein Freund der „Schwarzen“ sei. Ich ging von dannen und recitirte:

Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

So ging's mir beim „Schwanewirth in Kempte“.

Ich zog die Straßen auf und ab und suchte das Stift. Schon näherte ich mich der weiten Rotunde, da fiel mir ein, daß ich ja noch weiter reisen wollte. Vor lauter „Schwanewirth“ hätte ich bald den Zug verpaßt. Meine Uhr rief mir die nahe Zeit der Abfahrt entgegen, und das Reichsstift Kempten mußte sich mit einem Blick begnügen, der jedoch inniger und herzlicher war als der des Schwanenwirthes.

Aber das Kloster und ich sind eigentlich alte Bekannte, ohne daß wir uns je in der Nähe gesehen hätten. Vor zehn Jahren saß ich zur Sommerszeit in den kühlen Räumen des Reichsarchivs in München neben dem heutigen Erzbischof und stöberte wochenlang die Archivalien des Klosters Kempten durch, um nach Urkunden der Bischöfe von Konstanz zu fahnden. Ich trug mich damals mit dem Gedanken, Regesten der Konstanzer Bischöfe zu sammeln: ein Gedanke, der schon längst aufgegeben ist. Denn wer kümmert sich heutzutage noch um alte Urkunden

und vergilbtes Pergament? Das will kein Mensch mehr drucken, kaufen und lesen. Und „alte Briefe“ sind ohnedies nicht mehr viel werth in einer Zeit, wo selbst die neuesten Staatspapiere im Kurs fallen.

So schied ich von Kempten. Den „Schwanewirth“ hatte ich gesehen, aber das uralte Stift nicht — ein Fluch der bösen That, des Abfalls vom vegetarianischen Prinzip. Unbefriedigt bestieg ich den Reisewagen und fuhr weiter in den Abend hinein. Ich weiß nicht mehr, ist es die dritte oder vierte Station hinter Kempten, an der wir halten, aber das weiß ich, daß es recht dunkel war, als ich ausstieg. Eine noch dunklere Klosterchaise seh' ich am Bahnhof stehen, und eine ganz schwarze Gestalt tritt an mich heran und frägt, ob ich wäre, wer ich bin. Es ist ein Pater des Klosters, den mein Klosterfreund, abgehalten, mich selbst abzuholen, an seiner Stelle sammt Wagen gesandt hatte.

Ein Frühlingsabend feucht und grau,
Im Schlamme keuchte der Wagen;
Doch trotz des schlechten Wetters und Wegs
Durchströmt mich süßes Behagen —

singt einmal Heine.

Nacht war's. Halb Regen, halb Schnee sandte das sternenlose Himmelszelt, und schlecht war die Landstraße durch das hügelige Land. Aber mit mir im Wagen saß einer der gemüthlichsten Patres des ganzen Ordens vom heiligen Benedikt, und deßhalb mein „süßes Behagen“. Mein Gefährte ist ein alter Herr, wie wir ihn in seiner Art nur im katholischen Landklerus und in noch verbesserter Auflage in katholischen Klöstern finden. Jene unbeschreibliche Bonhomie, das Abbild der innersten Treuherzigkeit, jene milde Gesprächigkeit und jene freundlich

strahlende Demuth — all das begleitet von einer ab und zu genommenen Prise Tabak — machen einem derartige Männer über alles lieb. Man lernt von diesen äußerlich unscheinbaren Naturen gar viel. Man sieht die ganze Liebenswürdigkeit des Menschen, wie er sein soll, und erkennt daran, wie weit man selbst vom eigentlichen Menschenwesen entfernt ist. Es kommen mir solche Sterbliche vor, wie Kinder, die vom Menschenelend und dem Thal der Zähren nichts wissen, stets lächelnd ihr Auge zum Firmament gerichtet haben und buchstäblich den Himmel voller Sterne sehen, rein und hell und ungetrübt. Und so muß auch ihr Inneres sein, wie ein kleiner, stiller, einsamer Waldsee, ewig glatt und ewig wellenlos, in dessen reinem Spiegel ruhig strahlend die Sternlein des Himmels sich schauen.

Solch' ein Mensch ist auch unser Pater Magnus oder Mang (wie das bayerische Volk sagt), den wir auf dem Wege von der Station bis zum Kloster bei uns haben.

Unvermerkt, nur mit dem Studium dieses Menschenbildes beschäftigt, bin ich nach langer Fahrt auf einer Höhe angelangt. Schnee bedeckt den Hügel und macht hell die angebrochene Nacht. Von einem einsamen Gehöft kommt ein menschliches Wesen und ruft unserem Kutscher Halt zu. Es ist eine Frau, die den Pater bittet auszusteigen, da jemand schwer krank im Hause liege. Sie hatte den Klosterwagen gekannt und suchte bei seinen Insassen zunächst Rath, ob ein Doktor nöthig sei. Ich bilde mir ein, langjähriger Naturarzt zu sein, und so verließ ich allein den Wagen und folgte dem Weibe durch den Schnee hin. In armseliger Bauernstube fand ich einen alten Mann und prognosticirte so-

fort eine Lungenentzündung, verordnete kühlende Kompressen auf die Brust, da ich Halbbäder und Einwicklungen den Leuten nicht rathen durfte. Am Morgen, so receptirte ich weiter, sollten sie, wenn es nicht besser wäre, nach dem Arzt und dem Geistlichen zugleich schicken.

Der Kranke dankte dem „fremden Herrn", den er noch nie im Leben gesehen habe, und meinte, es werde gewiß besser werden, weil ich so unverhofft in seiner Noth auf diese Höhe gekommen sei. Wie ich später erfuhr, kam er richtig mit dem Leben davon.

Wir fahren weiter durch einen Wald in die Niederung. Der Schnee nimmt ab und die Dunkelheit zu. Im Wagen strahlt nur das kindliche Gemüth des Paters Mang weiter, der mir immer etwas mitzutheilen weiß. Und ich höre zu wie ein Büblein, dem die Großmutter die ersten Märchen erzählt.

Jetzt zieht unser Wagen an langen dunkeln Mauern hin, über denen hohe Gebäude hervorsehen. Pater Mang sagt mir, es sei der Anfang des Klosters, die ehemaligen Oekonomiegebäude, und berichtet gleich weiter von den gefangenen Franzosen, die anno 1870/71 hier einquartiert gewesen, ebenso, daß diese westliche Mauer 416 Fuß lang sei. In der Mitte ist das Hauptthor zum Kloster. Wir passiren es und einen langen Hof, und dröhnend rollt das Gefährte in das großartige Stiegenhaus, wie in einen Kaiserpalast.

Statt des Portiers fungirte ein Knecht mit einer Stallaterne, die magisch die hohen Räume beleuchtete, und ich kam mir vor wie ein „Verwunschener", den man in ein altes Feenschloß führt zu mitternächtlicher Stunde. Zum Glück benahmen Pater, Kutscher und Knecht mir jede Furcht vor feenhaften Erscheinungen,

da ich lauter leibhaftige, stämmige Bayern vor mir sah. Nun kommt noch mein „dicker“ Klosterfreund mit einer Unschlittkerze — Stearin gibts in der Gegend nicht — die gewaltige Treppe herunter und beweist aufs neue durch seine Erscheinung, daß keine Feen und Sylphiden in dem Schlosse wohnen.

Aber jetzt, lieber Leser, ists hohe Zeit, daß ich dir endlich einmal sage, wo wir eigentlich sind; sonst könntest du am Ende meinen, das Ganze wär' ein Märchen, das ich dir zum Zeitvertreib vormache. So vernimm denn und lausche: Wir sind im Kloster — Ottobeuren.

Du hast gewiß schon von vielen Klöstern gehört, aber von dem noch nicht viel. Und wenn du nicht gerade ein Bayer bist, so dürfte dir selbst der Name zum ersten Male zu Gesicht kommen. Und doch war Ottobeuren eines der bedeutendsten Gotteshäuser im alten deutschen Reich.

Sylach, ein „mächtiger Herr in Schwaben“, war sein Stifter und dessen Sohn Toto sein erster Abt, um das Jahr 764. Die Stiftung wuchs und blühte bis in unser Jahrhundert unter den so stürmisch wechselnden Zeitverhältnissen, an denen die katholischen Klöster stets ihren starken Antheil hatten. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts halfen Aebte von Ottobeuren die hohe Schule in Salzburg gründen, und von seinen Mönchen saßen manche auf den Lehrstühlen dieser Universität, während unter den Daheimgebliebenen noch manch' Einer durch Wissenschaft glänzte in der verborgenen Klosterzelle. War Ottobeuren auch nie entfernt so reich und mächtig, wie die Fürstabtei Kempten, so übertraf es diese doch um so mehr durch seine Disciplin und seine wissenschaftlichen Leistungen. Als in Folge

des Lüneviller Friedens beide Nachbarstifte dem Staate anheimfielen, hatte Kempten ein Gebiet von 18 Quadratmeilen und Ottobeuren nur eines von 4³/₄ zu verlieren.

Heute ist Ottobeuren noch groß in seinen Ruinen, und sind es auch nur wenige, so wandeln doch wieder Benediktiner-Mönche durch seine weiten Hallen und Gänge. Und der Fremdling, der zum ersten Male diese Räume betritt, wird staunend durch sie hinschreiten, vergangene Zeiten vor sich aufsteigen sehen und von Wehmuth erfaßt werden ob der sinkenden Pracht vergangener Tage.

Um diese großartigen Monumente mönchischer Baukunst zu sehen, war ich eigentlich hierher gekommen. Mein Freund hatte mir schon so oft von seinem schönen Kloster und dessen Kirche erzählt und geschrieben, daß ich endlich einmal meine Neugierde und seinen Stolz befriedigen wollte. Für heute aber ist es zu spät, um auch die deinige zu stillen, lieber Leser. Wir haben schon so viel erzählt und werden morgen in Begleitung des P. Mang das herrliche Kloster durchwandern.

Diesen Abend führe ich dich nur noch in das Refektorium, genieße — streng vegetarianisch — vor deinen Augen Milch und Brod zum Abendessen und wünsche dir gute Nacht. Wo man mich zur Ruhe legt, weiß ich nicht. Man führt mich durch lange, unheimlich bei jedem Fußtritt dröhnende Gänge in ein riesiges Gemach. In einer Nebenzelle steht mein Lager, auf dem ich, ohne mich lange umzusehen, wo ich sei, den Morgen erwarte.

Der Morgen kam. Ich wache auf, verlasse mein Schlafkabinet und trete in einen Salon, dessen Fenster allein höher sind, als die Zimmer in meinem Hause. Ich stelle mich ans Fenster. Vor mir liegt der weite,

weite Klostergarten, und unter ihm der Marktflecken Ottobeuren, freundlich aus einem weiten Thale zum Kloster heraufschauend, das wie ein Schloß hinabsieht. An mäßigen Hügeln hin, jenseits des Dorfes, zeigen sich vereinzelte Höfe und Weiler. Die Natur ist noch fast winterlich, obwohl heute schon Charsamstag ist; leichte Schneeflocken fallen vom Himmel.

P. Mang klopft eben an, um mich zum Frühstück abzuholen, und sagt mir dabei, daß ich im Zimmer des einstigen Priors logire.

In diesem prachtvollen Gemache wäre ich stolz geworden. Die Höhe und Weite des Raumes, die glänzende Stuccatur, der eingelegte Boden gaben dem Ganzen etwas Fürstliches, und ich fühlte mich viel größer und erhabener als zu Hause, wo ich bei meiner Körperlänge mich tief verbeugen muß, wenn ich zu einer Thüre aus- oder eingehe.

Außergewöhnliche Raumverhältnisse bringen in dem Menschen, der zum erstenmal in solchen Gemächern wohnt, auch außergewöhnliche Gefühle hervor. Und so ging es mir in dem Prioratszimmer in Ottobeuren. Ich stolzirte die drei Tage meines Aufenthalts darin auf und ab wie ein junger Storch, der seinen Erstlingsgang auf den Wiesen dieses Erdenlebens behaglich probirt.

Nach dem Morgenimbiß begann ich mit P. Mang die Runde. Er versteht das Geschäft des Cicerone am besten, weil er selbst nach der großen Chronik des P. Maurus Feyerabend eine kurze Beschreibung von Kirche und Kloster zur elfhundertjährigen Jubelfeier der Gründung Ottobeurens (1864) herausgegeben hat. Außerdem ist er Maler, Künstler, Freund und Kenner von Antiquitäten.

Wir treten zunächst in die Kirche, als die Haupt zierde des Klosters. Sie wurde in den Jahren 1737 bis 1768 in dem ausgebildetsten Rococo-Style erbaut und ist ein Meisterstück der Architektur jener Zeit. Wenn 1828 der Bischof Thomas Ziegler von Linz dem König Ludwig I. von Bayern schrieb: „Ottobeurens herrliche Kirche ward in ihrer Art noch nirgends erreicht, viel weniger übertroffen", so mag der große Kunstkenner Ludwig vielleicht ein wenig gelächelt haben, da er die Kirchen Italiens kannte; allein immerhin ist Ottobeurens Gotteshaus ein Bau, der auf jeden, auch wenn er die Dome jenseits der Alpen und Palladio's Tempel gesehen, großen Eindruck machen wird. Die imposanten Verhältnisse, die kühnen Dimensionen, die Harmonie der Architektonik werden auch dem, der kein Freund des Zopfstyles ist, zurufen, daß die Baumeister jener Zeit, die Künstler und Maler, hochbegabte Menschen waren. Ihr Genie schaut auch aus Formen, die uns zwar nicht klassisch erscheinen, aber bezeugen, daß unsere Zeit am wenigsten ein Recht hat, die Architekten des achtzehnten Jahrhunderts abzuurtheilen, die an ihren Zöpfen geistreiche Köpfe hatten.

Für Ottobeuren ist es doppelt ehrenhaft, daß derjenige, welcher den Plan zu Kloster und Kirche entworfen hat, ein Konventuale des Stiftes, P. Christoph Vogt, gewesen ist.

Der Erbauer des heutigen Klosters aber und der Gründer der Kirche war Abt Rupert II., ein geborener Neß von Wangen im Allgäu, welche Stadt schon einige Jahrhunderte zuvor dem Stift St. Gallen in Ulrich Rösch einen seiner größten Aebte gegeben hat. So war auch Rupert II. (1710—1740) einer der bedeutendsten Prälaten von Ottobeuren, vielleicht der bedeutendste. Am

27. Oktober 1737, nachdem er schon seit 1711 an dem Klostergebäude gebaut hatte, legte Rupert den Grundstein zum Gotteshaus. Ein Jahr lang arbeiteten hundert Mann am Fundament, und von 1738—1766 ward mit aller Anstrengung von Geld und Menschenkräften fortgebaut. Am 28. September 1766 fand durch Bischof Joseph von Augsburg die Einweihung statt, welche Feierlichkeit acht Tage in Anspruch nahm und dem Kloster allein 45,000 Gulden kostete, während der ganze Kirchenbau eine Summe von 550,332 Gulden verzehrt hatte; für die damalige Zeit eine enorme Summe.[1])

Drei Portale führen in die Kirche, die in der Form eines lateinischen Kreuzes mit drei Kuppeln (eine in der Mitte des Kreuzes, die zweite in der Mitte des Schiffes, eine dritte über dem Chor) in majestätischer Größe[2]) uns entgegentritt. Es ist St. Peter im Kleinen, wenn auch nicht in der glänzenden Architektur der Renaissancezeit, so doch in den erhabenen Verhältnissen. Das lebhafte Kolorit der vielen Deckengemälde, die zahlreichen Säulen und Statuen, die überreiche Stuccatur und das helle Licht überall machen einen in hohem Grade bestechenden Eindruck.

An den Deckengemälden, namentlich an dem der mittleren Kuppel, die Sendung des heiligen Geistes und die Stiftung der Kirche darstellend, sieht man, was für

[1]) Und doch hatten, wie die Klosterrechnungen nachweisen, ein Maurergeselle für Kost und Lohn täglich 28 Kreuzer (1 Frank) und die Meister 30 Kreuzer nebst Klostertisch. Ebenso die Schreiner. Und der italienische Maler Amiconi bekam für sein bestes Bild nur 75 Gulden. Und wie billig waren die Lebensmittel! Zur Zeit der Klostereinweihung kostete, laut Rechnung des Großkellners, ein fetter Stier 50 Gulden, ein Kalb 3 Gulden, ein Schaf ebensoviel und 150 Liter Wein 5 Gulden.

[2]) Die Kirche hat eine Länge von 312 Fuß und unter der mittleren Kuppel eine Breite von 200 Fuß. Die Kuppelhöhe beträgt 122 Fuß.

geschickte Leute und welch' flotte Maler die Künstler der Zopfzeit waren. Die bedeutendsten Arbeiten al fresco sind von den zwei Brüdern Jakob und Anton Zeiler aus Reutte in Tyrol. Diese Fresken sind entschieden viel besser, als die meisten Oelbilder auf den Altären der einzelnen Kapellen der Kirche.

Am meisten unangenehmen Zopf zeigt der überladene Hochaltar, während die zweiundfünfzig Chorstühle zum Schönsten gehören, was ich in dieser Art von Barockstyl gesehen habe. Sie sind eine Arbeit des Kunstschreiners Martin Hörmann aus Villingen und des Bildschnitzers Joseph Christian von Riedlingen. Ueber denselben sind zu beiden Seiten die Orgeln, von welchen die größere sechsundsechzig klingende Register auf vier Manualen zählt, und deren Umkleidungen voll der herrlichsten Schnitzwerke sind.

Wer aber gleichwohl sehen will, wie unendlich hoch die Renaissance über ihrem verwilderten Sohne, dem Barockstyle, steht, der gehe aus der Kirche in die kleine Sakristei und betrachte die zwei Ornatkästen von dem Memminger Schreiner und Bildhauer Thomas Heidelberger. Das ist klassische Kunst und ein bewunderungswerthes Zeugniß für die alten Zunftmeister in unseren deutschen Reichsstädten.

Heidelberger hatte sich der eben aufgegangenen Reformation in seiner dem Kloster benachbarten Vaterstadt angeschlossen, bekam aber dennoch von 1547 bis 1558 ständige Arbeit von dem Stifte. Er schaffte hier elf Jahre ununterbrochen um vier Gulden Wochenlohn nebst Kost. Trotz der Toleranz, mit der die Klosterleute ihn behandelten, spielte er diesen doch einen kleinen Spuk. An seinem schönsten Kasten brachte er mit vielen anderen

Figuren auch das „Bildniß Luthers und seiner Käther“ an. Leider gingen durch Wegräumung der alten Kirche viele von den Arbeiten dieses Memmingers verloren, der jedenfalls ein Meister ersten Ranges war.

Aber nicht blos Luthers Porträt findet sich im Kloster, sondern auch noch ein Meßgewand, in welchem der Reformator auf seiner ersten Reise nach Rom bei den Augustinern in Memmingen, wo er übernachtete, die heilige Messe las.

Wir wandern nun mit P. Magnus durch die Räume des Klosters selbst. Ein Führer ist hier viel nöthiger, als in der Kirche, weil der Gänge, Säle und Zimmer so viele sind, daß man allein nicht zurecht käme in diesem Labyrinth. Die Bilder alle aufzuzählen, die in den genannten Räumen sich finden, gäbe ein kleines Buch. Gar luftig, leicht und zart sind die vielen Fresken des Italieners Amiconi, der fast drei Jahre (von 1725—1728) hier malte und jedenfalls ein sehr talentvoller Künstler war. Schade, daß all' diese zahllosen Malereien verfallen und nichts geschieht, um sie zu erhalten.

Auf dem Vorplatze, der zur Kapelle des Abtes führt, sind acht sehr gute Oelgemälde von dem Memminger Maler Sichelbein, welche die Geschichte des heiligen Sakraments in Benningen (unweit Ottobeuren) darstellen. Es ist diese Begebenheit eine sehr merkwürdige. P. Feyerabend, der Chronist des Klosters, erzählt sie also:

„Im Jahre 1216 standen zwischen dem Dorfe Benningen und der Stadt Memmingen auf dem sogenannten Ried zwei Mühlen. Dem Inhaber der oberen Mühle, einem rechtschaffenen Manne, erging es in Allem sehr gut, was den Neid des Nachbars erregte. Um ihm zu schaden, sann er auf ein arges Verbrechen. Am grünen Donnerstag des Jahres 1216 empfing er mit den

übrigen Pfarrgenossen die heilige Kommunion, genoß aber den Leib des Herrn nicht, sondern wickelte ihn in ein Tüchlein, schlich sich damit zur Nachtzeit in das Mühlwerk seines Nachbars und legte die heilige Hostie unter den sogenannten Laufer. Hier verblieb die heilige Hostie ein Jahr unversehrt, und die Absicht des unteren Müllers, seinem Nachbarn das Glück zu nehmen, wurde nicht erreicht. Deshalb schlich er sich abermals in die Mühle, nahm die heilige Hostie aus dem Laufer und legte sie unter den Mühlstein, wo sie bald entdeckt wurde. Man machte sogleich Anzeige beim Ortspfarrer, der sie, bekleidet mit dem Chorhemd, abholte. Aber wie er die heilige Hostie aus dem Becher nahm, wohin sie der Müller gelegt hatte, floß das heilige Blut über seine Hände. Bald darauf ward die heilige Hostie nach Memmingen übersetzt, und als Bischof Siegfried von Augsburg dieselbe untersuchte, floß wieder Blut aus der Wunde, welche die heilige Hostie durch das Umgehen des Mühlrads erhalten hatte, hervor. Später durfte sie, weil die Brodsgestalten zu verwesen anfingen, nicht mehr angebetet, sondern nur als eine hochheilige Reliquie verehrt werden. Nachdem die Reformation in Memmingen eingeführt worden war, verschwand mit der Verehrung auch alle weitere Kunde von diesem Heiligthum."

Wir betreten die Gemächer der Winterabtei, der Sommerabtei, die Kaiser- und Fürstenzimmer. Ueberall modernde Pracht von Fresken und Stuccaturen. Schon dringt der Regen des Daches in einzelne dieser prächtigen Gemächer.

Selbst die riesigen Dachstühle des Zimmermeisters Klein von Ottobeuren sind der Zerstörung nahe. Das Hauptwerk dieses Meisters ist aber der Dachstuhl der Kirche, den er 1753 vollendet, und wobei er auf einer hölzernen Tafel, die an einen Balken geheftet ist, bescheiden sein Lob singt:

Dis gottſ hauſ iſt aufgericht
In ehr und Nahm Jeſu Chriſt
Durch Johan Miechael Klein
Hoffzimmermaiſter ganz allein,
Burger und Unterthan,
Das mich von Hertzen freyen kann.
Aber in kein Ding mich nit müſch,
Alſ was mein Handwerk bringet mit.
Leſſe einer das in kurtz oder lang,
So wenſch er mir das himliſch Vaterland.
1753.

Köſtlich iſt die Loyalität dieſes Zimmermanns, den es von Herzen freut, daß er Bürger und Unterthan iſt, und der ſich in nichts miſcht, als was ſein Handwerk mit ſich bringt. Friede ſeiner Aſche!

Eine Unmaſſe von Kunſt und Menſchenarbeit geht in dieſem, in ſeinen größten Räumen verlaſſenen und vereinſamten Kloſter zu Grunde durch die ſtill, aber raſtlos wirkende Zeit, deren Zahn niemand zu ſtumpfen ſucht. So hat aber die Säkulariſation Tauſende von Ruinen geſchaffen im alten römiſchen Reich deutſcher Nation, und nur mit Wehmuth wird heute der Freund der Kultur an dieſen Stätten alter Bildung vorübergehen.

Die Bibliothek und das Refektorium von ehemals ſind die letzten Räume, die wir uns anſehen.

Allüberall iſt es ſtill und todt, und trauernd um die Vergangenheit ſchaut bei Schritt und Tritt alles uns an. Nur ein kleiner Theil des Rieſenkloſters iſt bewohnt von fünf Mönchen der Benediktiner-Abtei St. Stephan in Augsburg und einer von ihnen geleiteten Waiſenanſtalt.

Der Friede von Lüneville, der faſt alle deutſchen Reichsſtände geiſtlichen Rangs um ihr Eigenthum brachte,

hatte auch Ottobeuren sein Schicksal gesprochen. Kurz vor der officiellen Eröffnung dieses Schicksals war noch der Abt Honorat gestorben, und die Konventualen wählten rasch ihren Prior Paulus Alt zum Prälaten. Aber schon am 1. Dezember 1802 nahm Kur-Bayern Besitz von dem Stift, das 1038 Jahre unter 55 Aebten geblüht hatte. Vierzig Patres sammt dem Abte baten vergeblich um Erhaltung. Sie wurden pensionirt und blieben theils mit ihrem Prälaten im Kloster, theils übernahmen sie Stellen in der Seelsorge.

Abt Paul starb 1807, und der gelehrte P. Maurus Feyerabend leitete als Prior den kleinen Konvent, der im Jahre 1831 bis auf einen Pater ausgestorben war.

Wenige Jahre später (1834) faßte König Ludwig I. den schönen Gedanken, einen Theil der Benediktiner-Klöster seines Landes wieder erstehen zu lassen, und aufmerksam gemacht auf Ottobeuren, errichtete er mit der Neubegründung der Benediktiner-Abtei St. Stephan zu Augsburg von diesem Stifte aus daselbst ein Priorat. Die Einsiedler und andere Stifte hatten zur Errichtung von St. Stephan von ihren Mönchen hergegeben, und der erste Prior von Ottobeuren, der am 13. November 1835 daselbst eintraf, war ein Konventual von Einsiedeln, P. Gregor Waibel. Mit ihm machten das Priorat aus zwei weitere Patres aus der Schweiz, P. Columban Mösch aus Einsiedeln und P. Reginbald Reymann aus Muri. Von 1845—1847 war der spätere Abt von St. Bonifaz in München und von Dissentis in Graubündten, der bekannte Paul Birker, Prior von Ottobeuren.

Zur Zeit, da ich Ottobeuren besuche, sind ein Prior und vier Patres da; unter letztern unser Cicerone Mang

und mein Freund P. Hermannus Contractus. P. Petrus, die unermüdliche freundliche Martha des Hauses, leitet außer dem Hauswesen noch die schon genannte Erziehungsanstalt für verwahrloste und verwaiste Knaben.

Einst war in Ottobeuren ein großes Gymnasium, wo Tausende von Studenten ihre Humaniora holten. Schon 1509 hatte das Stift eine Buchdruckerei, und zur selben Zeit lebte in ihm der berühmte P. Nikolaus Ellenbogen, Freund aller großen Humanisten jener Tage. Heute sind nun die genannten Knaben da, welche aber nicht die „Humaniora“ studiren, sondern, so klein sie auch sind, schustern, schneidern, drehen und hobeln. Es ist hochinteressant, aber fast komisch, diesen jungen Schusterchen und Schneiderchen in ihren Werkstätten zuzusehen, wie sie unter Leitung eines als Meister fungirenden Laienbruders ihre Gewerbe lernen und ausüben. Noch mehr aber freute mich, den Vegetarianer, die Mittheilung des P. Petrus, daß diese gesund und frisch aussehenden Knaben streng vegetarianisch ernährt würden. Für den Vegetarianismus spricht nun sehr, daß diese Kinder, seitdem sie dieser Nährweise unterliegen, nie krank sind, während früher die verschiedensten Krankheiten unter ihnen herrschten. Ich halte in der That die vegetarianische Lebensweise, wenn sie bei einem noch unverdorbenen Kindermagen beginnt und angewöhnt wird, für ganz vortrefflich und entschieden zuträglicher und langlebiger machend als jede andere. Aber ein alter Fleischmagen, verwöhnt und überreizt von Alkohol, Delikatessen, Essenzen, Saucen und Sulzen, wird sich schwerlich mit Erfolg in die reizlose Diät des Vegetarianers hineinleben.

Wir besuchen noch den P. Kaspar in seiner Zelle. Er ist Koleopterolog, zu deutsch Käfersammler, und

Theaterdirektor. Je weniger ich von einer Wissenschaft verstehe, um so mehr bewundere ich die Menschen, welche eine solche innehaben, und so schaute ich respektvoll an dem hageren, freundlichen Mönch hinauf, als er mir seine Insekten, an Nadeln aufgespießt, zeigte und explicirte. Es mag diese Wissenschaft eine sehr verdienstliche und sehr interessante sein. Ich für meine Person wollte lieber Kartoffeln ausgraben, als Käferstudien machen.

Man sieht aber, wie vielseitig in einsamer Zelle der Mensch sich beschäftigt und seine Zeit nützlich zu machen sucht: der eine ist Schriftsteller, sein Nachbar Maler, der dritte Bildschnitzer, der vierte Mathematiker oder Physiker und ein anderer Käfer- und Insektensammler.

P. Kaspar hat aber auch als Dichter sich versucht. In den Räumen des großen Klostertheaters, in dem einst die Studenten ihre Stücke gaben, spielt zeitweilig eine Liebhabergesellschaft aus Ottobeuren, und für die dichtete der Pater ein historisches Schauspiel „Sylach", das den Gründer des Klosters und seine Stiftung vorführt. Er gab mir die Dichtung freundlich mit, aber ob ich's je zum Lesen bringe, weiß ich nicht. Kostet's doch Mühe, sich durch ein klassisches Theaterstück, um der darin niedergelegten höheren Gedanken willen, hindurchzulesen. Und wenn alle Menschen, die gerne ein Theaterstück ansehen, sich mit dem Lesen begnügen müßten, es würden die Liebhaber der Dramen fast ganz vom Erdboden verschwinden.

Es ist Abend geworden auf unserer Wanderung und unseren Besuchen im Kloster, und wir kehren zurück, von wo wir ausgingen, zur Kirche, um der Auferstehungsfeierlichkeit des Charsamstag anzuwohnen. Ist diese Feier mit ihrem: „Christus ist erstanden" überall in der

katholischen Kirche eine erhebende, so wird sie es in unendlich höherem Maße in den Räumen eines so gewaltigen Gotteshauses, wie das von Ottobeuren. Und als nach der Feier in dem ganz dunkeln Dome der Lehrer auf meine Bitte die große Orgel spielte, während ich unten in den Chorstühlen kniete, da zog's wie ein mächtiger Sturmwind durch meine Seele, und in meine Augen traten Thränen; so hehr, so heilig, so übernatürlich rauschten die gewaltigen Klänge der Orgel durch die Hallen der Kirche.

Der folgende Ostertag ward in klösterlicher Stille zugebracht. Es schneite fast den ganzen schönen Tag über. Schnee am Auferstehungstage des Heilandes aber läßt uns keine rechte Osterfreude aufkommen; das Leichentuch der Natur über dem offenen Siegesgrabe stört uns.

Als gegen Abend die Witterung sich etwas aufhellte, begleitete ich den P. Magnus, der einen Kranken auf einem Gehöfte außerhalb des Marktfleckens besuchte, eine Strecke weit — und schlug dann meinen Weg dem Buchwald zu, durch den wir vorgestern Nacht heruntergefahren waren.

Trotzdem der Schnee auf dem Waldboden lag, sang die Drossel ihr Frühlingsabendlied, jenen wunderbaren Sang, der uns die Frühjahrsabende am Waldrande hin so ungemein verschönert. Mir ist dieser Gesang, dem ich jeden Lenz nachgehe, die süßeste Elegie auf den Frühling. Und ganz besonders elegisch stimmte es mich, da ich heute hinabschaute auf das riesige Gotteshaus, wie es in seiner zerfallenden Größe und Ruhe so lebhaft unsere Vergänglichkeit predigte, während aus dem beschneiten Wald das Vöglein der ewig jungen Natur ihre Auferstehung verkündete. Es war tief Abend, als ich ernst und melancholisch wieder dem stillen Kloster zuschritt.

Am folgenden Ostermontag hatte mein Freund, der zugleich Ortspfarrer ist, seinen Männerverein drunten im Flecken versammelt und mich gebeten, einige Worte an die wackeren bayerischen Bauern zu richten. Ich that es und freute mich der entschieden katholischen Gesinnung dieser Leute, von denen selbst einige als gewandte Volksredner auftraten.

Als Vegetarianer konnte und wollte ich an der geselligen, trinkenden Unterhaltung, die sich an die Reden des Tages anschloß, nicht theilnehmen und ging deßwegen allein vor das Dorf hinaus und, da ich in der Ferne den Kirchhof erblickte, diesem zu. Eben begann es wieder zu schneien, als ich über den Gräbern stand. Ich verglich nun den Lärm, dem ich eben mich entschlagen, und das politische Kämpfen unserer Tage, über das ich gesprochen, mit der Grabesruhe, die mich hier umgab. Ich dachte, wie die Nachkommen und Mitlebenden derer, die hier unten ruhten, drinnen im Dorfe jetzt heiter und lustig sangen und tranken, während die Schneeflocken kalt und still über den Gräbern ihrer Ahnen und Verwandten niederfielen — und ich fand, daß die drunten im Grabe eigentlich glücklicher seien, als wir Lebende, die wir ruhelos durch diese Zeit jagen, bis der Tod uns zu den Todten legt. Und es zog ein Stück dieser Todtenruhe in meine Seele, und es ward mir ganz wohlig zu Muthe auf dem Kirchhof, langsam an den Gräbern hinwandelnd unter den Schneeflocken.

Als ich zum Dorfe zurückkehrte, begegneten mir zahlreiche Landleute, die von der Versammlung in ihre umliegenden Gehöfte heimkehrten. Einer derselben hatte mich kaum wieder erkannt, als er sich anbot, mir noch ein Stück Wegs das Geleite zu geben. Sein schlichtes

Bayernherz war voll von den Eindrücken des Nachmittags, die er mir wiedergeben wollte. Ich kam aber eben vom Kirchhof, wollte von Kirchenpolitik nichts mehr hören und lenkte meine Fragen auf den Mann selbst und seine Verhältnisse. Er erzählte mir, daß er Söldner, ein Mittelding zwischen Bauer und Taglöhner, sei und sein baares Geld mit Käsemachen verdiene. Auffallend war mir bei des Mannes Rede, daß derselbe, so oft er einen allgemeinen Satz aussprechen wollte, wo wir im Hochdeutschen das Wörtlein „man" gebrauchen, mit „Du" mich ansprach. Es ist dies nicht das allgemeine „Du", wie in Tirol und Vorarlberg, sondern nur das erzählende „Du". Der Mann sprach sonst immer „Sie", bis er auf einen Satz kam, der etwas verallgemeinern sollte, z. B. „Du lebst hier zu Lande billig", statt: „man lebt". Mir gefällt diese Redensart ganz gut, und sie hat meine Kenntniß der verschiedenen schwäbischen Dialekte bereichert.

Am folgenden Morgen wollte ich zeitig schon abreisen, gegen Memmingen, allein mein Freund wollte mich partout noch zu den Schulschwestern und in das Spital führen. So mußte ich meinen Plan ändern und die Weiterfahrt, der Heimath zu, auf Mittag festsetzen. Und er hat mich nicht gereut, der Besuch in Schule und Krankenhaus. Zum ersten Mal sah ich in meinem Leben Franziskaner-Nonnen und Schwestern des dritten Ordens in der Schule.

Ich bin vor kurzem in einem Institut weltlicher, vom Staate bestellter Lehrerinnen gewesen, und wenn ich sie nach Physiognomieen, Auftreten, Kleidung, Ordnung in Schule und Haus mit diesen Franziskanerinnen vergleiche, so finde ich kaum einen Namen, um den Unter-

schied zu bezeichnen. Es ist, abgesehen von allem Andern, in meinen Augen ein großer psychologischer Unsinn, eine Anzahl Mädchen, resp. Fräulein, in ein Haus zusammenzuthun, ohne bestimmte Hausordnung, ohne gemeinschaftliches Zusammenleben und ohne die durch religiöse Gelübde übernommenen Pflichten des Gehorsams und der Selbstverleugnung. In Ottobeuren fand ich die Schwestern in einer merkwürdigen Friedlichkeit und Zufriedenheit, die aus Aller Augen strahlte, geschaart um ihre Oberin. Diese imponirte mir in ihrem Aeußern gar sehr. Sie hatte, was ich bis jetzt fast nur an Frauen fand, die einem klösterlichen Verein vorstanden, jenen Ernst, jene Entschiedenheit, gepaart mit freundlicher Ruhe, die ihnen das Siegel des männlichen Charakters aufdrückt, und vermöge deren sie zu leiten und zu kommandiren verstehen, wie der thatkräftigste Mann.

Im Spital fungiren die Schwestern des heiligen Vincenz, jene todesmuthigen Töchter der christlichen Barmherzigkeit, die selbst den feindlichsten Gewalten und Geistern Bewunderung, Achtung und Schonung abgenöthigt haben bis auf den heutigen Tag.

Aber auch meinen Freund Hermann lernte ich hier von seiner praktischen Seelsorger-Seite kennen. Für jeden Kranken hatte er ein anderes, treffliches Trostwort, jeden wußte er zu erheitern und zu ermuntern.

Ich ging still und schweigend an den Krankenbetten hin und gedachte mit Wehmuth all' des Elends und Siechthums, das auf uns armen Menschen ruht. Nur ein gebrechlicher, halb blödsinniger Greis versetzte meine Gedanken in andere Richtung. Er war viele, viele Jahre mit einer Drehorgel durch Bayern und Süddeutschland gewandert und arm, wie er ausgezogen, heimgekehrt nach

des Lebens spielender Wanderung, um sich langsam zum Tode vorzubereiten.

Wie müssen, dachte ich mir, wachend und träumend die „alten Weisen“ seiner Orgel durch den Kopf des greisen Spielmanns ziehen, wie vor seinem absterbenden Geiste vorüberwandeln die lustigen Völker der Jahrmärkte und Kirchweihen, dener er einst aufgespielt, und von denen selbst schon Tausende ausgejubelt und ausgelebt haben!

Ja, fürwahr, es liegt ein Stück Elegie im Leben eines ächten Volksmusikanten, ein Beitrag zur Geschichte von Lust und Leid im Menschenleben — wie er mühsam seine Orgel schleppt von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und mit ihr die schönsten Volkslieder und Volksweisen; wie er an den Häusern hinzieht und manches trübe Menschenherz auf heitere Gedanken bringt durch die einfachen Volkstöne seiner Orgel, und wie sie drinnen im Wirthshause dann springen und walzen, und er selbst mit dem Dichter sagen muß:

> Schöne, alte Lieder weiß ich;
> In der Kälte, ohne Schuh'
> Traurig in die Saiten greif' ich,
> Weiß nicht, wo ich Abends ruh'! —

So zieht er jahrelang durchs Land, geht, alt geworden, heim, legt sich zum Sterben nieder und andere Musikanten spielen anderen Menschen „die alten Weisen“. —

Um zwei Uhr des Nachmittags fuhr ich mit den vom „Christian“ gelenkten Klosterbraunen durch das waldige Hügelland Memmingen zu, das, zwei Stunden von der alten Abtei entfernt, seine Vergangenheit noch mehr betrauert als das theilweise wenigstens wieder lebende Benediktiner-Stift.

Von dieser alten Reichsstadt kannte ich bis jetzt kaum mehr als den Namen und die Geschichte vom „Memminger Mond", einem jener bekannten, gemüthlichen Schwabenstreiche, deren jede renommable Schwabenstadt wenigstens einen zu besitzen die Ehre hat. Wie staunte ich aber, als der „Christian", hellauf seine Peitsche schwingend, mit mir in die Stadt einfuhr! Hohe, stolz-patrizische Häuser, lange Straßen, alte Thürme verriethen überall die einstige Reichsstadt. Aber in der Einsamkeit und Oede, die über ihnen hin lag, bekundete sich auch die Verlassenheit derselben vom großen Verkehrsleben. Die Patrizier und mit ihnen die Blüthe sind ausgewandert oder ausgestorben, und Memmingen ist eine Bauernstadt in dem veralteten Mantel ehemaliger Herrengröße.

Man mag ein Freund oder ein Gegner der Reformation sein, aber das muß ehrlich jeder, der's kennt, gestehen, daß der Niedergang der Reichsstädte mit der Reformation zusammenfällt.

Was waren vor derselben die vereinigten schwäbischen Reichsstädte für ein gewaltiges Wesen! Wie mächtig stand ihr Bund da dem trotzigen, gewaltthätigen Adel gegenüber! Wie viele Dörfer und Schlösser kamen in Besitz der Städte vom Adel weg, und wie blühten in ihnen Handel und Gewerbe! Die Reformation brachte Spaltung und Verderben in die starke Bundeskette der Städte. Die katholisch gebliebenen mißtrauten den reformirten und umgekehrt. In den einzelnen Städten selbst entstand Unfriede und religiöses Parteiwesen. Viele Patrizierfamilien wanderten aus und bewirkten so den Verfall des Wohlstandes.

Eine weitere Folge der Reformation war der dreißig-

jährige Krieg, der die meisten Städte an den Bettelstab brachte. Das Kaiserthum, der feste Rückhalt der Reichsstädte, ging in Folge dieses Krieges seiner Auflösung zu, und mit seinem gänzlichen Aufhören konnten die Reichsstädte sich der kleinen Landeskronen nicht mehr erwehren.

Es waren goldene Tage in den deutschen Städten, als sie ihre eigenen Herren waren, ein reiches Patriziat neben einem wohlhabenden Bürgerstand besaßen und Republiken bildeten. Und heute, so oft man eine alte Reichsstadt durchwandert, rufen die verwitterten Rathhäuser, Thürme, Erker und Zinnen uns wehmüthig zu:

Wir waren einst im Flore; es war alles grün,
Jetzt sind die Blätter welke und ist die Blüth' dahin.

Zu leugnen ist nicht, daß die veränderten Handelswege auch viel zum Niedergang der schwäbischen und oberrheinischen Städte beitrugen. Sie alle litten unter dem Verfall der großen Königin des adriatischen Meeres — Venedig.

Der Veneter Macht,
Der Augsburger Pracht,
Der Nürnberger Witz,
Der Straßburger G'schütz,
Der Ulmer Geld
Regieren die Welt —

so ging der Reim durch die süddeutsche Welt des Mittelalters. Und heute? Heute ist Venedig eine Gräberstadt, Augsburg liberal, Nürnberg ohne Trichter, Straßburg „preußisch" und Ulm einsam, wie ein Kirchhof.

Kommt man aber gar in die kleinen schwäbischen Reichsstädte, wie Memmingen, Wangen, Ravensburg, so meint man in einem deutschen Pompeji und Herculanum zu sein, so still und menschenleer ist's allüberall.

Ich suchte, nachdem mein Quartier für die Nacht im „Falken“ bestellt war, zunächst das Rathhaus auf, äußerlich noch das stattliche Gebäude der ehemaligen Reichsstadt, innen neumodisch restaurirt. Hier sollte, wie Pater Mang mir erzählt, ein prachtvoller Flügelaltar aufbewahrt sein. Dem zulieb war ich auch in die Memminger „Signorie“ eingetreten. Ehrfurchtsvoll schritt ich vor den in seiner Kanzlei amtirenden Oberbürgermeister, der mit der gemessenen Miene eines reichsstädtischen Schultheißen mich empfing, mein Begehren aber sofort freundlich erfüllte.

Nachdem ich das offenbar aus der Reformationszeit gerettete Kleinod altdeutscher Kunst gebührend bewundert, erbot sich das gefällige Oberhaupt Memmingens, mir auch die Hauptkirche der jetzt größtentheils protestantischen Stadt zu zeigen. Es ist diese Kirche allein eine Reise nach Memmingen werth. Sie stammt aus der Blüthezeit der Gothik und sah den ganzen hier sehr lebhaften Sturm der Reformationszeit an und in sich vorbeiziehen. Ringsum sind noch die Pfarr- und Kaplaneihäuser in dunklem Kranze aus der gleichen Zeit, und finster schaute aus dem einen oder andern der Pastor oder Diakonus auf mich herab, als wollte ich das alte katholische Gotteshaus wieder für die römische Kirche mit Beschlag belegen. Und in der That, etwas haben sie herausgefühlt. Mehr denn einmal, da ich innerhalb und außerhalb der Kirche ging, dachte ich: „Schade, daß dieses herrliche Bauwerk nicht mehr dem katholischen Kultus gehört und von ihm innen entsprechend geschmückt ist!“

Ich bin der toleranteste Mensch von der Welt, aber die kahlen Wände und die hohlen Räume kann ich den protestantischen Kirchen nicht verzeihen. Man läßt ja

kein Privathaus so, wie es der Maurer und der Weißputzer fertig gestellt haben, jene Kirchen aber sehen aus wie halbfertig und verlassen, und ihre Leere zieht eben in ihrer vollen Eigenschaft auch in unser religiöses Gemüth, wenn wir derartige Gotteshäuser betreten.

Die guten Memminger von heute scheinen mir aber ihren Dom auch äußerlich zu vernachlässigen, was ich dem Schultheißen zu bemerken nicht unterließ. Mich staunte der Herr ordentlich an, als ich immer wieder über das schöne Bauwerk redete. Das hatte er selbst noch nie geahnt und gewußt, was die alten Reichs-Memminger ihren Epigonen für einen Schatz hinterlassen haben, und er ward stolz und stolzer auf das Monument. Aber es kommt eben selten ein Freund von alten Kirchen und sonstigen Antiquitäten in die verlassene Bayern-Stadt, und so ist es zu erklären, warum die Memminger außer dem Mond ihre sonstigen Berühmtheiten nicht zu schätzen gewohnt sind. Denn erst durch das Lob anderer Menschen werden wir stolz, wenn das Gelobte uns gehört.

Der Bürgermeister ist zudem kein Jurist, sondern ein ehrsamer Müller von ehedem, der seine Mühle mit der Kanzlei des Rathhauses vertauscht hat. Respekt davor! Die Welt muß nicht überall, wo es etwas Besseres zu kommandiren gibt, einen Juristen haben. Daß das derzeitige Stadthaupt von Memmigen unter sothanen Umständen auch nicht schwärmt für Gothik, wird ihm kein Mensch verübeln.

Ehe ich mich von dem freundlichen Manne dankend verabschiedete, zeigte er mir noch das Haus eines Antiquars, vulgo „Feilträgers“. Ich dachte mir, in dem abgelegenen Memmingen müßten noch Alterthümer aus der guten Patrizierzeit billig und leicht zu bekommen sein. Und

ich ging nicht irre. Ein ganzes Haus hatte der alte, dicke Trödler der ehemaligen Reichsstadt bis zu den Ziegeln hinauf mit alten Bildern, Kisten, Kasten, Uhren, Eisenwaaren rc. angefüllt, — vielen Schund, aber auch manch gutes Stück! Ganze Patrizierfamilien, einst der Stolz und Reichthum der Stadt, hingen hier in vergilbter Leinwand, um Spottpreise feil geboten. Sic transit gloria mundi, dachte ich, als ich diese Memminger Ahnenbilder durchmusterte. Einige Stunden ging ich mit dem Raritätensammler an dem Staub und Moder seiner Habe vorüber, und als ich ihn in der Dämmerung verließ, hatte ich ihm zwei prächtige Kasten aus dem siebzehnten Jahrhundert abgekauft, die mich heute noch mit Vergnügen an Memmingen erinnern.

Wenn ein Vegetarianer reisen will, so sollte er als Hausknecht oder Handwerksbursche durch die Welt ziehen und bei den Bauern auf dem Lande Nachtquartier suchen und Zehrung bei Milch und Brod. In einem anständigen Wirthshaus, auch Hotel genannt, sind vegetarianische Gäste nichts weniger als gerne gesehen. Ich wollte nun einerseits den Memminger Falkenwirth nicht erzürnen und andererseits nicht verdächtig angesehen werden, als ob es mit dem Gast nicht ganz richtig wäre — und darum aß ich Fleisch und trank ein Glas Affenthaler.

Wenn man so das erste Mal nach langer Zeit wieder „einen Wein" trinkt, so kommen einem allerlei Gedanken. Und so simulirte ich darüber nach, woher dieser bekannte badische Wein seinen Namen haben möchte; denn Affen gibt's bekanntlich im Badischen gar keine, eine Anzahl Anhänger von Vogt und Darwin ausgenommen. In der Gegend gar, wo der Affenthaler wächst, wohnen die besten Katholiken des Landes, die von der Affen-Theorie

gar nichts wissen wollen. Schon oft fragte ich an seinem Geburtsort selbst nach dem Namen dieses berühmten Rothweines, und nie konnte ich Kunde erhalten. Im „Falken“ in Memmingen, unter dem milden Silberlichte seines Mondes, kam mir die Entstehung jenes Namens.

Drunten am schönsten Punkte der Rheinlande liegt der Ort Kapellen und in seiner Nähe ein Berg, auf dem einst Mönche eines benachbarten Klosters eine Kapelle hatten, von der herab das Ave Maria geläutet ward. Der Berg heißt heute noch Aveberg und der Wein, der an seinen Reben wächst, Aveberger. Das Volk aber nennt ihn Affenberger. So heißt der Affenthaler sicher richtiger Avethaler, weil ehedem ein klösterliches Ave- und richtiger Avethaler, weil ehedem ein Ave-glöcklein auch aus und in jenem Thale zum Gebete mahnte.

Ich war von dieser Verwandtschaft des rheinischen und des badischen Weinnamens, die mir heute zum ersten Male einfiel, fester überzeugt, als davon, ob ich auch wirklich Affenthaler vor mir hatte. Und ich meinte, als ich zu Bette ging, ich hätte meine Affenthaler-Gedanken vor einem versüßten Seewein gemacht.

Am folgenden Morgen in ziemlicher Frühe fuhr ich mit dem bayerischen Postillon in seinem gelben Wagen dem schwäbischen Allgäu zu, um in Leutkirch, der württembergischen Oberamtsstadt, die Eisenbahn und mit dieser am Abend die Heimath zu erreichen. Leider hatte der „Postle“ auf seinem Bock keinen Platz für mich, und so mußte ich, ohne mit ihm plaudern zu können, schweigsam in meinem Omnibuskasten der Dinge harren, die da kommen sollten.

Es gibt nicht leicht etwas schwäbisch Gemüthlicheres, als so eine einsame Omnibusfahrt in abgelegener Gegend. Wo irgend ein Haus durch einen Schild verkündet, daß

man Hunger und Durst befriedigen könne, sei es in einem Dorfe, sei es an einsamer Landstraße, da hält der „Eilwagen“, und der Postillon nimmt einen Sack oder Korb in Empfang oder gibt so etwas ab. Ein Glas Bier hat die Wirthin in der andern Hand stets parat, und sie und der „Postle“ reden ruhig über die in der Stadt besorgten oder zu besorgenden Kommissionen, bis der Humpen geleert ist. In ihrem Gespräch lassen sie sich gar nicht stören durch irgend einen Gedanken an die Reisenden. So geht's von einer Dorfschenke zur andern, bis endlich das Reiseziel, das nächste Amtsstädtchen, erreicht ist.

An einem Wirthshaus, das vereinzelt am Wege stand, hielt mein Rosselenker etwas länger an; er war abgestiegen und hatte sich in das Haus begeben. Ich that das Gleiche und wandelte, nichts denkend, um den Wagen herum. Da fiel mein Blick auf das Wirthshausschild, und ich las: „Gasthaus und Restauration zur Chaussee“. Mitten im bayerisch-schwäbischen Allgäu ein Wirthshaus zur „Chaussee“, das kam mir denn doch zu dumm vor, und ich konnte meinen Aerger vor dem Postillon nicht verbergen, worauf dieser schlaue Schwabe treffend antwortete: „Der Wirth und sein Schild passen zusammen. Einer ist so gescheidt wie der andere!“ Sprach's und knallte lustig weiter ins Land hinein.

Der Mann hat mich damals auf einen Gedanken gebracht, den ich seitdem vielfach bewährt fand, den nämlich, daß bei Wirthen auf dem Lande — die Hoteliers der Städte haben ja alle die gleichen Manieren — der Charakter des Schildes sich gar oft ausprägt an dem schildführenden Gastgeber. So sind die Wirthe zur Krone, zum Adler, Löwen, Kreuz ꝛc. in der Regel etwas selbstbewußte, stolze Wein- und Biermagnaten. Die Linden-,

Rosen-, Blumen-, Baum-Wirthe sind die sanftesten, die Ochsen-, Pflug-, Rößle-Wirthe die derbsten, die Sonnen- und Sternen-Wirthe aber die hitzigsten. Die schärfsten Patrioten sind, die ihr Schild führen unter den Namen: „Germania, eisernes Kreuz und deutscher Kaiser", die dümmsten meist jene, welche unter fremden Flaggen die Gäste einladen — zur Chaussee, zum Bellevue zc.

Wir haben die bayerisch-württembergische Grenze hinter uns, und bald hält meine Eilpost vor dem „Adler" in Aichstetten, um die Pferde zu füttern. Was ist das für eine stolze, behäbige Frau, die Adlerwirthin, und wie sitzt der Großvater, der Adlerwirth von ehedem, in seinen kurzen Lederhosen gravitätisch am Tische und raucht seinen „Ulmerkopf"! Aber hell, reinlich und freundlich ist's überall in der großen Wirthsstube. Man sieht, reiche Bauern gehen hier ein und aus, und manch' lustige Hochzeit spielt sich da ab im Laufe des Jahres.

Aber auch der ganze Ort ist so lieblich gelegen in diesen waldigen Auen, und stiller, behäbiger Friede schaut aus allen Wohnungen. Und doch waren die hiesigen Allgäuer im Bauernkrieg die wildesten der Gegend, und ihr Pfarrer Florian eines der gefährlichsten Rebellenhäupter. Er war es, der die Unterthanen des Truchseß Georg von Waldburg, genannt der Bauernjörg, zur Empörung brachte, während der Truchseß die Bauern im Höhgau und Linzgau zur Ruhe bringen sollte. Sie belagerten, nachdem auch die Haufen vom See und von der Iller zu ihnen gestoßen, selbst das truchsessische Schloß Wolfegg und die Stadt Waldsee, wo des Grafen Frau und Kinder sich befanden. Der Truchseß kam zum Entsatz, verjagte die Bauern und schlug namentlich den Florian bei Wurzach, wo er mit 7000 Mann nochmals den

Reitern Georgs sich entgegengestellt hatte. Der Pfarrer wurde besiegt, die Bauern ergaben sich, und Florian floh und verschwand in der Schweiz. In unserem Jahrhundert aber war selbst einer aus dem Geschlechte des Bauernjörg, dessen Nachkommen heute noch die Grundherrschaft in der Gegend besitzen, Pfarrer in Aichstetten, Graf Ferdinand Joseph, welcher 1833 hier starb.

Bekannt sollen die Aichstetter noch sein im Schwabenland durch ihr Talent und ihre Neigung zum Schauspiel. Sie wären also eine Art Ober-Ammergauer, nur mehr dem heiteren Drama als dem Trauerspiel zugewandt. Wenn man ihr lustiges, heiteres Dorf sieht, kann man dies wohl glauben.

Was mir an den Nachkommen der Truchsesse von Waldburg über alle Maßen gut gefällt, ist ihre Liebe zu den Stammsitzen ihrer Ahnen. Die zwei bedeutendsten, gefürsteten Linien dieses alten Geschlechtes, Waldburg-Wolfegg und Waldburg-Zeil, wohnen heute noch jahraus, jahrein auf den einsamen Bergschlössern ihrer Voreltern, fernab vom Getriebe der modernen Welt. Sie blicken von den Zinnen ihrer Schlösser herab auf ihre Grundherrschaften, wie ehedem ihre Väter in der Ritterzeit, während die Burgen so vieler anderer noch lebender Geschlechter in Trümmern liegen, und ihre Träger in den Städten und Städtchen im Frack und in Glacés einherwandern. So zeigte sich uns, weithin in die Lande schauend, als wir gen Leutkirch fuhren, auf dem hohen Zeiler Berg der Sitz des Fürsten von Waldburg-Zeil. Das uralt rhätische Geschlecht der Montforte saß einst hier oben. Seitdem aber die Truchsesse von Waldburg von ihnen Herrschaft und Schloß erhalten, wohnten sie erst zeitweilig, dann eine Linie immer auf der luftigen,

waldigen Höhe, von der herab eine Aussicht das Auge erfreut, wie kein Kaiser der Welt aus seiner Residenz sie genießt.

Es ist Mittag, als wir unter dem bekannten Trab der zum Schlusse etwas mehr angepeitschten Postpferde in der ehemaligen Reichsstadt Leutkirch unsern Einzug halten. Noch vor Tisch will ich mir aber die Stadt besehen. Ich hatte mich schon gefreut, in dem Liutkirchun, wie ich es bei Neugart in seinem St. Galler Urkundenbuch gelesen, eine recht alte interessante Stadt, voll von Antiquitäten und Antiquaren, zu finden, ward aber bitter enttäuscht. Das Leutkirch von heute ist ein auf windiger Hochebene gelegenes freundliches Städtchen, aber von seiner Vergangenheit zeigt sich kaum mehr eine Spur. Fast lauter neue und neuere, nichtssagende Bauten, eine ganz neue gothische Kirche ausgenommen, die mir allein imponirte. Der dreißigjährige Krieg und spätere Brände sollen die alte Reichsstadt von der Erde vertilgt haben.

Auffallend war mir nur der neue Kirchhof, wo ich statt der üblichen Kreuze eine Art Standarten, wie die römischen Kohorten sie trugen, auf den Gräbern aufgepflanzt fand. Solche Dinger hab' ich in meinem Leben nicht auf Grabhügeln gesehen, und ich meine fast, sie gäben für die guten Leutkircher ein würdiges Seitenstück zum Memminger Mond ab.

Doch zählt die Stadt auch eine wirkliche Berühmtheit in ihrer Geschichte. Der bekannte Verfasser des Malleus Haereticorum, der Hauptschrift gegen die Reformation zur Zeit ihres Entstehens, Dr. Johannes Fabri, nachmals Bischof von Wien, ist ein Leutkircher Kind. Er wurde hier 1478 als Sohn eines Schmiedmeisters Heigerlin geboren. In jener Zeit war es dumme Mode

unter den Gelehrten, ihre deutschen Namen ins Lateinische zu übertragen, und so übersetzte der Student Heigerlin den Handwerksnamen seines Vaters in Fabri (Schmied), da der Heigerlin sich nicht lateinisiren ließ.

Seine Studien machte er in Freiburg, wurde dann Dominikaner, um seiner Kenntnisse willen Kanonikus in Konstanz und Basel, Pfarrer in Leutkirch und Lindau und Rath und Gesandter des Kaisers Ferdinand I. Später finden wir ihn als Beichtvater und Generalvikar des Bischofs von Konstanz. Sein Freund war Erasmus von Rotterdam, mit dem er eine Reform in der Kirche wünschte, aber nicht so, wie die Reformation sie brachte. 1529 ward er Propst in Ofen, 1531 Bischof von Wien und Hauptgegner der neuen Lehre, die er in seiner Vaterstadt zurückhielt, so lange er lebte († 1541). Sein Vermögen hinterließ er größtentheils dem Spital in Leutkirch. Nach seinem Tode zog jedoch auch in seiner schwäbischen Heimath die Reformation ein, und so ist Leutkirch heute noch paritätisch und nebenbei herzlich langweilig.

Von Leutkirch führt eine Zweigbahn über Wolfegg und Waldsee nach Aulendorf an die Hauptlinie Friedrichshafen-Ulm-Stuttgart. Diese Seitenbahn soll so wenig frequentirt sein, daß vor kurzem ein todter Bauersmann, der einsam in einem Wagen dritter Klasse verschieden war, erst am dritten Tage entdeckt wurde. So erzählt der schwäbische Volksmund als Beleg für den spärlichen Verkehr.

Und doch wäre es schade, wenn dieses schöne, echt deutsche Stück Land der Welt nicht erschlossen worden wäre. Von Leutkirch bis Wolfegg ist's eine herrliche, luftige Hochebene mit weitem Blick auf das waldige Allgäu und die bayerischen und tyroler Alpen. Von

Wolfegg bis Waldsee öffnet sich ein romantisches Waldthal, wie selbst der Schwarzwald nicht viele aufzuweisen hat.

Da kommt gleich vor Leutkirch draußen auf der Hochebene ein klassischer Ort, Kißlegg, ein freundlich Dorf auf rauher, windiger Erdfläche. Und doch haben die Römer den Ort gefunden und ein Standquartier hier aufgeschlagen. Es ist das Cassiliacum dieses größten Volkes der Welt gewesen, das hier, wie alte Funde nachwiesen, unter dem Comes von Rhätien ein Reitergeschwader und Kohorten der dritten italischen Legion stehen hatte. Diese Legion bestand aus einem bunten Gemisch von Soldaten aus Spanien, Britannien, Südfrankreich, Ungarn und Phrygien.

Wenn heute ein Schwabe aus dieser Gegend nach Königsberg in Garnison käme, würden die Leute in seinem Dorfe die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, und die Römer hatten vor zweitausend Jahren ohne Dampfschiffe und Eisenbahnen Soldaten aus Phrygien hier liegen. Wie klein sind wir diesem Weltvolke gegenüber!

Schon Marcus Aurelius hatte die dritte Legion in die Provinz Rhätien, zu der das jetzige Allgäu gehörte, verlegt, und sie blieb hier bis zum Sturze des Römerreiches. Auf dem Wartthurme, den die Römer hier anlegten und Cassiliacum nannten, saß später das Geschlecht derer von Kißlegg, die Lehensleute des Klosters St. Gallen waren. Als sie 1300 ausstarben, kamen Schloß und Herrschaft an das altrhätische Geschlecht der Scalamont, Schellenberge, von denen der berühmte Ritter Ulrich von Schellenberg 1487 zu Kißlegg geboren wurde und 1550 daselbst starb. Er hatte in Pavia und Bologna Jus studiert und dort den Doktorgrad sich erworben. Bald jedoch ergriff er in jener kriegerischen Zeit das Waffen-

handwerk und machte als Obrist der eidgenössischen Scharen alle Feldzüge Maximilians I. mit. Noch unter Karl V. führte er die Schweizer nach Italien und half 1529 Mailand erobern. Ulrich war noch ein echter, biederer, jovialer Ritter in jenen letzten Zeiten des schwindenden Ritterthums. Jetzt noch zeugen in Kißlegg zwei Schlösser vom Dasein seines Geschlechtes, das in zwei Linien hier geblüht hat.

Lebhaft erinnerte ich mich heute im Vorbeifahren an einen schönen Sommernachmittag des Jahres 1872, wo ich mit dem Pfarrer Fortunat und dem Rentmeister Schüle von Wolfegg nach Kißlegg kam, um von da hinabzufahren ins Allgäu bis Wangen.

Der lustige Rentmeister war Ehrenbürger von Kißlegg, für das er landwirthschaftlich viel geleistet hatte. Ueberall wurde er willkommen geheißen. Bis gen Abend saß ich in heiterer Schwabengesellschaft in einer kleinen abgelegenen Laubhütte im Garten eines Bierwirths, wo Rosen und Nelken in ländlicher Stille und Fülle blühten.

Als die Sonne in den Bodensee zu sinken begann und nur noch die Bergspitzen vergoldete — bestimmte der Rentmeister ein Bäuerlein, das den Tag über Heu gefahren, mich noch nach Wangen zu führen in den wunderbaren Sommerabend hinein. Eine lieblichere Fahrt auf deutscher Erde habe ich nie gemacht. Dunkle Fichtenwälder, üppiges Weideland, reizende Gehöfte, in stiller Weltabgeschiedenheit versteckt zwischen herrlichen Waldbäumen, wechseln fort und fort. Ich war noch keine Stunde gefahren, als ich den Bauer heimschickte und zu Fuß in den Abend hineinwandelte.

All' das ließ ich heute wieder in mir aufleben.

Auch die Tage von Wolfegg traten lebhaft in meine Erinnerung, als ich vorüberfuhr. Als schlichter Tourist war ich hier heraufgekommen und hatte den Rentmeister aufgesucht, der alljährlich im Herbst an den See kam und in des Fürsten von Wolfegg Reben den „Meersburger“ holte. Es gab viel zu sehen in dem Schlosse, das mächtig über Felsgestein und Waldbäume hervorragt, ein gewaltiger Bau aus der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg. Aber im Erdgeschoß sind noch Theile aus älterer Zeit — vorab eine Gesindestube, das Bild einer alten Ritterkneipe, wie sie im Buche steht, so einladend, daß wir auch „Humpen“ in ihr leerten.

Ein großer Rittersaal, eine Gemälde-Gallerie, eine höchst werthvolle Kupferstichsammlung zeugen vom Reichthum und den konservativen Grundsätzen eines alten Geschlechtes, wie die Truchsesse von Waldburg es sind.

Was mir aber bei weitem am meisten gefiel, das war die patriarchalische Art, in welcher der regierende Fürst Franz mit seinen Beamten verkehrte.

Am Abend saß er, ein stiller, feingebildeter Mann, inmitten seiner Beamten, des Pfarrers und des Kaplans, im Bräustüble seiner großen Brauerei und trank sein Bier mit uns. Neben ihm sein Bruder, der in Frankreich sich zum Invaliden gekämpft hatte.

Ich finde es sonst nicht gut, wenn die „Fürsten“, namentlich die regierenden, sich zu weit herablassen und jedem Bürgermeister und Amtmann die Hände drücken, sich bei jeder Gelegenheit zeigen und zu viel im Volke verkehren. Quotidiana vilescunt — und je rarer man sich macht, um so mehr gewinnt man in gewissen Stellungen an Respekt.

Die Könige im Orient, welche einige tausend Jahre

länger als wir in Staatsraison machen, haben den Nimbus ihrer Würde stets und bis heute in der möglichsten Unnahbarkeit und Abgeschlossenheit des Herrschers gesucht und gefunden. In der heiligen Schrift lesen wir, daß die Großkönige von Babylonien und Assyrien bei Todesstrafe selbst ihren Frauen es verboten hatten, ungerufen „vor das Antlitz des Königs“ zu kommen.

Es lag und liegt in dieser „Etiquette“ ein großes Stück politischer Weisheit und nicht bloßer Absolutismus.

Ich war noch nicht lange am Bodensee, als ein alter Mann, mit dem ich über das unserem Dorfe nahegelegene Schloß Kirchberg sprach, mir erzählte, wie der Großherzog Ludwig bisweilen auf kurze Zeit dort sich aufgehalten und dann durch unser Hagnau gefahren sei. Die Bürger mit dem Vogte und Pfarrer, Schulkinder und alles, was laufen konnte, bildete lange vor der Ankunft Spalier an der Kreuzstraße im „Oberdorf“, sehnsüchtig wartend.

Endlich kam ein Vorreiter und gleich hinter ihm ein Schimmel-Viergespann mit Staatskarosse, die dicht geschlossene Vorhänge an den Fenstern zeigte. Der Reiter hatte avertirt, daß da der Großherzog drinnen sei. Die Häupter entblößten sich, die Seehasen, alt und jung, riefen: „Seine Königliche Hoheit der Großherzog Ludwig lebe hoch!“ — und fort war der Wagen. Gesehen hatte den Landesvater kein Hagnauer Auge — aber mit tiefstem Respekt vor der „geheimnißvollen Majestät“ des Landesvaters gingen die Unterthanen in ihre Hütten.

Mir hat dieses Benehmen des Großherzogs Ludwig mächtig imponirt bis zur Stunde.

Andere Zeiten, andere Sitten! Doch ich frage: War

das monarchische Princip vor fünfzig Jahren noch tiefer und respektvoller im Volke als heute? Die Antwort kann auch ein unpolitischer Mann geben.

Aber das grenzt ja an Absolutismus, was der Hansjakob da wieder faselt — wird's jetzt heißen! Ich wollte, offen und ehrlich gesagt, wir hätten etwas mehr Absolutismus in der deutschen Welt, und wenn der nicht bald kommt und mit ihm, wie Luther sagte und wofür er meinte, daß man beten müsse, „ein streng' Regiment" — so kommen wir zum konträrsten Gegentheil von Absolutismus, zur Anarchie.

Am Fürsten von Wolfegg hat es mir aber gar wohl gefallen, daß er bei seinen Leuten saß. Dies Wolfegg, Dorf und Schloß, ist alles sein Eigenthum. Nahezu alle Gebäude des Ortes sind fürstlich und von Beamten und den nöthigen Handwerkern bewohnt. Ein solcher Fürst, der zudem jahraus jahrein da residirt, lebt wie ein großer, reicher Hausvater inmitten seiner Familie, und darum paßt es ganz gut, wenn er zu den Gebildeten seines großen Hauses in einen gesellschaftlichen Verkehr tritt und am Abend von der Burg seiner Ahnen niedersteigt und mit seinen Forstleuten und Rentbeamten — seinen Staatsministern — beim Glas Bier sich unterhält. Er profitirt dabei so viel oder mehr, als manch' anderer Fürst in der Theaterloge seiner Residenz.

Wenn ich nicht schon nahezu zwei Monate von daheim weg gewesen wäre, hätte ich gerne in dem patriarchalischen Wolfegg einen Halt gemacht, aber mein Urlaub war zu Ende, und ich sehnte mich nach meinem Seedörfchen. Es war zwischen drei und vier des Nachmittags, als ich am mächtigen Schlosse der Fürsten von Waldburg-Wolfegg vorbeifuhr, hinab ins schluchtige Waldthal —

und um sieben Uhr Abends landete mich das Dampfschiff an meinem „Miramare".

Zwei Jahre später besuchte mich hier P. Mang. Er hatte eine Alterthumssammlung im Kloster errichtet und wollte sie aus eigenen Mitteln vergrößern. Worin bestanden aber die? In dem Kleingeld, das er seit fast 25 Jahren als Kaplan von Ottobeuren verdient. Damit reiste er in die Schweiz und kaufte Antiquitäten für seine Sammlung.

Dann ging er wieder heim, feierte sein 25jähriges Dienstjubiläum als bescheidener Vikar des Pfarrers von Ottobeuren, und gleich darauf nahm der Herr den stillen Sechziger in die ewige Ruhe auf.

Zehn Jahre darauf folgte ihm mein Freund P. Hermannus Contraktus nach.

Der „lustige" Rentmeister von Wolfegg, später Oberbürgermeister der Welfenstadt Ravensburg, ist ebenfalls fortgegangen aus dieses Lebens „Lust". So schnell vergeht sie.

In Ottobeuren aber lebt am Ende des 19. Jahrhunderts von Mönchen aus jenen Tagen nur noch der greise P. Kaspar, der Dichter und Käfersammler.

Umwege.

1875.

Umwege machen gilt sonst im gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht für besonders pfiffig, allein ich behaupte, daß das nur für das Geschäftsleben gelte. Wer reist, um zu reisen, der wird, wenn er was lernen und sehen will, Umwege machen mit Absicht und Vorbedacht. Und so ging es mir. Ich reiste auf Umwegen zum Ziele und wieder heim. Mein Ziel aber war folgendes: Seit Jahren bringt der weltbekannte Alban Stolz seine Ferien in einem idyllischen Dörfchen Vorarlbergs zu. Ihn wollte ich, einem Versprechen zufolge, besuchen, und dazu machte ich Umwege hin und zurück.

Jede „schöne Geschichte", das weißt Du ja, lieber Leser, muß mit den Worten beginnen: „Es war einmal" — und so war's denn an einem prächtigen Septembersonntag des Jahres 1875, daß ich mich auf den Weg machte. Und da ich am See wohne, so ging's zu Schiff, aber nicht direkt seeaufwärts gen Bregenz, sondern weil ich es auf Umwege abgesehen hatte, der Schweiz zu, um so „mit der Kirche ums Dorf" nach Vorarlberg zu kommen.

Da ich die Schönheiten des schwäbischen Meeres täglich vom Fenster aus sehe, so kümmerte mich die Aussicht auf Wasser und Berge weniger. Ich setzte mich auf dem Verdeck in eine Ecke und hielt Umschau unter den Passagieren. Es wimmelte von Touristen. Mit Operngucken, Lorgnetten und Brillen wurde der alte Knabe Säntis beguckt, der mit riesiger Gleichgültigkeit herabschaute auf den blauen See. Aus Bädeker und Tschudi wurden die Dörfer und Schlösser am Ufer hin studirt, und in ihrer steten Bewunderung die eifrigen Schauer nur gestört durch den prosaischen Schiffskassirer, der bald diesen, bald jenen erinnerte, daß zum Reisen auch ein Billet gehöre.

Nur zwei Reisende fielen mir besonders auf, die an einem Tische saßen und um Geld spielten. Sie wandten keinen Blick von den Karten, als säßen sie in einem Gefängniß, das jede Aussicht verbietet, und suchten in dieser Einsamkeit Trost im Spiele. Ich bemerkte hier wieder einmal deutlich, wie sehr sich in den Mienen des Menschen das abspiegelt, womit er sich geistig beschäftigt. Während die Gesichter aller derer, die an dem schönen Stück Erde und Wasser sich freuten, heiter und freundlich glänzten, sahen die beiden Spieler ganz ordinär drein, trotzdem es junge kräftige Männer waren. Einer der Matrosen, die mich alle kennen, sagte mir, die beiden wären Kaufleute aus dem benachbarten Württemberg. Und in der That, nur eine in „Soll und Haben“ vollständig untergegangene Krämerseele ist fähig, beim lichtesten Sonnenschein und herrlichster Fernsicht auf den Wellen eines prächtigen See's Karten zu spielen. Doch jeder nach seinem Geschmack!

Am Eingang in den Maschinenraum stand schweiß-

triefend im blauen Hemde der Maschinist, eben seinem Feuerherde entstiegen, um Luft zu schöpfen. Ruhig mit verschränkten Armen betrachtete er sich die Oberwelt, er, der Unscheinbarste in Haltung und Anzug unter allen denen, die auf dem unten schaffenden Vulkan, wenn auch nicht tanzten, so doch lachten, scherzten und spielten — und doch, dachte ich mir, ist dieser Mann die wichtigste Person auf dem ganzen Schiffe. In seiner Hand steht unser aller Leben; ein Druck von ihm an dem Dampfhahnen, und wenige Minuten später — sind wir Leichen oder kämpfen in den Fluthen mit dem Tode. Und gleichwohl beachtete von all den heiteren Menschen keiner den Mann, der in mühsamer, beschwerlicher Arbeit des gefährlichen Dampfes Kraft „bezähmte und bewachte“. Ich allein betrachtete ihn unter solchen Erwägungen mit Respekt.

Aber machen wir Menschen, sammt und sonders, es viel anders, als die lustigen Passagiere auf dem württembergischen Dampfer Olga an diesem Tage — Gott gegenüber? In unserm Lebensschifflein steuern wir vergnügt durch die Wogen des Weltlebens, ergötzen uns an allem, was die Welt uns durch ihre Vergrößerungsgläser und ihre blauen Brillen zeigt, orientiren uns möglichst genau, wo und wie wir in der Welt stehen, spielen, scherzen und lachen, beschäftigen uns mit Tausenderlei aus Interesse oder Kurzweil — Den aber, der jede Sekunde das armselige Fahrzeug unseres Lebens kann stranden machen für immer, beachten wir auf dieser Lustfahrt wenig oder gar nicht. Kommt Sturm und Gefahr über das Fahrzeug, das jetzt munter auf den Wogen der glatten See sich wiegt, so wird auf einmal der seither verachtete Lenker der Dampfkraft zum Halbgott, auf dessen Hilfe alles

rechnet. So in unserm Lebenskahn. Wenn Sturmesfluthen über denselben hingehen, dann erst rufen wir: „Herr, rette uns, sonst gehen wir zu Grunde!“ Aber so sind wir Menschen!

Ich ging für einige Zeit auf den „zweiten Platz“, wo die Leute waren, welche die Welt ohne Brillen und Gläser anschauten, sich überhaupt um Gegend nichts kümmerten, weil es ihnen lieber wäre, wenn man den Bodensee trocken legen und mit den Pflügen bearbeiten könnte. Es waren meist schwäbische Bauern, auch Seehasen genannt, welche „über Meer“ fuhren, um in Rorschach zu erfahren, was Korn und Vieh gilt. Einer von ihnen trat auf mich zu, zog ein großes Goldstück aus der Westentasche und bat mich, ihm zu sagen, was das für eine Münze sei und welchen Werth sie habe. Sie stamme noch, fügte er bei, von seinem Urgroßvater, liege seit Jahr und Tag im Kasten; jetzt wolle er sie in die Stadt nehmen, um zu erfahren, was damit wäre. Es war ein prächtiger Goldgulden, geschlagen auf die Vermählung Josef's II. mit der Infantin Isabella von Parma (1760). Als sie geprägt wurde, hatte Oesterreich noch die Vorlande, die schönste Perle seiner Krone, und die vollste Sympathie des schwäbischen und alemannischen Volkes. Als ein Kleinod hat des Bauern Ahne diese Münze jedenfalls angesehen und als solches wurde sie bewahrt durch Geschlechter hindurch. Heute kennt der schwäbische Bauer nicht einmal mehr die Tradition dieses Familienstücks, er will's vertauschen um schnödes Silber. Es liegt ein betrübend Stück Geschichte in dieser Erscheinung. Bei der Gleichgültigkeit des Schwaben gegen seine Münze fiel mir eine ungedruckte, aber höchst bezeichnende Anekdote wieder ein.

Einige Jahre, nachdem Napoleon Oesterreich die Vorlande entrissen und theils an Baden, theils an Württemberg vergabt hatte, kam Kaiser Franz auf einer Reise durch den Breisgau. Unendlicher Jubel ging bei der Kunde von des Kaisers Ankunft weithin über Berg und Thal, und das Landvolk glaubte nicht anders, als es werde jetzt wieder „kaiserlich". An alle Poststationen, wo die Pferde gewechselt wurden, strömten die Bauern in lichten Haufen, um den geliebten Kaiser zu sehen. So auch nach dem Städtchen Kenzingen, unterhalb Freiburg, die Bauern der Umgegend. Es war ein trüber Novembertag, der Kaiser kam lange nicht, und die Breisgauer tranken zum Zeitvertreib viel „Neuen", so daß sie in wachsende Begeisterung geriethen. Endlich trabt das Viergespann an unter dem Sturmesbrausen der Vivats der lustigen Bauern, die vor Freude weinten, den Kaiser wieder zu sehen.

Die badischen Beamten, an ihrer Spitze der Oberamtmann, nahten sich dem Wagen, um den zum Diner aussteigenden Monarchen im Namen ihrer Regierung zu begrüßen. Da faßte eine stämmige Bauernfaust den kleinen Amtmann und schob ihn von der Wagenthüre weg mit den Worten: „Weg mit Dir, Amtmännle, jetzt sind wir nicht mehr badisch, sondern kaiserlich." Und aus tausend Kehlen rief es: „Der Kaiser soll leben, und kaiserlich wollen wir wieder werden!" — und ungestüm drängten sich die begeisterten Bauern um den guten Kaiser Franz, der, Thränen in den Augen, nicht im Stande war, die Leute durch Hinweis auf die Macht der Thatsachen zu beschwichtigen.

Zum Essen begleiteten ihn die Bauern, soweit der Speisesaal sie fassen konnte, und wiederholten, ohne den

Kaiser ruhig speisen zu lassen, fort und fort ihren Wunsch, wieder „kaiserlich“ zu werden. Als Franz immer nur ausweichend antwortete, trat endlich ein Bauer dicht zum Kaiser hin und sprach: „Wisset Ihr was, Kaiser? Laßt Ihr Euere schmutzigen Wasserpolacken hinter Wien drunten fahren und nehmet Ihr uns wieder, dann habt Ihr auch etwas Rechtes!“ Schallender Jubel folgte diesen Worten von Seiten der Bauern, während Franz ein herzliches Auflachen nicht zurückhalten konnte. Nur die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit seiner Krone, welche er ihnen schließlich aussprach, bahnte ihm den Weiterweg gen Freiburg, eher hätten ihn die weinseligen, mit Leib und Seele kaiserlichen Breisgauer nicht entlassen.

So war es noch vor sechzig, ja noch vor zehn Jahren, und heute verkauft der schwäbische Bauer die letzte Erinnerung ans alte Kaiserhaus, die Goldmünze seines Großvaters, und unter Tausenden der jüngeren Generation wissen nicht zehn, daß ihre Ahnen einst kaiserlich waren und gut kaiserlich. So geht der Gang der Geschichte — sagte ich mir im stillen, als ich dem Bauern seinen Goldgulden zurückgab und dazu die Adresse des Konservators der Alterthümer des Vereins für Geschichte des Bodensees in Friedrichshafen, damit er auf dem Rückwege dort seine Münze besser und würdiger verkaufe, als an einen Goldarbeiter in Rorschach.

In Rorschach, wo ich noch nie an einem Sonntage war, sah ich am Hafen statt der üblichen Korn- und Viehhändler heute viel buntes Schweizervolk. Eine Blechmusik zog durch die Straßen und brachte, trotzdem sie mehr Blech als Musik tönte, lustiges Leben in das helle Gewoge. An den Straßenecken luden Plakate zum Besuch einer Blumenausstellung ein, und da ich eine Stunde

Zeit hatte bis zur Weiterfahrt nach St. Gallen, so beschloß ich, die schönen Kinder Floras auch zu besehen. Die Ausstellung war klein, aber fein, die Aussteller meistens jedoch Badener oder Württemberger; der praktische Schweizer findet nicht Zeit und Platz genug, um viel in Blumenkultur zu machen.

Es kam mir hier ein ähnlicher Gedanke, wie auf dem Schiffe, der nämlich, daß wir so wenig an Gott denken, trotzdem jeder Schritt uns an ihn erinnert. So bewunderten die Beschauer der Blumen deren Farbe, Gestalt oder Arrangement, spendeten Lob dem ausstellenden Gärtner, von Dem aber, dessen Wunderkraft so laut aus diesen Blumen sprach, redete kein Mensch. —

Rorschach liegt äußerst lieblich am See und an einem steilen Ausläufer der Appenzeller Berge hin, und ist, obwohl keine Stadt, doch belebter als viele andere Städte und Städtchen Deutschlands und der Schweiz.

Was wäre Rorschach erst eine hervorragende Stadt geworden, wenn der Plan, den vor vier Jahrhunderten Abt Ulrich IV. von St. Gallen auszuführen begann, zur Vollendung gekommen wäre?

Ulrich Rösch, Sohn eines Bäckers aus Wangen im Allgäu, hatte sich vom Küchenjungen im Kloster bis zum Abt heraufgearbeitet und war einer der tüchtigsten Prälaten des alten Stiftes geworden, das in ihm den zweiten Begründer erhielt, da er alles aufbot, um den verfallenen Ruhm und das Ansehen der Abtei wieder zu heben. Mit der übermächtig gewordenen Bürgerschaft der Stadt, die sich um die Gründung des heiligen Gallus gebildet hatte, immer im Streit um Rechte und Pflichten, faßte Ulrich 1484 den kühnen Gedanken, das Kloster von

St. Gallen wegzuziehen und in Rorschach anzusiedeln. Mit großer Beredsamkeit hatte er seinen Konventualen die Nachtheile auseinandergesetzt, die der Abtei aus dem bisherigen Zusammenleben mit der Stadt schon erwachsen seien, und die Vortheile hervorgehoben einer Uebersiedelung nach Rorschach, „ein fry, unüberloffen, still und lustig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Nothdurft mit ringen kosten und guter Zufuhr zu Wasser und zu Land erhaltlich sygend und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Ueberfall deckten".

Konvent, Kaiser und Papst stimmten bei, und Ulrich begann den Bau von Kirche, Kloster, Hafen und Oekonomiegebäuden. Die Bürger von St. Gallen sahen grollend die Bauten sich erheben und mit ihnen die immer streitlustigen Appenzeller, mit denen die Aebte von St. Gallen bislang in ewigem Hader gelegen waren. Beide hetzten auch unter den Gotteshausleuten, den Leibeigenen des Klosters. Es kam zum offenen Aufstand gegen Ulrich und sein Werk. Am 2. Juli 1488 zogen zwölfhundert Appenzeller, dreihundertfünfzig St. Galler, sechshundert Rheinthäler und fünfhundertfünfzig Gotteshausleute nach Rorschach, um der Herrengewalt des Abtes einen „ysenen rigel fürzustoßen". Sie plünderten, was zu plündern war, und zerstörten die nahezu vollendeten Bauwerke von Grund aus. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf um die Sühne der Gewaltthat, und als die Frevler endlich mit Hilfe der Eidgenossenschaft sich beugen und den Abt entschädigen mußten, war diesem alle Lust vergangen, auf's neue zu bauen, und die Stiftung des heiligen Gallus blieb, wo sie war.

Hätte Ulrich seinen Herzenswunsch ausführen können,

so wäre heute sicher Rorschach, was St. Gallen ist, und dieses eine Todtenstadt. —

Eine Stunde später, nachdem ich Rorschach verlassen, schritt ich über den Klosterhof in St. Gallen.

Es hat sich ein riesiges Stück Kulturgeschichte abgespielt innerhalb dieser Räume. Jahrhunderte lang war das Kloster des heiligen Gallus eine Kulturstätte ersten Ranges. Tausende von Mönchen lebten und wirkten hier und gingen vorüber, unter ihnen glänzende Sterne der Wissenschaft; Könige und Kaiser, Päpste und Bischöfe zogen hier ein und aus, und die höchsten Würdenträger des heiligen römischen Reichs deutscher Nation holten hier ihre Bildung. Ja, wir dürfen kühn behaupten, es gab eine Zeit, in der von St. Gallen und der ihm benachbarten Reichenau aus mehr Wissenschaft und Bildung in die Welt ging, als heute von sämmtlichen Universitäten Deutschlands und der Schweiz zusammen. Doch unsere Zeit hat das alles vergessen — sie hat nur die Phrasen vom finstern Mittelalter und von den dummen, faulen Mönchen behalten.

Ich hätte gerne die schon oft gesehene Kirche feinsten Barockstyles, die mitten auf dem Klosterplatze steht, umgeben von dem Kranze der ehemaligen Mönchswohnungen, auch heute wieder betreten, aber alle Thüren waren verschlossen. Die Sitte, die Kirchen des Tages über abzuschließen, fand ich unbegreiflicher Weise schon wiederholt in der Schweiz, selbst auf den vereinsamtesten Dörfern. Mir gefällt dies, offen gesagt, gar nicht; denn in katholischen Kirchen sollte dem Gläubigen zu jeder Tageszeit der Zutritt gestattet sein zur Anbetung seines Gottes im Tabernakel. Die Furcht vor Diebstahl oder Verunehrung durch Andersgläubige ist nicht stichhaltig; denn in Deutsch-

land sind die Menschen auch nicht besser und nicht schlechter, als in der Schweiz, und doch wissen die stets geöffneten Gotteshäuser höchst selten zu erzählen von Sacrilegien dieser Art.

Still und verödet lag der sonst belebte Klosterhof heute vor mir, wie die Stadt selbst. In den Straßen war es menschenleer und alles in die Berge hinaufgestiegen. Und doch war es vor wenig Stunden noch anders und hatte in den Räumen der Klosterkirche ein lebhafter Kampf hin und her gewogt — ein Wahlkampf nämlich. Wie in der Schweiz üblich, hatte das katholische Volk von St. Gallen und Umgegend diesen Morgen in der Abteikirche abgestimmt über die Revision der Verfassung im kulturkämpferischen Sinne — während zu gleicher Zeit die Protestanten in der St. Lorenzkirche ihre Stimmen niederlegten. So schilderte es mir mein Begleiter, ein Dienstmann, der mir durch die Stadt hindurch mein Handgepäck tragen sollte hinauf nach der Vorstadt St. Georgen, wo ich bei meinem werthen Freunde, dem Regens des Priesterseminars, Absteigequartier nehmen wollte.

Ich weiß nicht, bildet die freie Verfassung der Schweiz auch den gemeinen Mann zum gereiften Politiker, oder war mein Dienstmann ein Unikum. Er sprach über Politik mit der Gewandtheit eines Diplomaten und dem Verständniß eines alten Staatsrathes. Ohne mir im geringsten zu verrathen, wie er selbst gestimmt habe, kalkulirte er aus der Stille in der Stadt auf eine Niederlage der Radikalen, die sich denn auch zwei Stunden später herausstellte. In welch echt patriotischer Weise er die Stimmabgabe auffaßte, geht aus folgender Mittheilung hervor: Ein alter Mann, erzählte er, sei in der Kirche

zu ihm gekommen und habe ihn gebeten, da er nicht schreiben könne, ihm seinen schon geschriebenen Stimmzettel zu geben, damit er ihn zur Urne trage. Darauf sei er aber nicht eingegangen, sondern habe den Alten bei Seite genommen, ihm die Sache erklärt und ihn dann aufgefordert, ihm jetzt zu diktiren, wo er „ja“ und wo „nein“ hinschreiben solle. „Denn bei einer solchen Wahl,“ schloß er, „muß es rechtschaffen hergehen.“

Der Mann hat das Zeug zu altrömischer Bürgertugend, und mir kam bei diesem armen Helvetier der Gedanke, wie schade es ist, daß nicht jeder Mensch vom Schicksal auf den Platz gestellt wird, den er ausfüllen könnte. Des Dienstmanns Rede verrieth durchweg den klaren Kopf, der für etwas Besseres bestimmt wäre, als Karren zu schieben und Gepäckstücke zu transportiren. So steht mancher höchst mittelmäßige Mensch und gerade nicht musterhafte Charakter in Amt und Würden auf den Höhen der Gesellschaft, während Talent und Ehrlichkeit oft in den untersten Volksklassen mit Noth und Armuth ringen — doch

Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.

Ich weiß es nicht! —

Der Weg nach St. Georgen hinauf ist steil und mühsam, aber kurz und lohnend; denn er gewährt mit jedem Schritt schönern Ueberblick über die in einem engen Thalwinkel sehr freundlich gelegene Stadt des heiligen Gallus, die übrigens in ihrer eigentlichen Bürgerschaft schon längst der Lehre des irischen Glaubensboten den Rücken gekehrt hat.

Wenn irgendwo nicht das religiöse Bedürfniß, sondern der politische Vortheil der Grund des Abfalls vom

Glauben war, so war dies bei der Stadt St. Gallen und den Hörigen der Abtei der Fall. Den Abt als Landesherrn wegzubringen und der materiellen Verpflichtungen gegen das Stift los zu werden, das war die Hauptabsicht bei den St. Galler Bürgern und den Appenzeller und Rheinthaler Bauern. Ihr Aufstand brachte dem glaubenseifrigen Abte Franz von Gaisberg, einem Konstanzer Patriziersohn, vollends den Tod, zu dem er, früher ein kräftiger Mann, auf einer Romreise sich den Keim geholt hatte, weil er unterwegs aus Versehen Gift bekam, das für einen Andern bestimmt war. Er starb am 21. März 1529 auf seinem Schlosse zu Rorschach, das seine aufständischen Unterthanen kurz zuvor mit Gewalt genommen hatten.

Kaum eine andere Abtei hatte schon vor der Reformation und vor dem Bauernaufstand so vielen Streit mit ihren Unterthanen, wie St. Gallen, namentlich mit den Appenzellern, die unter den in jenen Zeiten überhaupt kriegslustigen Eidgenossen die kriegslustigsten waren. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Klosterleute unter dem Schild der Glaubensneuerung gegen die alte Herrschaft losschlugen.

Es ist aber eine geschichtlich sicher nicht zu leugnende Thatsache, daß die Reformation auch die kriegerische Kraft und Einheit des Schweizervolkes gebrochen hat. Was war das im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert für ein kriegsgewaltiges Volk, diese Eidgenossen! Wie zitterten vor ihnen die Erzherzöge Oesterreichs und ihre Ritter! Wie schlugen sie mit ihren „Morgensternen“ die exercirten Reisigen und Landsknechte nieder. Was waren das für Schlachten bei Sempach, Murten, St. Jakob u. s. w.!? Aber seit die Reformation die Eidgenossenschaft

religiös getrennt hat, schweigt die Geschichte von ihrem Kriegsruhm. Bürgerkrieg trat an Stelle der Einheit, und auf der alten Helvetierfahne steht die Parole: „Neutralität".

Ich will dabei nicht sagen, es sei ein Unglück für die Schweiz, daß sie nicht mehr das „Volk in Waffen" ist wie früher, sondern nur auf eine feststehende Thatsache hinweisen. Jedenfalls sind die Schweizer mit ihrer Neutralität, unter der Handel und Industrie gedeihen, besser daran, als manch' andere Länder und Völker, bei denen die Kasernen blühen. —

Ich habe auf Reisen etwas vom „ewigen Juden", indem ich nirgends lange Rast und Ruhe habe, sondern nach kurzem Einblick rasch weiter eile, um möglichst bald wieder andere Leute und andere Gegenden zu sehen. So ging's mir auch im Priesterseminar der Diöcese St. Gallen, trotzdem mein Gastfreund, ein Mann voll der feinsten Liebenswürdigkeit — und von ähnlichem Humor, wie ich — mich gerne länger bei sich behalten hätte und Küche und Keller so sehr alles aufboten, daß ich in meinen sonst streng vegetarianischen Grundsätzen zu wanken begann. Doch trieb mich nicht die Furcht, in dieser Versuchung zu fallen, am andern Morgen wieder fort, sondern lediglich mein unruhiger Geist.

Ich stieg in der Frühe nochmals in die Stadt hinab, um dem Herrn Bischof meine Aufwartung zu machen. Bischof Greith, aus dessen Zügen Geist und Wohlwollen gleichmäßig stark sprechen, gehört unstreitig zu den hervorragendsten Würdenträgern der katholischen Kirche deutscher Zunge. Sein Name als Schriftsteller war längst schon weit getragen, ehe er den keineswegs leichten Krummstab der St. Galler Diöcese übernahm.

Trotz seiner 69 Jahre fand ich den hohen Herrn äußerst rüstig und namentlich heute sehr erfreut über den gestrigen Sieg des konservativen Volkes, der ihm selbst große, drohende Sorge abnahm. Ich mache sonst höchst ungern Besuch bei hohen Herrschaften, seien es geistliche oder weltliche. Es ist das wohl Folge eines Erbstückes von meinem väterlichen Großvater, der alles leiden konnte, nur die „Herren" nicht, und seinen Söhnen gerne das Lesen und Schreiben abgewöhnt hätte, aus Furcht, es könnte einer studiren, d. h. „ein Herr" werden wollen. Der Besuch beim Bischof von St. Gallen hat mich aber nicht gereut.

Im Vorbeigehen wollte ich des Bischofs alten, d. i. ehemaligen Kanzler und jetzigen Pfarrrektor Linden einladen, mit mir ein paar Tage in die Berge zu gehen und seine Amtssorgen abzuschütteln.

Vor wenigen Monaten, als ich auf der Kuranstalt Waid war, kam ich gar oft nach St. Gallen hinein mit zwei Kurgenossen, einem Schauspieler aus Leipzig und einem Fruchthändler aus Chemnitz. Durch Eis und Schnee wanderten wir durchs dichtbevölkerte „Tablat" der Bischofsstadt zu. In ein Wirthshaus sollten und wollten wir nicht als Vegetarianer, und meine Begleiter setzten sich in eine Konditorei und aßen Kuchen, während ich mich ins Pfarrhaus begab, wo Linden und die alte „Therese" mich auslachten, daß ich auf der Waid sei.

Wenn ich gar einige Aepfel aus der Tasche zog und um ein Glas Wasser dazu bat, so war des Spottes kein Ende. Beide staunten, daß ich heute noch nicht viel „gescheidter" geworden und noch Vegetarianer sei. Vergeblich predigte ich dem Pfarrrektor die Folgen seines Stubensitzens und konnte ihn nicht bewegen, auch nur bis

St. Georgen mich zu begleiten. Zudem schützte er einige wichtige Sitzungen als Domherr und bischöflicher Rath vor, die auch meinen Quartiergeber, der die gleiche Würde trägt, verhindert hatten, mich weiter zu begleiten, als bis an die Grenze des Kantons Appenzell.

Am Bärenweiher, wo der Bär, das Wappenthier von Appenzell, dem „Ruthenbündel" von St. Gallen den Abschied gibt, trennten wir uns — er hinab gegen St. Gallen zu einer — Sitzung und ich hinauf in die Berge, am schönsten Herbsttag, der sich denken läßt. Ich bin sonst nicht frei von Ehrgeiz, aber heute, als Freund Eberle von mir wegging, dachte ich: „O selig, o selig, kein Domherr zu sein!" — und ich hätte mit keinem dieser Herren in Würde und Bürde tauschen mögen. Der Tod hat indeß beiden die Last des Lebens abgenommen.

Ueber einen der schönsten Aussichtspunkte der Schweiz, über den Gäbris, gedachte ich bis zum Abend noch nach Gais zu kommen; darum ging's munter bergauf mit den längsten Schritten eines Sechsfüßigen. Bald war der Bergrücken „Vögelisegg" erreicht und zur ruhigen Ausschau kurze Rast gemacht. Der ganze Bodensee, der Thurgau, ein großer Theil Schwabens lagen zu meinen Füßen, und im Hintergrund erhoben sich die riesigen Ketten der Appenzeller und Vorarlberger Gebirgsstöcke. Lange schaute ich in diese schöne Welt und warf heitern Herzens alle Sorgen des Lebens in sie hinein.

An der nördlichen Seite der Vögelisegg schlugen die Appenzeller am 15. Mai 1403 ihre erste Befreiungsschlacht gegen Abt und Stadt St. Gallen und die mit ihnen vereinigten schwäbischen Reichsstädte. Als die Verbündeten den Berg hinabflohen, riefen ihnen die Appen-

zeller gutmüthig zu: „Flühend, liebe Freund, flühend!“ (Fliehet, liebe Freunde, fliehet!) und den auf dem Schlachtfeld verwundet zurückgebliebenen Hauptmann der St. Galler führten zwei Appenzeller bis nahe an die Stadt, wo seine Frau ihn abholte. Lindau, Konstanz und Buchhorn (Friedrichshafen) verloren ihre Banner.

Der kriegslustigste, aber auch streitlustigste Stamm des alten Schweizervolkes waren unstreitig die Appenzeller. Ihre eigenen Herren, die Aebte von St. Gallen, hatten sie das Kriegshandwerk gelehrt. Lange und viel bluteten diese Bauern in den Fehden der Aebte namentlich gegen die Bischöfe von Konstanz. Unter dem ritterlichen Abte Ulrich von Eppenstein, dem Freund und Anhänger Heinrichs IV., litten sie am meisten; dreimal siegte Ulrich mit seinen Appenzellern gegen des Kaisers Feinde und eroberte selbst die Feste Hohentwiel. Allein der Uebermacht unterlagen sie schließlich, und der Heerführer des Herzogs von Zähringen, Adelgolz von Werra, durchzog, alles niederbrennend, das Appenzeller Land. Noch über zwei Jahrhunderte kämpften sie treu zur Seite ihrer Aebte. Aber die steten Kriegszüge hatten ihren Freiheitssinn geweckt, sie kündeten den Prälaten ihr strenges Regiment auf und wurden die gefürchtetsten Kriegsleute.

Wo es zu kriegen gab, waren die Appenzeller dabei, und die Herzöge von Oesterreich, die schwäbischen Ritter und Städte haben von ihnen mehr denn eine Niederlage zu verzeichnen. Ja, sie wurden so streitlustig, daß die Eidgenossen sie 1411 nur unter der Bedingung in ihren Bund aufnahmen, daß sie versprachen, ohne Bundeswillen keinen Krieg anzufangen. Noch in den letzten Jahren vor der Reformation machten die Appenzeller sechs Feld-

züge mit nach Italien und fochten 1515 in der blutigen Schlacht von Marignano. Seit der Reformation, welche das Appenzellervolk in zwei Theile schied, katholisch und protestantisch, weiß die Geschichte nur von inneren Zwisten zu reden.

Eines ist dem Appenzellervolk bis heute geblieben, eine wilde Rauflust, wenn auch oft nur zum Scherz und zur Uebung in ihren „Alpstubenten", Zusammenkünften auf den Bergen — gar oft aber auch im Ernst bei Tänzen und in Wirthshäusern, weßwegen bis in die neueste Zeit Tanz, Kegel- und Kartenspiel selten oder gar nicht gestattet waren, um blutige Raufereien zu verhüten.

Gleich hinter Vögelisegg, in einer kleinen Bergmulde, liegt das Dorf Speicher, einer der Hauptorte des protestantischen Kantons Appenzell-Außerrhoden, durch seine freundlichen, ja selbst eleganten Häuser mehr einem modernen Städtchen, als einem Dorfe im Hochgebirge ähnlich. Viele Fabriken für Stickereien und lebhafter Handel mit diesen Produkten weithin sind die Ursache dieser Eleganz. Der Handelsgeist steckt schon lange in den Bürgern von Speicher, denn bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren sie im Besitze großer Plantagen in Süd-Karolina. 1777 kehrte einer dieser nach Süd-Karolina Ausgewanderten nach achtjähriger Abwesenheit zurück, getrieben von der Liebe zu seiner in der Heimath zurückgelassenen Frau. Er kam am Abende des gleichen Tages heim, an welchem am Morgen die Frau, ihn seit Jahren für todt glaubend, einem andern war angetraut worden.

Oestlich von Speicher liegt unweit auf der Höhe Trogen, der Vorort von Appenzell-Außerrhoden, wo alljährlich am letzten Sonntag im April die „Landsgemeinde"

abgehalten wird. Sie ist die oberste Gewalt im Lande nach alemannischer Art und besteht aus allen männlichen „Landsleuten“, die das achtzehnte Jahr erreicht und den Religionsunterricht erhalten haben. Mit Musik und Trommelschlag rücken die Bauern bewaffnet an und sammeln sich auf einem freien Platz, worauf die Regierungsbeamten der letzten Periode auftreten, Rechenschaft geben und den Staatshaushalt vorlegen. Alsdann werden die Neuwahlen sämmtlicher Beamten vorgenommen, Gesetzesvorschläge berathen und verworfen oder zum Beschluß erhoben — alles an einem Tage und unter freiem Himmel.

Ebenso wird's im katholischen Appenzell-Innerrhoden zu Appenzell gehalten.

Das heiße ich „Selfgovernment“ im vollsten Sinne des Wortes! Einfacher, billiger und praktischer kann sich ein Volk nicht selbst regieren, als auf diese Art. Es ist die Erfüllung eines Ideals, wie ich sie allen Völkern der Erde wünschen möchte.

Daß die Landsgemeinde einzig und allein auch über Krieg und Frieden bestimmt, versteht sich bei dieser Verfassung von selbst. Zu Beamten, selbst zum Landammann (Präsidenten der Republik), werden Männer gewählt ohne jegliche Rücksicht auf wissenschaftliche Vorbildung. Man sieht vorzüglich auf Rechtschaffenheit, auf Volksthümlichkeit und Naturanlagen, d. h. gesunden Menschenverstand. Ob der Mann hohe Schulen besucht hat oder gar „Doktor“ ist, kümmert die Appenzeller blutwenig. Der Bauer, der Zimmermann oder der Glaser wird gerade so gerne oder noch lieber zum Landammann oder Großrath gewählt. Advokaten, sogenannte Fürsprecher, braucht der Bauer ebenfalls sehr wenig, weil er von den Lands-

gemeinden her die Gesetze genau kennt und auch die Thüren, wo er Recht suchen muß.

Das gefällt mir über alle maßen wohl. Einmal, daß das Volk, welches alles erhalten muß, den Hauptausschlag bei allem gibt, und dann, daß man nicht auf „studirte" Beamte sieht.

Die Schweiz wird nicht überall so volksthümlich regiert wie in Appenzell, ja in manchen Kantonen geht es kaum so freisinnig her wie in Rußland. Aber eines haben alle Schweizer, das Referendum aller Gesetze ans Volk und freie Wahl der Beamten. Das Referendum allein hat, wie ich oben berührt, die Kirche in der Diöcese St. Gallen von einem schweren, drohenden Schlag gerettet. Und wenn in andern Ländern die Kulturkampfgesetze ähnlich vom Volk approbirt werden müßten, würden sie glänzend verworfen werden.

Daß in der Schweiz ein Mann das höchste Staatsamt bekleiden kann, ohne „studirt" zu haben, ist ebenso vernünftig als freisinnig. In Deutschland muß es einer nicht blos schwarz auf weiß besitzen mit Brief und Siegel, wie viele Jahre er auf den Schulbänken gesessen und was alles er sich „eingeochst" hat — sondern auch seinen richtigen Impfschein haben, wenn er in die Kaste der sogenannten Staatsdiener will aufgenommen werden, um dann wo möglich mit bureaukratischem Selbstbewußtsein auf das dumme Volk herabzuschauen, das ihn bezahlt.

Der geneigte Leser merkt wohl, daß ich eine starke Portion Demokratie in mir habe, und er hat recht.

Wie die römischen Soldaten am Tage des Triumphzuges durch die Stadt das Recht hatten, Spottlieder auf den Triumphator, ihren siegreichen Heerführer, zu singen,

so machten früher die Appenzeller am Tage nach der Landsgemeinde dieselbe in komischer Weise nach durch den sogenannten „Narrenrath“, der, ebenfalls unter freiem Himmel auf Bergeshöhe gehalten, in drolligen Witzspielen und Nachsprechungen die eigentliche Landsgemeinde nachäffte.

Es lag in dieser Sitte ein tiefer Zug echter Volksfreiheit, während das anderwärts, wo Servilismus und politische Bornirtheit herrscht, ein Majestätsverbrechen wäre. —

Wir sind unter diesen Betrachtungen eine große Strecke gegen den Gäbris zu gerückt, d. h. ich habe schweißtriefend einen Theil der Höhe erstiegen. Schon lange liegen Vögelisegg, Speicher und Trogen unter mir, und nur einzelne Gehöfte, am Berg hinauf zerstreut, begegnen dem Wanderer. Trotzdem kommt selbst unter diesen einsam gelegenen Häusern von Zeit zu Zeit ein Wirthshaus, eine Erscheinung, die mir, und ich bin schon in verschiedener Herren Länder gereist, noch in keinem Lande so häufig begegnete wie in der Schweiz. Ich weiß nicht, rührt dies vom größeren Durst oder vom regeren politischen Leben her, welch' letzteres ja gerne zur „Kannegießerei“ führt.

Die Sonne ging schon dem Abend zu, als ich nach mühsamer Steigung endlich die Spitze des Gäbris erreichte und vor dem Rasthause mich niederließ, um das von ihren letzten Strahlen beleuchtete, zauberhaft schöne Stück Erde vor und unter mir in stummer Bewunderung zu betrachten.

Schwabenland und Bodensee hatte ich von Vögelisegg aus bereits gesehen, aber der Gäbris bietet einen Blick in die Gebirgswelt, wie sie nur der Rigi bei gutem

Wetter noch majestätischer darstellt. Was lag da nach Ost und Süd für eine riesige Kette gigantischer Berge vor meinem Auge! Wie ragten, vom reinsten Sonnenlichte beglänzt, ihre scharf gezeichneten Spitzen in den blauen Aether! Dort im Osten das Medelserjoch, die Ganisfluth, der Ramspitz, die Mittagsspitze, das Jochlicht, die schwarze Wand, der Eigner, die Scesaplana, die rothe Wand, der Falknis — im Süden die Gebirgsreihen des Alpsteins mit dem Säntis — und fern gegen Westen die hohe Alp, die Petersalp, der Glärnisch, Titlis, Rothstock, Mythen, Pilatus und Rigi. Das war ein gewaltiges: „Preiset den Herrn, alle seine Werke!“ — Wie müssen wir armselige Menschlein da nicht erinnert werden an die Worte des Psalmisten: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst?“ — der Mensch, dieses Atom, jenen Kolossen, und die Vergänglichkeit jenem seit Jahrtausenden stehenden Gestein gegenüber?

Lange, lange staunte ich diese stille Gottesmacht vor meinem Blicke an. Vom Thale herauf tönten fortwährend Flintenschüsse und verhallten in den nächsten Bergen. So verhallt, dachte ich, das Leben von Tausenden zu den Füßen dieser Bergriesen, während diese selbst, allen Wettern trotzend, unwandelbar durch die Jahrhunderte weiter gehen — und leise Schauer über unsere menschliche Hinfälligkeit zogen durch meine Seele.

In meiner Nähe hatte sich indeß eine ältere Dame mit einem jungen Mädchen, vulgo Fräulein, niedergelassen, und bewunderten beide laut die herrliche Aussicht. Das Dämchen, holden, aber nichts weniger als geistreichen Angesichts, griff zur Feder, um in dem auf dem Tische liegenden Fremdenbuch ihrem staunenden Gefühle in einem Verse Ausdruck zu geben. Schon hatte

sie die erste Zeile gefunden und las sie ihrer Begleiterin vor:

„Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" —

aber hier stockte die poetische Ader, sie konnte selbst nicht mit Hilfe der Alten einen passenden Reim finden. Laut las sie nun fortwährend vor sich hin: „Wie schön ist's auf der Bergeshöh!" während mir sogleich einfiel: „Die Kühe fressen Gras und Klee." Endlich gab sie die Hoffnung auf und meinte, wenn sie länger hier oben wäre, würde sie gewiß „eine poetische Ader bekommen". Mir, als dem schweigsamen Zuhörer ihrer Exklamationen, kam das Fräulein im Angesichte dieser wahrhaft großartigen Natur doppelt einfältig vor, und ich glaube, wenn sie bis zum jüngsten Tage hier oben säße, würde sie es nie zu einem ordentlichen Verse bringen, so billig denkend schaute sie in die Welt.

Schon zog der Vollmond über die Scesaplana herauf, und ohne abzuwarten, ob sein mildes Licht die Dichterin aufs neue begeistere, stieg ich den Berg hinab, um in dem tief unten im Thale, aber unfern gelegenen Orte Gais eine Nachtherberge zu suchen.

Ich fand sie in dem renommirtesten Hotel dieses kleinen, aber weithin genannten Kurorts. Trotz des herrlichen Herbstwetters war ich heute der einzige Fremde in den großen Räumen des äußerst komfortabel eingerichteten Gasthauses. Einsam saß ich in dem großen Speisesaale — da trat noch ein Gast ein, setzte sich mit der Zeitung in der Hand dicht neben mich, aber seine Blicke schweiften öfters hinter dem Blatte hervor über meine lange schwarze Gestalt. Ich blieb beharrlich stumm und still und verzehrte mit dem Gleichmuthe eines Engländers mein Nachtmahl.

„Schönes Reisewetter heute," begann mein Nachbar, und nun ward auch mein Schweigen gelöst; wenige Minuten später, und wir waren in eifrigem theologischen Dispute begriffen; denn mein Widerpart war der protestantische Pfarrer des Ortes, der Dekan der protestantischen Gemeinden der äußeren Rhoden.

Ich bin sonst ein abgesagter Feind von religiösem Gezänk, namentlich in Wirthshäusern, aber heute war das nicht zu vermeiden. Denn von was sollten ein protestantischer Pfarrer und ein Erz-Ultramontaner anders reden, als von ihren Gegensätzen? Uebrigens verlief, wie es sich bei anständigen Leuten von selbst versteht, unser Gespräch durchaus friedlich, trotzdem jeder seinen Standpunkt aufs entschiedenste zu behaupten suchte. Der Dekan theilte mir mit, daß in dem kleinen Kanton, der nur 19 Pfarreien zählt, unter den Pfarrern drei verschiedene kirchliche Richtungen vertreten seien: Reformer (Protestantenvereinler), Pietisten und Anhänger einer Mittelpartei, welcher, wie billig, der Dekan angehört. Die Reformer leugnen offen auf der Kanzel die Gottheit Christi, seine Auferstehung und Himmelfahrt; daß sie im Volke nicht gut wirken können, mußte der Herr selbst gestehen.

Was wir alles über Infallibilität, Syllabus, Jesuiten und Cölibat räsonnirten und disputirten, gehört nicht hierher. Soviel aber muß ich doch als Resultat mittheilen, daß ich mich gut dabei unterhielt, und wir uns in der freundlichsten Weise verabschiedeten. Der Dekan hatte von einem Ultramontanen einen ganz andern Begriff gehabt.

Am nächsten Morgen hatte ich auf dem Wege nach Appenzell Gelegenheit, Gais näher zu sehen, ein freundliches Dorf, dessen schönste Häuser um einen großen Platz

sich gruppiren, den Kurplatz, wo ein Orchester im Sommer die Gäste unterhält. Ich für meinen Theil würde in einer so großartigen Gegend, in die der Säntis und Kamor wie zwei gute Bekannte hereinschauen, und wo ringsum liebliche Natur ist, auf jeden Kunstgenuß verzichten. Ja, es käme mir die beste Musik wie armselige Kratzerei vor.

In Gais brachte Hortense, die Mutter des dritten Napoleon, einige Zeit in der Verbannung zu nach dem Sturze Napoleons I., und wurde der damalige Landammann von Appenzell, ein schlichter Bürger, von der schönen Frau so begeistert, daß er die Exkönigin von Holland allen Ernstes heirathen wollte. Sie gab ihm aber einen so zierlichen Korb, daß der Mann nicht böse wurde und ihr doch treu ergeben blieb.

Der Weg nach dem kaum zwei Stunden entfernten Appenzell führt durch ein liebliches Wiesenthal immer mehr dem Fuße des Säntis zu. Unterwegs steht einsam ein Schulhaus. Durch die geöffneten Fenster drang weithin vernehmbar die Stimme des Lehrers, der eben die Kinder aus der biblischen Geschichte über Noe und seine Söhne in äußerst praktischer Weise durch Fragen examinirte. Von Noe wurde sehr zart behauptet, er sei „im Zustande des Weines“ in seiner Hütte gelegen. Noe hat also den ersten „Zustand“ gehabt. Mich muthete es ganz eigen an, gegenüber von Urgebirgen, die jedenfalls zur Zeit Noe's schon, sei's ober oder unter dem Wasser, eine Rolle spielten, die Geschichte dieses Patriarchen so delikat behandelt zu hören.

Echt volksthümlich haben die beiden Kantone Appenzell keine einzige Stadt, und so ist auch Appenzell nur ein Dorf mit hölzernen, schwarzbraunen Häusern in einem

für dieses Gebirgsplateau ziemlich üppigen Thale, umkränzt von schönen Hügeln und der hohen Bergkette des Alpsteins. Am freundlichsten liegt die Pfarrkirche auf einer kleinen Anhöhe an der Sitter, aber der schöne, altgothische Bau war auch wieder verschlossen — zu meinem großen Aerger. Auf dem anliegenden Kirchhofe las ich die Grabsteine vergangener Landammänner und Bannerherren von Appenzell und lenkte dann meine Schritte durch das Dorf hinaus dem Kapuzinerkloster zu.

Eine meiner früheſten Kindeserinnerungen sind die Kapuziner meiner Heimath. Was war das für eine Freude, einen Kapuziner in den Straßen oder an der Klosterpforte zu sehen! Längst sind sie aus jener Gegend verschwunden, um, wie ich heute hoffe, wieder zu kommen; aber wo immer ich ein Kapuzinerkloster treffe, trete ich ein und erfrische jene Eindrücke meiner Knabenzeit. Bald saß ich bei zwei Patres im Refektorium und später im Garten. Ich habe schon ein und das andere schön gelegene Kapuzinerkloster gesehen, aber lieblicher als das von Appenzell schien mir nur jenes von Salzburg. Hohenkasten und Kamor, die grandiosen Steinkolosse, erheben sich gerade dem Kloster gegenüber aus ringsum frisch grünem Alpenland.

Ich bewunderte die Entsagung der Ordensleute; denn in einem so reizend gelegenen Kloster hielte ich's gar nicht aus. Wo die Natur so mächtig lockt zum freien Zug auf Berg und Höhe, da muß die Seele viel mehr Heimweh bekommen nach der Welt. Freilich kommen die Kapuziner auch hinaus — zum Betteln und zur Aushilfe in der Seelsorge; aber das hat seine gemessene Zeit und ist kein Wandeln über Berg und Thal nach Lust und Laune, wie ich es liebe.

Während ich laut diesen meinen weltlichen Gedanken bei den beiden Kapuzinern den Lauf ließ, rief sie das Glöcklein der Kirche zum Chorgebet, und ich schied. In der Kirche kniete ich dann noch eine Weile, hörte das Gebet der Mönche und dachte an meine eigene religiöse Armseligkeit diesen Männern gegenüber. Und doch, wenn ich ehrlich sein soll, war's mir diesmal wohl, als ich ungehemmt und frei in die Welt hinaustrat und die „Klosterluft" hinter mir hatte.

Was mich, wäre ich einmal mit Klostergeist erfüllt, mitbestimmen könnte, Kapuziner zu werden, das wäre der große Bart und die prächtige Kutte. Es ist in der That eine malerische Erscheinung, so ein echter Kapuziner mit langem Silberbarte und Sandalen. Sicher hat ihre Gewandung viel dazu beigetragen, daß sie beim Volke so gerne gesehen und so beliebt sind.

Noch besuchte ich in Appenzell den Platz, wo die Landsgemeinde abgehalten wird. Wohl kein Freistaat der Erde hat so leicht sich demokratisch zu regieren, wie Appenzell-Innerrhoden, da er nur drei Quadratmeilen groß ist und 10,000 Seelen zählt. Da läßt sich bequem alles Volk versammeln, um die Staatsangelegenheiten zu ordnen. Außerrhoden hat vier Quadratmeilen, aber 40,000 Seelen und ist nächst Malta der bevölkertste Fleck der Erde in Europa; aber alle Berge und Thäler sind da auch förmlich übersäet mit Häusern und Gehöften.

Was dem Appenzeller-Volk fast ganz abgeht, ist die alte Nationaltracht. Sie ist völlig verschwunden in dem protestantischen Außerrhoden, und in Innerrhoden nur noch Sitte bei den Sennen und Alpknechten und den Frauen und Mädchen außerhalb des Stadt-Dorfes Appenzell. Zu meiner Freude sah ich im Wirthshaus zum

Hecht eine Bäuerin in kurzem, rothem Rocke, einem gestickten Mieder, einer kleinen rothen Kappe und einem Hemde mit weiten, bis an die Ellbogen reichenden Aermeln. Die Sennen Innerrhodens tragen Zwilch- oder Lederhosen, ein rothes Brusttuch (Weste) und durch den in Messing eingelegten Namen glänzende Hosenträger.

Es ist nach meiner Ansicht nie ein gutes Zeichen, wenn das Landvolk seine alte Tracht ablegt und die „neue Mode“ annimmt. In der Regel werden mit dem alten „Häs“ auch die alte Gläubigkeit und die gute alte Sitte aus- und dafür die neumodischen Ansichten und Grundsätze angezogen. So weit mir bekannt, sind die Leute in katholischen Gegenden überall da, wo sie ihre alte Tracht noch haben, entschiedener katholisch, als dort, wo man sich „städtisch“ kleidet und die Großmutter auslacht, weil sie noch beim Alten bleibt.

Nur wenige Stunden blieb ich in der „Hauptstadt“ Innerrhodens. Der Omnibus sollte mich nach Gais zurückbringen, und von dort wollte ich noch bis zum Abend zu Fuß ins Rheinthal hinabsteigen. Vor dem kleinen Posthause in Appenzell war heute, wie im Sommer wohl täglich, reges Leben. Fremde aller Art, die aus den Bergen kamen, umstanden die Wagen, welche im nebenanstehenden Hofe des Rathhauses ihrer Passagiere harrten. Doch deren waren zu viele, und mancher, der zu spät gekommen, mußte auf den nächsten Postabgang verwiesen werden. Unter den Abgewiesenen befand sich auch ein Minister eines süddeutschen Staates, der eben mit einem riesigen Bergführer vom Säntis herabgekommen war. Der Herr hat in seinem Lande das Portefeuille, dem auch das Verkehrswesen untersteht, und mit Extrapost hätte man daheim den Minister befördert. Hier fand

er keinen Platz mehr in dem bescheidenen Post-Omnibus. Mit einem Anflug von Schadenfreude sah ich wie ein König vom Imperial herab auf die dableibende Ministerseele. Ich kenne übrigens den Mann zufällig etwas näher und glaube, daß er das herbe Geschick gleichmüthiger getragen hat, als manch' anderer seinesgleichen.

Ich sitze sonst gerne auf der Höhe eines Postwagens; man sieht Land und Leute von oben herab am besten, und der Postillon weiß auch Auskunft zu geben. Heute aber war es kein Vergnügen; die Straße warf dicken Staub auf, der in lästigen Wolken über uns sich lagerte. Drum war ich froh, als ich in Gais dem Wagen entrinnen und in den sonnigen Abend hinein auf der breiten Landstraße ins Rheinthal marschiren konnte.

Der Weg von Gais nach Altstätten im Rheinthal ist auf zwei Schweizerstunden berechnet, was ganz gemüthlich drei deutsche beträgt. Dies ist eine Eigenthümlichkeit der Schweizerstunden, die auf Wegsteinen regelmäßig angezeigt sind, eine Eigenthümlichkeit, die nicht zu den angenehmsten Ueberraschungen eines Fußreisenden gehört. Aber eine Annehmlichkeit haben denn die Schweizerstraßen außer der Vortrefflichkeit ihrer Anlage doch, das ist das Fehlen der Bettler und Landstreicher. Ich bin schon wochenlang in der Schweiz belebte Straßen gegangen, ohne nur einmal angebettelt worden zu sein, und was das Merkwürdige dabei ist, man sieht auch äußerst selten einen Landjäger. Keine Polizei und doch keine Bettler, ist ja ein wahres Ideal von Ordnung und Wohlstand!

In Deutschland trifft man auf Landstraßen sehr häufig Gendarmen und noch häufiger Vagabunden, die in Folge der Freizügigkeit und der übergroßen Liberalität

im Paßwesen ein in jeder Hinsicht „freies Leben“ führen im Reiche der Gottesfurcht, während man den Jesuiten den „Paß gegeben hat“.

Schon dunkelte es, als ich dem Appenzeller Land Adieu sagte und von der Hochebene herab ins Rheinthal rasch bergab stieg. Doch ehe wir „das Appenzell“ verlassen, noch eine Sprachprobe der Appenzeller Mundart, zugleich ein Stück Mutterwitz, der den Appenzellern reichlich zu Gebote steht:

Es suocht an Bur a Milachchuoh [1]),
Der Nochber will em helfe,
Er hedem [2]) gad de Stall ufthuo:
Do les us onder zwölfe;
Es stoht d'r aber äni doh,
Wen d' Milach wit, so chauf si no.

Of das he chauft der Bur de Chuoh,
Ond net si met [3]) i d'Hötte,
Er denkt, er hei kän Onschick thuo,
Und böndt si do a d'Chette;
Doch melche her ond melche hee,
Das Chüehli hed kä Milach gee.

Do goht er halt zum Nochber hee,
Ond thuot si monter chlage;
Der Nochber sät [4]): Wos wit du meh?
Du chast mi jo verchlage.
Hend i nüd gsät bim Schicke [5]) scho,
Wen d' Milach wit, so chauf si no?

Es war fast Nacht, als ich in den Marktflecken Altstätten, der mehr einer ansehnlichen mittelalterlichen Stadt gleicht, einschritt und am Eingang einen Mann um die beste Herberge fragte. Er meinte, sonst gelte die

[1]) Milchkuh. [2]) hat ihm. [3]) nimmt sie mit. [4]) sagt. [5]) Handeln.

Post für den besten Gasthof, aber für Geistliche sei er nichts, denn der Wirth sei ein Radikaler und die Radikalen kämen dort hin; er rathe mir den „Freihof" an. Wenn irgendwo, so huldige ich im Besuch von Gasthäusern auf Reisen dem Grundsatze: „Ubi bene, ibi patria", und ist mir das gute Bier eines liberalen Wirthes lieber, als das schlechte eines ultramontanen. Gleichwohl hätte ich dem wohlmeinenden Schweizer heute gefolgt, wenn es noch nicht so spät gewesen und die „Post" im Weitergehen mir nicht zuerst begegnet wäre. So kehrte ich bei dem „Radikalen" ein, aber die Herberge und alles, was dazu gehört, war herzlich schlecht in jeder Hinsicht, so daß es mich am Abende noch reute, nicht länger den „Freihof" gesucht zu haben. Doch eine Nacht hält man's schließlich überall aus, und schon der erste Bahnzug das Rheinthal hinauf nahm mich mit bis Buchs, wo die Linie nach Feldkirch abzweigt.

Ueber zwei Stunden sollte ich bis zur nächsten Fahrgelegenheit in Buchs warten. Während ich verdrießlich am Bahnhof auf und ab ging, fragte ich einen Grenzjäger, ob in der Nähe nichts zu sehen wäre, um mir die Wartezeit zu verkürzen. Da wies er auf ein altes Schloß hin und sagte: „Dort liegt Schloß und Stadt Werdenberg; etwas Wüsteres als diese Stadt können Sie nicht sehen, und die Tour dorthin und zurück bequem machen bis zur Abfahrt des Zuges." Eine halbe Stunde später, und ich stand vor der interessantesten Stadt — ich möchte fast sagen — der Welt. Ich kann die unter dem Namen einer Stadt figurirende Häuserreihe am Fuß eines alten, stillosen Schlosses nicht anders bezeichnen, als wenn ich sage: „Mir kam es vor, als wären Menschen und Häuser eines im Mittelalter verschütteten Landstädtchens eben

aus der Tiefe der Erde herausgegraben worden, so schauten beide drein."

Uralte, hohe, bemalte Holzhäuser mit spärlichen, kleinen rundscheibigen Fenstern, hohen Stiegen und finsteren Arkadengängen an den zerbröckelten Mauern hin. Und die Menschen, alt, hager, klein und häßlich, schauten einen an, als ob sie eben erst ans Tageslicht getreten wären und zum ersten Mal einen Fremden sähen. An einzelnen Wohnungen sind noch an dem verwitterten Getäfel allerlei Inschriften zu lesen, z. B.:

Wenn du den armen gutes thust,
So wird dir's gott erweisen
Und dafür ewig dich am baum des lebens preisen.

Auf einem kleinen Hügel erhebt sich über diesen finsteren Gehäusen die Burg der Grafen von Werdenberg, in noch bewohnbarem Zustande.

Wohl selten verirrt sich jetzt ein Wanderer hierher. Aber einst war hier reges Ritterleben, und wilde Kämpfe tobten in dieser Gegend. Die Grafen von Werdenberg, ein Zweig des großen rhätischen Geschlechtes der Montfort, waren gewaltige Ritter. Schon des Stammvaters Sohn, Hugo II. von Werdenberg, trug seinen Namen als Krieger weithin. Er kämpfte mit großer Auszeichnung an der Seite seines alten Freundes, Rudolf von Habsburg, gegen Ottokar von Böhmen. Der Kaiser machte ihn zum Landvogt von Schwaben und belohnte ihn mit der Grafschaft Heiligenberg.

Ein ebenso wackerer Haudegen war sein Sohn Hugo III., Hügli genannt; er schlug 1288 die gegen ihn verbündeten Vettern, die Grafen von Montfort, nahm den Bischof von Chur, Friedrich von Montfort, gefangen, und setzte ihn auf sein Schloß Werdenberg. Als der

Bischof nach zweijähriger Gefangenschaft, am 3. Juni 1290, einen Fluchtversuch machte, indem er sich mit einem Seile am Schlosse herunterlassen wollte, brach dieses, und der Bischof fiel todt.

Schon im folgenden Jahre verheerte der wilde Hügli aufs fürchterlichste das Land Appenzell und das Sankt-Gallische gegen Abt Wilhelm von Montfort. Aber auch den Herzögen von Oesterreich leistete er namhafte Dienste, siegte bei Göllheim zu gunsten Albrechts über Adolf von Nassau und war am 1. Mai 1308, weil durch den Reußfluß vom Könige getrennt, hilfloser Zeuge der Ermordung König Albrechts durch seinen Neffen Johann von Schwaben.

Die Nachkommen Hügli's erbten seine Kriegs- und Fehdelust. Sie kamen aber durch fortgesetzte Kriege und Schädigungen, namentlich als sie gegen die Herzöge von Oesterreich ins Feld zogen, so weit herab, daß sie ein Jahrhundert später alle ihre Stammgüter im Rheinthal theils dem Herzog Leopold von Oesterreich, theils ihrem Vetter Wilhelm von Montfort-Tettnang verpfänden mußten. Nur die Landvogtei in Schwaben und Heiligenberg blieb ihnen.

Graf Rudolf von Werdenberg, zunächst auf die Güter im Rheinthal verwiesen, ertrug diesen Verlust nicht ruhig. Geld hatte er keines, um die Güter einzulösen, wohl aber eine gewaltige Kriegslust und heroische Tapferkeit. Mit dem Schwerte wollte er sein Erbe wieder erobern und verband sich deßhalb mit den stets kriegslustigen und mit den Herzögen von Oesterreich in beständiger Fehde lebenden Appenzellern. Am 27. Oktober 1404 leistete Rudolf in Appenzell den Bundesschwur und ward sofort zum Feldhauptmann erwählt. Mit 400 Appenzellern erfocht

er am 17. Juni 1405 eine wahre Heldenschlacht am Stoß bei Gais gegen die zehnfache Anzahl von Oesterreichern. Die Folge dieses glänzenden Sieges war die Erstürmung aller von Oesterreich besetzten Burgen des Rheinthales, auch Werdenbergs, durch die Appenzeller, die ihrem Feldhauptmann sein Eigenthum so wieder zur Verfügung stellten.

Rudolf und sein Bruder Hugo, beide ohne Söhne, waren die letzten des Werdenberg'schen Stammes im Rheinthal; eine Seitenlinie blühte noch auf Heiligenberg bis 1534, in welchem Jahre auch sie im Mannsstamme ausstarb. In weiblicher Linie existirt das Geschlecht noch in den Fürstenhäusern von Fürstenberg und Lichnowsky. Das Stammschloß Werdenberg aber ist vereinsamt, ein Schweizer Bürger ist Herr der stillen Burg, die ich, so ich Fürst von Fürstenberg wäre, schon längst um meiner Ahnen willen gekauft hätte.

So mächtig, wie bei Schloß und Stadt Werdenberg, wird man kaum anderswo an vergangene Jahrhunderte erinnert werden, und mir erging es in diesen todten Räumen nach den Worten des Dichters:

Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Kurz vor Mittag setzte mich der Bahnzug in Feldkirch ab, der höchst malerisch am Eingang des Illthales gelegenen Hauptstadt von Vorarlberg. Eben hatte ich noch das Fürstenthum Lichtenstein, den kleinsten, aber glücklichsten souveränen Staat des alten deutschen Reiches, passirt. Ich sage glücklichsten, weil die Unterthanen keine Steuern zahlen; denn der Landesfürst trägt alle Staatsausgaben allein. Trotzdem regiert er konstitutionell, und

einige liberale Staatsbürger bilden die Volksvertretung — mit Opposition, wenn der Fürst „ultramontane Neuerungen“ einführen will. Ein Beweis, was ein katholischer Fürst sich heut zu Tage alles gefallen läßt. Die Pfarrer des Landes, so erzählte man mir in Feldkirch, haben mit den Liberalen ein Abkommen getroffen, wonach jene sich verpflichten, sie im Regiment nicht zu stören, so lange sie es gnädig machen.

Mein erster Besuch in Feldkirch galt der gerade vor meinem Hotel gelegenen Pfarrkirche — ein alter Spitzbogenbau in zwei Schiffen mit schlanken Säulen, neu restaurirt, aber zu reich. Allzuviel schadet. So auch hier, wo alles Farbe und Vergoldung ist.

Und nun ging's zu den — Jesuiten.

Das Jesuitenkolleg in Feldkirch zog mich besonders an, weil ich schon viel von diesem Erziehungsinstitute gehört, es aber noch nie gesehen hatte.

Schon der äußere Anblick dieses Hauses ist ein ebenso großartiger als angenehmer; gar hell und freundlich liegt diese „Verfinsterungsanstalt“ an den rauschenden Wassern der Ill.

Im Innern war es still; die Zöglinge alle in Ferien oder draußen auf dem Landgute „Carina“. Im Sprechzimmer saßen ein Herr und eine Dame im Gespräche mit einem Pater. Der Herr kam mir sofort vor wie ein höherer Staatsbeamter, der seinen Sohn in der Jesuitenschule habe oder dahin bringen wolle. Es war, wie ich bald erfahren sollte, Herr Regierungsrath Nikolaus Benziger, einer der Chefs des Hauses Benziger von Einsiedeln, jenes Hauses, das zu den vielen glücklichen Großverlagen gehört, die reich geworden sind durch Verkaufen von Büchern. Der Bücherhandel muß demnach

rentabler sein, als das Bücherschreiben. Und das gäbe auch einmal eine Preisfrage für einen Schriftstellerverein: „Warum sind die Schriftsteller meist arme Teufel und die Verleger reiche Leute?“ Ich könnte sie aber nicht lösen diese Frage, weil alle meine verschiedenen Verleger mir nachgesagt haben, ich thäte sie arm schreiben.

Und auf der anderen Seite beklagen sich die Leser, daß meine Bücher so theuer seien. Also meine Leser verlieren ihr gutes Geld, die Verleger profitiren nichts und ich bleibe arm, wie eine Kirchenmaus. Eine solche Schriftstellerei ist demnach allgemein schädlich und gehört eigentlich polizeilich verboten.

Doch das Weimarer Litteratur-Blatt hat jüngst gemeint, dem Schriftsteller Hansjakob fehle noch der Entdecker, der Impressario, der seinen „schriftstellerischen Ruhm verkünde“. Wenn der kommt, könnte dem eben geschilderten Uebel abgeholfen werden, aber wir werden's nicht erleben, was für mich jedenfalls kein Unglück ist. Ich wüßte nicht, was mit dem vielen Geld anfangen, und St. Paulus sagt: „Die da reich werden wollen, gerathen in die Fallstricke des Teufels.“ Jetzt bin ich nichts weniger, als geizig. Wer weiß, ob der Geiz-Teufel nicht käme, wenn ich mehr Geld hätte? Beispiele ähnlicher Art sind mir genug bekannt.

Es hängt also wohl die Armseligkeit meiner Schriftstellerei schließlich mit meinem Seelenheil zusammen, und ich kann Gott danken, wenn der „Impressario“ nie kommt, der zum Geiz am Ende noch den „Größenwahn“ brächte.

Bald kam ein Pater und führte mich in alle Räume der Anstalt, die in zwei große Abtheilungen zerfällt. In der einen sind die Zöglinge bürgerlichen Standes und in der andern die Adeligen. Da sämmtliche Zöglinge

zunächst für die Rückkehr ins Weltleben erzogen werden, so finde ich diese Scheidung durchaus vernünftig; denn der zukünftige Standes- und Grundherr, der Herzog, Baron und Graf muß vielfach anders gebildet werden, als der Kaufmann, Fabrikant, Beamte. Und so sehr ich sonst persönlich demokratisch angehaucht bin, so verkenne ich doch keineswegs, daß es verschiedene Stände und eine gewisse Scheidung dieser Stände geben muß. Ich bin natürlich, schon aus Respekt vor mir selber, durchaus nicht der Ansicht, daß der Mensch erst mit dem Baron anfange, mir ist im Gegentheil durchschnittlich der Bauer lieber als der Baron; aber ich spreche deßhalb diesem nicht das Recht ab, es um sein Geld etwas nobler zu geben und feinere Manieren zu lernen und zu führen, als anderer Leute Kinder. Wenn also der adelige Jesuitenzögling reiten und fechten lernt und besser essen will, als der bürgerliche, und dafür auch mehr bezahlt, als der letztere, wer will darin etwas Unrechtes finden? Dafür sind die Jesuiten viel zu praktisch, als daß sie darauf nicht eingehen sollten.

Praktisch ist auch alles eingerichtet, und überall sind Zeichen des von der Religion getragenen Studiums. Unermeßlich ist das Gute, das die Jesuiten hier an Glaube und Kirchentreue durch ihre stets nach Hunderten zählenden Zöglinge aus allen Theilen der Welt und aus fast allen Ständen in die weitesten Kreise hin wirken — namentlich in unseren Tagen.

Ich hatte auch Gelegenheit, den eben im Hause weilenden Provinzial zu sprechen; einen noch jungen Mann, der mich ungemein überraschte. Selten habe ich einen feingeistigeren Manneskopf gesehen, als diesen Jesuitenprovinzial; und dabei eine äußerst ansprechende Noblesse

in allen Zügen, so daß es mich gar nicht wundert, daß der Mann schon Provinzial ist. Die Jesuiten kennen eben ihre Leute.

Außer den Jesuiten interessirte mich in Feldkirch nichts weiter. Alte und neue Häuser, freundliche und unfreundliche Straßen habe ich im Leben genug gesehen. So fuhr ich schon am Nachmittag fürbaß in das Illthal hinauf, um am Abend noch an meinem eigentlichen Reiseziel — bei Alban Stolz einzutreffen.

Das Illthal von Feldkirch bis Bludenz hin — so weit sah ich es — verdient alle auszeichnenden Namen eines reizenden Thales: romantisch, malerisch, felsig und wie sie sonst heißen die schönen Eigenschaften, die mir alle einfielen während der kurzen Fahrt von Feldkirch bis Straßenhaus, der aus zwei Häusern bestehenden letzten Station vor Bludenz. Droben auf steiler Höhe winkte zu mir das Pfarrdorf Thüringerberg herab, der alljährliche Herbstaufenthalt von Alban Stolz.

Bis zum Fuße des Berges, wo das Dorf Ludesch liegt, mußte ich mein Reisegepäck selbst tragen, eine Aufgabe, die mir trotz meiner riesigen Konstitution stets sehr schwer wird. In Ludesch fuhr eben ein armer Mann mit einem Knaben mit Laub aus dem Walde, und der gab mir seinen Sohn als Träger und Führer mit auf den nächsten steilen Waldweg nach Thüringerberg. Bald war ich mit dem zwölfjährigen Knaben in vertraulichem Gespräche, und er erzählte mir, daß er schon zwei Jahre im „Schwabenland" gedient und dort beim Strohschneiden einen Finger eingebüßt habe.

Jedes Frühjahr, um Josephi, kommen in Scharen die „Oberländer Kinder", schulpflichtige Knaben und Mädchen, nach Oberschwaben und an das rechte obere

Bodenseeufer, um sich bei den Bauern als Hirtenjungen oder Kindsmädchen für den Sommer zu verdingen. In Ravensburg ist dann großer Markt, wo die Kinder von den Bauern gemustert und gedungen werden. Es ist dies eine Art Sklavenmarkt, nur mit dem Unterschied, daß der junge Sklave die Wahl hat, dem oder jenem Bauern sich zu verdingen, und daß der schwäbische Bauer ihn fast ausnahmslos nobel behandelt. So ein Knabe erhält für den Sommer 20 bis 30 Mark und das doppelte „Häs“, d. h. ein neues Sonntags- und ein Werktags-gewand von Kopf bis zu Fuß, und wird gegen daheim vortrefflich gespeist. Kommt der Herbst, so wandern die Kinder wohlgenährt und reichlich mit Kleidungsstücken beladen, blankes Geld in der Tasche und einen Strauß auf dem Hut, wieder heim. In Friedrichshafen oder Lindau sieht man sie dann in lichten Haufen über den See fahren. Denn während des Winters müssen sie wieder in die Schule, und wenn der Bauer sie auch manchmal gerne behielte, sie lassen sich nicht halten, sie wollen heim zu Vater und Mutter, bis der Frühling naht.

Sie sind meist aus Vorarlberg und Graubünden, wo die Armuth jener Gebirgsbewohner sie hinaustreibt. Den ganzen Sommer über besuchen sie keine Schule, nur im Winter zu Hause, und doch sind diese Kinder, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, im Lesen und Schreiben besser unterrichtet, als unsere badischen und schwäbischen Schulkinder. Jedes arme Kind in jenen Gegenden sehnt sich darnach, einmal zehn Jahre alt zu sein, um ins Schwabenland ziehen zu können, wo es Geld, neue Kleider und gut Essen und Trinken gibt. Mit Neid sehen ihre Mitschüler die Wanderer gehen und kommen. —

Unter stetem Gerede über „das Schwabenland“ und

seine Fleischtöpfe und seine „braven Bauern“ hatte ich mit dem Ludescher Knaben die Höhe erstiegen und das Wirthshaus des Dorfes erreicht. Mein Kleiner, den ich, um ihn zu versuchen, um seinen Lohn fragte, forderte über alle Maßen anspruchslos zehn Neukreuzer (18 Pfennig) für eine Stunde mühsamen Bergsteigens und retour. Und als ich ihm das Vierfache gab und dazu noch einen Schoppen bei der Wirthin bestellte, nahm er trotz alles Zuredens den letztern als „zu viel“ nicht an und eilte unter tausend Dank den Berg hinab. Die Wirthin und ich sahen mit Hochachtung dem genügsamen Knaben nach.

Nachdem ich unter den Entschuldigungen der freundlichen Wirthsfrau mir festes Quartier genommen hatte, suchte ich den Alban Stolz im Pfarrhause auf. Ich traf den berühmten Mann eben beim Nachtmahl, an dem ich unter den Vorwürfen des Pfarrers über mein Wirthshausquartier wohl oder übel theilnehmen mußte.

Alban Stolz ist ohne Zweifel der bekannteste und gelesenste unter den jetzt lebenden katholischen Schriftstellern. Seine Schriften werden vom Gebildeten wie vom Bauersmann gleich gerne gelesen und haben, was die Hauptsache ist, am meisten praktischen Nutzen. Zahlreich sind die Bekehrungen, die Alban Stolz durch seine Schriften bewirkte, zahllos die Summe des Trostes und der Erbauung, die er in die Herzen vieler Tausende von Katholiken und Protestanten getragen, aber nicht gering auch die Summen, die er durch seine Schriften verdient und unter tausend Formen wieder verschenkt hat.

Stolz ist ein kleiner, unansehnlicher Mann; sein ganzer, großer Geist liegt ausgeprägt in dem stillsinnenden, scharf beobachtenden Auge. Stolz straft den Satz, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne, Lüge.

Es gibt überhaupt kein verlogeneres Sprichwort als dieses, da in der Regel das Gegentheil davon wahr ist. Von feinen Manieren und Komplimenten will Stolz nichts wissen, er ist ihnen feind. Er selbst erscheint für den ersten Anblick äußerst trocken und steif, und doch wohnt in ihm ein überreiches Gemüth, das in vielen Stellen seiner Schriften aufs glänzendste hervortritt, namentlich in Schilderungen von Natur und Menschenleben. Wie sehr ihn die stille Schönheit der Natur anzieht, zeigt die Wahl von Thüringerberg zu seinem Ferienaufenthalt. Hoch in einer majestätischen Gebirgswelt gelegen, gerade der Scesaplana gegenüber, läßt sich kaum ein herrlicherer Aufenthalt denken. Als der selige Bischof von St. Pölten, Feßler, noch Weihbischof in Feldkirch war, begleitete Stolz ihn einst auf einer Firmungsreise; und damals hat er sein Thüringerberg gefunden, wo er von Pfarrer und Gemeinde alljährlich mit Sehnsucht erwartet und mit großer Freude empfangen wird.

Stolz selbst liebt die Leute dieser Gemeinde so, daß er ihnen jeweils auf Neujahr einen Neujahrsbrief zukommen läßt, welchen dann der Pfarrer von der Kanzel verliest. Niemand aber ist glücklicher, so lange der „Herr Professor" da ist, als der brave Pfarrer selbst, eine liebe, reine Seele.

Seit Monaten kann Stolz nicht mehr lesen und schreiben, er ist aber trotzdem heiter, wie ehedem, und diktirt täglich stundenlang an neuen Schriften. Ueberhaupt ist Alban Stolz eine wesentlich froh angelegte Natur, er liebt gerne einen Spaß und hat gerne heitere Menschen um sich.

Erst spät verabschiedete ich mich im Pfarrhause. Der „Professor" war schon frühe auf sein Zimmer gegangen,

und der Pfarrer und ich hatten noch einige Zeit geplaudert. Im Wirthshaus warteten die guten Leute auf mich, Mann und Frau und die Großmutter, die mit ihrem breiten sammtenen Stirnband noch munter am Ofen saß und Gemüse richtete für den morgigen Sonntag. Im Gerede mit diesen treuherzigen Leuten verging abermals eine Stunde, und ganz spät legte ich mich im kleinen Kämmerlein auf mein Lager, das aus einem Laubsack mit Decke bestand. Ich habe seit Jahren nicht mehr so gut geschlafen, wie auf dieser ungewohnten Unterlage; doch weiß ich nicht, kam diese gute Ruhe allein von dem frischen Laube her oder zum Theil auch von dem guten Tyroler, den der Wirth, zugleich Bürgermeister der Gemeinde, und ich noch spät, gegen allen Vegetarianismus, reichlich getrunken hatten.

Ein neuer Genuß wartete meiner am Morgen. Der „Herr Professor" hielt heute die Predigt, und predigen hatte ich unsern Alban noch nie gehört; darum war ich sehr gespannt. Es fehlen Stolz alle äußerlichen Momente eines großen Redners, Stimme, Aktion, Figur. Er trägt kaum etwas lebhafter vor, als in seiner üblichen trockenen Gesprächsweise; aber der Inhalt ist dermaßen vom Geiste eines heiligmäßigen Mannes durchdrungen und so originell geistreich, daß Stolz einer der besten Prediger ist, die ich gehört habe. Mit mehr rhetorischem Feuerwerke und brillanter werden viele Hunderte predigen, aber zu Herzen gehender und praktischer als Stolz keiner.

Am Nachmittag kam mein unruhiger Geist über mich, und ich beschloß wieder weiter zu ziehen und zwar abermals auf Umwegen. Statt direkt über Feldkirch und Bregenz dem Bodensee zu, wollte ich das Walserthal hinauf, oben über den Gebirgspaß in den

Bregenzerwald hinab und durch den hindurch zu Fuß gen Bregenz.

Thüringerberg liegt gerade am Eingang in das Walserthal, das, wie es richtig einer im Spaß definirt hat, „ein großer, von vielen kleinen Tobeln gekreuzter Tobel“ ist. Es ist eine lange Bergschlucht, durchzogen von dem wilden Lutzbach, der unten allen Raum einnimmt, so daß die Straße oben am Berge hingeht und alle Dörfer des Thales an Berghalden angebaut sind. In unzähligen Querschluchten von den riesigen Alpstöcken herab ziehen die Bergwasser der Lutz zu, die von oben unsichtbar in der Tiefe dahingrollt.

Bis zur ersten Station St. Gerold begleiteten mich der Professor und der Pfarrer. St. Gerold, in wildschluchtiger Waldgegend gelegen, ist eine Propstei des Stiftes Einsiedeln. Ihren Namen trägt sie von dem Sachsenherzoge Gerold, der, ein Verwandter Kaiser Otto's I., um die Mitte des zehnten Jahrhunderts Weib und Kind verließ und mit einem Esel soweit zog, bis der letztere an einer Eiche niederfiel. Hier blieb Gerold als Einsiedler, in der Eiche Wohnung nehmend. Graf Otto von Jagdberg, aus dem Geschlechte der Montfort, entdeckte einst, mit seinen Hunden einen Bären verfolgend, den fremden Gast und schenkte ihm ein Stück Waldung, wo Gerold nun eine Hütte baute. Gegen Ende seines Lebens (987) zog Gerold nach Einsiedeln, wo seine Söhne Kuno und Ulrich, die den Vater gesucht und gefunden hatten, nach seinem Rathe als Mönche lebten, vergabte sein Besitzthum diesem Kloster, kehrte zurück und beschloß sein Leben in der Wildniß. Nach seinem Tode bezogen die Söhne des Vaters Zelle bis zu ihrem Tode.

So entstand später die jetzige Propstei St. Gerold,

heute zugleich Pfarre für die umliegenden Alphütten. In früherer Zeit muß sie, den Räumen nach zu urtheilen, viele Mönche beherbergt haben. Jetzt ist nur noch ein Propst da und ein Bruder; der erstere ein gemüthlicher Schwabe, der letztere ein biederer Schweizer. Beide leben so in der Einsamkeit, daß man sich nicht wundern muß, wie selbst die Thiere des Waldes mit ihnen vertraut werden und deßhalb neben dem großen Klosterhund ein Reh und ein Dachs den Klosterhof beleben. Der Dachs, sonst ja ein bissiges, unheimliches Thier, läuft wie ein Hund im Hause umher, und läßt sich auch wie ein solcher traktiren. Bruder Benedikt ist aber auch eine so milde Seele, daß ich glaube, er könnte schadlos „über Schlangen und Basilisken" hinschreiten.

Mit dem Wetter hatte ich bis in die letzten Tage Glück; ein Morgen erhob sich schöner und prächtiger als der andere, so auch beim Aufbruch auf St. Gerold in der Frühe des folgenden Tages. Der freundliche Propst gab mir das Geleite bis zur nächsten Pfarre Plons. Bruder Benedikt aber und der Klosterhund sollten mich begleiten bis Damüls, wo die Wasserscheide erreicht ist und es hinabgeht zum Bregenzerwald.

In Plons ist, da die Pfarrei dem Stifte Einsiedeln gehört, ebenfalls ein Konventual, ein Luzerner, und einer jener glücklichen Menschen, die als Abbild einer steten Zufriedenheit ein ewiges Lächeln auf den Gesichtszügen tragen.

Ueberhaupt glaube ich, daß in der ganzen katholischen Kirche nirgends so heitere und so zufriedene Priester bei solcher Armuth wohnen, wie die Pfarrer sammt und sonders im großen Walserthale. Kaum fünfhundert Gulden Gesammt-Einkommen, gänzliche Abge-

schiedenheit von der Welt, ausgedehnte Alppfarreien, aus lauter bis in die höchsten Berge hinauf zerstreuten Hütten bestehend — und dabei genügsam, gastfreundlich, heiter und zufrieden — das sind Männer nach dem Herzen Gottes, die manchen Klostermann weit überragen, von vielen Weltpriestern, zu welchen auch ich mich zähle, gar nicht zu reden.

Das Pfarrhaus in Plons ist, wie die weiterhin im Thale gelegenen von Sonntag und Fontanella, gleich einem niedlichen Schwalbennest an den Berg hingelehnt, während drinnen der Pfarrer und seine Schwester singen, beide sehr musikalisch und liederreich. Sie sangen mir ein Lied, das tief in meine Seele drang, ein Nachklang des tiefen Friedens und des stillen Glückes in dieser Waldeinsamkeit. Mit dem erneuten Glauben, daß es noch durchaus glückliche Menschen auf der Erde gebe, verließ ich nach kurzer Rast dieses Haus. Der Propst, der einzig sorgenfreie Pfarrer des Thales, ging zurück, und der Herr von Plons schloß sich unserm Zuge an das Thal hinauf.

Bald wurde der Weg belebter, Saumrosse zogen daher, den Käs von den Alpen zu Thal tragend. Die meisten Alpen wurden heute verlassen, und in langen Zügen begegneten uns stattliche Kühe und Hirten, die seit Mai auf den Bergen zugebracht hatten und jetzt wieder in die Dörfer heimkehrten. Vor einem Hause am Wege saßen zwei Kinder und stickten, eine fast allgemeine Beschäftigung der weiblichen Jugend dieses Thales. Ich sah der mühsamen und augenverderbenden Arbeit einige Zeit zu, während der Pfarrer von Plons mir mittheilte, daß eines der Kinder täglich fünfzehn Neukreuzer, das ist 25 Pfennig, verdiene! Draußen aber,

in Bludenz und Feldkirch, sitzen ihre reichen Arbeitgeber, die liberalen Fabrikanten, und schreien von Volkswohl und über Pfaffenjoch! —

Dort drüben auf der andern Seite des Berges schaute hochgelegen das Dorf Raggal herüber, das Schilda des Walserthales. Den Schildbürgern dieses Alpendorfes sagt man im Thale allerlei Streiche nach, so z. B., daß der „Galer“ (dies der Gesammtname), wenn er mit einem Pack beladen auf einen Wagen steige, während der Fahrt den Pack stets auf dem Rücken behalte, um dem Pferde die Last zu erleichtern. Diesen Herbst hatte ein Galer noch sein Spätgras stehen, als die andern schon einheimsten. Auf Befragen gab der Galer zur Antwort: „Er warte, bis die andern fertig seien, dann habe er die Sonne allein, um sein Gras zu dörren, und käme rascher mit der Arbeit zu Ende.“

Es war fast Mittagszeit, als wir den Mittelpunkt des Walserthales, die Pfarrei Sonntag, erreicht hatten. Doch ehe wir in dem bescheidenen Wirthshaus unser Mahl, in Käs und Wein bestehend, verzehren, ein Wort über die Bewohner des Thales, die Walser.

Die Walser sind eine deutsche Kolonie, die gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus Oberwallis in diese altrhätische Gegend einwanderte. Sie waren absolut freie Leute, in welcher Eigenschaft sie auch von den Herren der Umgegend, den Grafen von Montfort, belassen und bestätigt wurden. Die Walser zahlten niemanden Steuern oder Abgaben. Doch im Laufe der Zeit war diese Freiheit eine Last, da sie bei ihren eigenen Händeln nirgends von außen Schutz und Recht erwarten konnten. Deßhalb begaben sie sich 1526 freiwillig in die Unterwürfigkeit der Grafen von Sulz, welche Herren der an das Thal

anstoßenden Herrschaft Blumeneck geworden waren. 1804 wurden sie nach mancherlei Wechsel österreichisch, nachdem sie kurz zuvor sogar nassauisch gewesen waren.

Ob die Walser noch die hellen Haare und die blauen Augen der germanischen Race haben, untersuchte ich um so weniger, als es mir ein Unsinn scheint, darnach noch heut zu Tage die Germanen zu unterscheiden. Die heutigen Walser wurden mir geschildert als aufgeweckt, witzig (den Galer ausgenommen) und ungemein schlau, welch' letztere Eigenschaft ich in Blicken und Reden selbst lesen konnte. Die Schlagfertigkeit in der Gegenrede, wenn der Walser gefoppt werden will, ist sprichwörtlich in dem Ausdruck „Walserreden“ für Spottreden. Religiös ist der Walser und hängt streng an den kirchlichen Gebräuchen. Das Aussehen der Leute fand ich bei starkem Körperbau vielfach blaß und ungesund, was ich der Unsitte beider Geschlechter, stark zu rauchen, zuschreibe. Nur auf dem „Meßgang“, das heißt Kirchweg, wird nicht geraucht, sonst rauchen Mann und Weib, Buben und Mädchen fast überall. Ich sah zwischen Sonntag und Fontanella in einer Hütte ein Weib am Kochherd stehen, in der einen Hand den Kochlöffel, in der andern die Pfeife haltend.

Am lustigsten ist die Kleidung der Walser. Beim Manne: Schwarzlederne, kurze Hosen, Strümpfe von Schafwolle, weit ausgeschnittene Schuhe, lange Tuchweste und Spenser, ein runder Filzhut, unter dem das Haar ziemlich lange hervorschaut. Die Jungen fangen übrigens an, dieses „ehrliche Häs“, wie die Alten sagen, abzulegen und sich „lutherisch“ zu kleiden. Die Frauen und Mädchen sind der alten Tracht treuer. Diese ist im obern Walserthal die bunteste Zusammenstellung der Welt. In allen

Farben prangt der Festschmuck der Oberwalserin, wie die Alpenflora ihrer Heimath. Die tonangebende Farbe ist jedoch die rothe. Roth sind Mieder, Rock und Strümpfe. Das Mieder ist am Rocke angenäht, kann aber über der Brust nicht geschlossen werden; dazu dient ein Pappendeckel, der, mit vielfarbigem Seidenstoff überzogen, mit gelben Bändchen am Mieder befestigt wird. Auf dem Haupte der Aelplerinnen sitzt die runde Pelzhaube, Brämkappe, oder eine Wollmütze, schwer und der Kuppel einer romanischen Kirche nicht unähnlich. Im Sommer tragen die Frauen eine weiße, gefältelte Spitzenhaube, Nudelkappe, die ich aber, trotzdem die Wirthin in Fontanella sie mir zu Ehren aufsetzte, ebenso wenig beschreiben kann, als die Berge im Mond. —

Die Glocken, von denen das Walserräthsel sagt: „Es stäid ättes (steht etwas) uf de Mure und rueft alle Bure" — läuteten eben hoch vom Berge herab zwölf Uhr, als wir unser Hotel verließen. Dort oben stand auch das Pfarrhaus, wo schon vorher der Herr von Plons hatte Einkehr halten wollen. Ich hatte dem aber absolut widersprochen, da ich mir ein Gewissen daraus gemacht hätte, einem Walserpfarrer, der selbst nichts hat, noch als Gast ins Haus zu fallen.

Wir ließen deßhalb den Herrn Pfarrer zu uns herabbitten, während wir unten warteten. Bald kam seine kräftige, gedrungene Gestalt in raschen Schritten auf uns zu. Seine ersten Worte waren ein Tadel, daß wir nicht bei ihm Mittag gemacht hätten. Es ist in der That merkwürdig, wie gastfreundlich diese armen Herren sind. In Fontanella, wohin wir bald kommen, ging ich blos unter die Hausthüre aus obigem Grunde, bis der Pastor fertig war, uns ins Wirthshaus zu begleiten. Als wir

uns vom Hause entfernten, trat seine Schwester vor dasselbe, schalt, daß wir ihre Gastfreundschaft verschmähten, und meinte, das sei ihr noch nie vorgekommen. Was geschah? Als ich drunten beim Wirth unsere Zeche bezahlen wollte, hatte der Pfarrer bereits bezahlt, und der Gastgeber war durchaus nicht dazu zu bringen, von mir Geld zu nehmen. Und doch gestand mir später der gute Pfarrer selbst, daß er oft nicht wisse, wovon er leben solle.

Das sind Männer, erprobt und gestählt gegen Sperrgesetze, das sind gewandte Kulturkämpfer; denn wenn, wie Friedrich der „Große“ sagt, alle Kultur vom Magen ausgeht, so kennen sie den ursprünglichsten Kulturkampf, den um die Existenz, am besten.

Immer steiler wurde der Weg von Sonntag herauf gegen Fontanella, das seinen Namen einer längst vergessenen kleinen Heilquelle verdankt, immer mühsamer für den langen Schwaben, während meine Begleiter leicht die gewohnte Steigung überwanden, vorab der Pfarrer von Sonntag in seinen kurzen Hosen und Schnallenschuhen. Ich habe diese Tracht, wie sie im vorigen Jahrhundert durchweg beim Landklerus Sitte war, noch an keinem jüngeren Geistlichen gesehen, als an genanntem Pfarrer von Sonntag, fand sie aber an ihm so kleidsam, ich möchte sagen elegant, daß ich ihn nicht genug darum anschauen konnte.

Die Rast im Wirthshause von Fontanella war mir doppelt willkommen, weil die Höhe des Faschinapasses noch lange nicht erstiegen war und neue Anstrengung meiner wartete. Zugleich wollte ich hier die Sohlen meiner dünnen Sonntagsstiefel nageln lassen, um noch ehrlich und nicht wie ein Vagabund in den Bregenzerwald hinab zu kommen.

Da erbot sich der junge, lebhafte Pfarrer von Fontanella hiezu — denn, sagte er, ich bin gelernter Schuhmacher. Und in der That bestätigten mir alle Anwesenden diese überraschende Mittheilung. Noch überraschender aber ist die Art und Weise, wie er zu dem Entschlusse kam, dem Schusterhandwerk zu entsagen. Als sein heutiger Nachbarspfarrer von Sonntag die erste heilige Messe las, stand ein junger Schustergeselle in der Kirche und schaute lebhaft der Feier zu, so lebhaft, daß er von Stunde an beschloß, auch Priester zu werden. Trotz mannigfacher Hindernisse führte er es aus und ist heute neben dem damaligen Neupriester Pfarrer. Man muß vor jedem Menschen Respekt haben, der von unten sich heraufarbeitet und es zu etwas bringt. Diese Achtung wird aber um so größer sein, je mehr der Betreffende Anstrengungen gemacht hat, um sich emporzubringen. Niemand wird jedoch heute in dem Pfarrer von Fontanella einen ehemaligen Schusterjungen ahnen. Geist, Bildung und Energie sprechen aus allen Zügen dieses tüchtigen Alpenpfarrers. Wir dürfen ihn kecklich so nennen; denn seine Pfarrei besteht aus lauter Bergen, vierzehn Alpen, die er alljährlich in mühsamer, stundenlanger Steigung zu besuchen und einzusegnen hat.

Sobald die Walser mit ihren Kühen für den Sommer über auf die Alpen gezogen sind, kommt auch der Pfarrer nach und segnet die Weiden und Alphütten, während die Bewohner der Alpe um ein großes Feldkreuz versammelt den Rosenkranz beten. Eine merkwürdige Erscheinung bei dieser Benediktion erzählte mir der Pfarrer von Fontanella. Er wird nämlich auf den Alpen gastirt, da er auf jede einzelne für hin und zurück eine Tagreise verwenden muß. Die Gastirung besteht nun in der Regel

aus einem Gebäck von Mehl und Schmalz; Milch aber, die den vom Bergsteigen Ermüdeten am meisten erquickte, geben die Leute nur sehr ungerne her. „Leichter", sagte mir der Herr, „will ich auf den Alpen Gold bekommen, als Milch" — und doch ist diese das nächste, einzige Produkt der Alpenwirthschaft. Sorgfältig tragen die Aelpler ihre Milch ins Sennthum, das heißt in die Alphütte, wo der Käs gemacht wird, um, wenn der Sommer vorüber ist, möglichst viel Milch abgegeben zu haben.

Noch fiel mir im Wirthshause in Fontanella auf, daß die Walser und Walserinnen, wie die Tyroler, mit ihren Geistlichen „per Du" reden, und ich muß sagen, daß mir das ganz gut gefallen hat. Es klang dieses Du auf der einen Seite so ehrerbietig und kindlich, wie auf der andern Seite überlegen und väterlich. Wir Deutsche reden ja mit Gott, dem Allerhöchsten, nicht anders, und der Römer, dessen Kaiser göttliche Ehre genossen, gab diesen keinen andern Titel in der Anrede. Wenn die Franzosen und Engländer gar die kleinen Kinder mit „Sie" traktiren, so ist das alles eher, als natürlich.

Ohne den Pfarrer von Sonntag, der wieder heimzukehren genöthigt war, setzte sich unsere Karavane um die dritte Stunde des Nachmittags in Bewegung, um den Faschinapaß und die Isgavelsalpe zu erreichen, von wo ich noch hinab in den Bregenzerwald steigen wollte.

Voran ging der schnellfüßige Fontaneller, hinter ihm der Herr von Plons, und zuletzt kamen Bruder Benedikt und meine Wenigkeit, während der Klosterhund von St. Gerold uns umkreiste. Ueber wilde Schluchten und ausgetrocknete Alpenbäche führte der Weg hinauf zu Paß

und Alpe, welch' letztere die Auszeichnung besitzt, eine kleine, armselige Kapelle zu haben, die gar einsam von der Höhe ins Thal hinabschaut.

Unmittelbar hinter der Isgavelsalpe liegt das Dorf Damüls, durch eine kleine Schlucht von ihr getrennt. Damüls ist das letzte der Walserdörfer, aber auch das hochgelegenste und abgelegenste. Hier war bis 1806 ein freies Bauerngericht, dessen Rechtsgrundsätze heute noch zum Theil im Volksmunde leben. So z. B. der Satz: „Was man nicht heben (halten) kann, muß man fahren lassen". Als einst ein Bauer auf Schadenersatz klagte, weil sein Knecht ihm einen Kübel Schmalz den Berg habe hinabrollen und so zu Grunde gehen lassen, so sprach nach obiger Sentenz das Gericht den Angeklagten frei. Darauf schimpfte der Kläger das Kollegium tüchtig aus, und zur Verantwortung gezogen, entschuldigte er sich mit dem gleichen Rechtssatze: weil er das Schimpfen nicht habe heben können, habe er es fahren lassen.

Auf der Isgavelsalpe war anfangs kein Mensch zu bestimmen, mich noch in die Nacht hinein in den Bregenzerwald zu begleiten, und schon war der überaus freundliche Pfarrer von Fontanella unterwegs, um in Damüls einen Führer für mich zu holen, als ein Alpknecht ihm begegnete, der mich der Verlegenheit überhob, in einer Alphütte Nachtlager nehmen zu müssen. Ich schied nun rasch von meinen lieben Begleitern, die, wie der ewig lächelnde Herr von Plons und der unvergleichlich gute Bruder Benedikt, mir fünf bis sechs Stunden von ihrem Heim weg das Geleite gegeben hatten — und im Schnellschritt ging's bergab mit meinem Führer, einem kräftigen, untersetzten Manne anfangs der dreißiger Jahre. Seine Heimath ist Fontanella, sein Beruf im Sommer Alp-

knecht, im Winter Holzhacker — sein Vater längst todt, begraben unter einer Lawine, sein Bruder drunten bei Wien als Kaiserjäger und seine Schwester die Frau des Mannes, dessen Kühe er auf Jsgavels melkt. Das alles hatte er mir gar bald erzählt, stets „Du" mit mir redend und immer rascher über Schluchten, Bäche, durch Wälder und Weiden voraneilend.

Am meisten freute es mich, als er, seine Lebensskizze schließend, sagte: „Ja, Du kannst Dir gar nicht denken, was man in diesen Bergle mitmacht." Vor uns stand die riesenhafte Felswand der Ganisfluh und links über ihr die Mittagsspitze, ringsum gigantisches Gestein, und doch spricht mein Fontaneller von „Bergle". Von ihm erfahre ich auch, daß das Walserthal alljährlich fünf Mann zu den Kaiserjägern stellt, während die übrigen Tauglichen unter die „Landwehrbuben" kommen. Man kann hier sehen, wie sehr es in der Welt auf den Sprachgebrauch ankommt. Jm Walserthale nennt man die Soldaten der Landwehr allgemein „Landwehrbuben" — in Deutschland wäre einer seines Lebens nicht mehr sicher, wenn er sich dieses Ausdruckes bediente.

Von seinen Mitbürgern, den ehrsamen Bewohnern von Fontanella, betonte mein Führer als deren Hauptmerkmal: „Sie sind fürchterlich grob." Und in der That hatte auch der Pfarrer mir einen Zug erzählt, der meines Begleiters Ansicht zu bestätigen scheint. Auf eine Mahnung des Pfarrers an einen Bauern, seine Kinder besser in Zucht zu nehmen, antwortete dieser: „Das geht Dich nichts an, ich ziehe meine Kogen, wie ich will!" Das ist gewiß schon etwas mehr als „Natur in stiller Größe".

Es war Nacht, als wir hinabkamen in das Thal

des Bregenzerwaldes und in dem Dorfe Au Einkehr hielten. Wenn ich mir den Weg nach der Isgavelsalp dachte und meinen Begleiter ansah, der zurück mußte, um seine Kühe noch zu melken, so überkam mich Mitleid mit dem Burschen. Nicht für tausend Mark hätte ich ihn begleitet, und er war hocherfreut, als ich ihm zwei Gulden gab und einen labenden Trunk, und zog unter vielen Dankesworten lustig in die Nacht hinein und bergauf. Aber auch ich war herzlich froh, heute keinen Schritt mehr machen zu müssen, und diese Freude trübte mir keinen Augenblick die Mittheilung eines Bauern im Wirthshause, daß der Wirth das Nervenfieber habe und todtkrank darniederliege.

Ich war glücklich, nicht in Gesellschaft von Damen angekommen zu sein, sonst hätte das Wort Nervenfieber mich gezwungen, noch eine andere Herberge aufzusuchen.

Hier ging jedoch mein Reiseglück zu Ende, denn am Morgen regnete es in vollen Strömen; Regenwetter aber in waldiger Gebirgsgegend ist zweifellos das langweiligste auf Erden. Dorf und Kirche von Au mußten aber trotzdem besehen werden, ehe ich mit Extrawagen zum Wald hinausfahren wollte.

Au ist ein prächtiges Walddorf. Ringsum hohes Gebirge und helles Alpengrün, und an den Ufern der Aach hin niedliche Alphütten. In der Kirche, die freundlich ist, wie alle Kirchen des Walserthales, kniete einsam ein Priester mit dem Rosenkranz in der Hand — es war der blinde Pfarrer des Dorfes, der trotz seiner Erblindung noch seine Pfarrei versieht und dabei ebenso arm ist, wie seine Nachbarn im Walserthale. Des Wirths Mutter hatte mir vorher von ihrem Pfarrer erzählt, darum betrachtete ich den unglücklichen Mann mit tiefster

Theilnahme und Verehrung und nicht ohne stillen Vorwurf für mich — Gott gegenüber. Es muß einem Blinden unangenehm sein, wenn fremde Leute ihn besuchen, da er ja dabei doppelt schwer sein Unglück fühlt; deßhalb unterließ ich es auch, den blinden Pfarrer im Gebete zu stören und mich ihm vorzustellen.

Eben zogen die jungen Wäldler jubelnd aus der Schule heim, als ich aus der Kirche trat. Ihr Jubel und das stille Gebet des blinden Pfarrers bildeten einen Kontrast, der tief in meiner Seele wiederklang. Allerliebst aber waren die kleinen Wäldlermädchen doch in ihren niederen, runden Pelzmützen und ihren blauen, langen Regenmänteln aus Zwilch, die wie ein Talar sie umschlangen. „Schmelen" nennt die Volkssprache der Bregenz-Wäldler die jungen Mädchen, was offenbar mit schmal, schlank zusammenhängt. Denn die Bewohner des Bregenzer Waldes sind echte Schwaben, die bei den Einfällen der Ungarn im zehnten Jahrhundert ihre Heimath verließen und in diesen Urwäldern sichere Niederlassungen suchten gegen die Raubhorden Pannoniens.

Mit Ungeduld erwartete ich die längst bestellte „Extrapost" — die denn gegen Mittag vorfuhr und mich im raschen Trabe zweier kräftiger Pferde durch das enge, felsige Waldthal nach Bezau, dem Hauptorte des Waldes, führte.

In eine graue, härene Decke eingewickelt, saß der Fuhrmann, den ich für den Knecht des Posthalters hielt, auf dem Bock der Kalesche, belehrte mich aber von da aus bald, daß er der Posthalter selber und ein gebildeter Mann sei. Kein Wunder, denn er war Oberjäger bei den Kaiserjägern gewesen und 1866 als kaiserlicher Oberlieutenant bei den Landesschützen am Stilfser Joche Wache

gestanden. Für ausgezeichnete Bravour in den Schlachten von 1859 hat der tapfere Mann die große goldene Medaille mit einer darauf ruhenden Pension von hundert Gulden erhalten. Später bekam er den armseligen Postdienst in Au übertragen, und sofort wurde die Prämie eingestellt. Alles Bitten bis hinauf zum Kriegsminister konnte dem Braven seine hundert Gulden nicht wiederbringen.

Außer den bodenlos schlechten Wegen ist alles reizend schön in diesem Walde: dunkle Wälder, hohe Berge, kahle Felsen, grüne Matten, rauschende Bäche, schmucke Häuser, gute Wirthschaften und gemüthliche Menschen. Nur heute überzog der strömende Regen das malerisch wechselnde Landschaftsbild mit einem trüben Schleier, der sich auch über meine Reiselust zog und mich in Bezau bestimmte, von meinem Oberlieutenants-Gefährte herab und auf den bereitstehenden Omnibus zu steigen, der mich vollends zum Walde hinaus führen sollte.

Am Kapuzinerkloster hielt der Stellwagen, um einen Pater aufzunehmen. Während dieser einstieg, sah ich aus dem gegenüberliegenden Hause eine junge Dame scharf auf mich herabschauen, der ich auf dem Imperial beim Postillon saß. Ich schaute hin und sie her — und plötzlich hatten wir uns erkannt — die Dame war der jugendlich schöne Cisterzienserpater Gregor aus dem Kloster Mehrerau, den ich in seinem weißen Habit mit schwarzem Skapulier für eine — Dame gehalten hatte.

Jetzt war's mit der Weiterreise fertig — ich stieg vom Omnibus herab, um dem unerwartet getroffenen Freunde seinen Willen zu erfüllen und zugleich aufs neue bestärkt zu werden in einer merkwürdigen Thatsache. Seit Jahren nämlich kommen P. Gregor und ich alljähr-

lich zusammen, und jedesmal regnet es. Darum hat er von mir längst den Namen „Jonas“ erhalten, weil er, so oft er das Schiff besteigt, um über See zu fahren zum Hans am See — Regen mitbringt. Jetzt war ich im Reinen, warum heute mein Wetterglück mich verlassen — Jonas befand sich in meiner Nähe.

Daß ich alsbald die Gelegenheit wahrnahm, die Kapuziner zu besuchen, versteht sich nach dem, was ich oben gesagt habe, von selbst. Hier traf ich auch den Bezirksrichter, bei dem Jonas zu Besuche war, und siehe da — auch er war ein alter Bekannter. Als flotter Studio hatte ich einst den Gebhardsberg bei Bregenz bestiegen und dort viel Natur, aber auch viel Bier gekneipt. Damals machte ich oben die Bekanntschaft eines jungen Beamten aus Bregenz, in dessen Gesellschaft ich in die Stadt hinabstieg — heute fand ich ihn wieder als altersgrauen Bezirksrichter von Bezau.

Der Herr erweckte in mir eigene Erinnerungen. Was war in meinem Leben seit jenen siebzehn Jahren alles vorgegangen? Wie anders schaue ich heute Welt und Menschenleben an, als damals! Wie tief ist so manch' jugendliches Ideal von damals hinabgesunken in den Grund menschlicher Armseligkeit, und wie ist in mir und um mich alles anders geworden! Wie würdest Du heute, so fragte ich mich, Dein Leben einrichten, wenn das Schicksal Dich abermals in jene Zeit zurück versetzte und Dich auf die Zinnen des Gebhardsberges stellte?! —

Es ist eben der alte, stets unerfüllte Wunsch jeder Menschenseele, nochmals jung zu werden, zu wissen, was man alt weiß und erfahren hat, um darnach ein neues Leben — ohne die vielen Thorheiten — einzurichten. Und was liegt diesem Wunsche, der so tausendfach wieder-

klingt in allen Menschenseelen, anders zugrunde, als jener hienieden ungestillte, stets ahnende und nie ruhende Drang unseres Herzens nach ungestörtem Frieden — nach Glückseligkeit?

In Bezau erscheint eine eigenthümliche Zeitung, das „Bregenzerwälderblatt", eigenthümlich durch seinen Redakteur und seinen Hauptkorrespondenten; der erstere ist nämlich ein ehrsamer Schlossermeister und der andere ein einfacher Bauer. Nach Aussage der Frau Posthalter, bei der ich Einkehr hielt, und die mir dieses Journalistengeheimniß verrieth, sind die beiden ehrliche Leute und lügen deßhalb ihre Leser jedenfalls unendlich weniger an, als viele Publicisten von Fach und Studium. Wenn diese Journalisten von Bezau ihr Zeitungsgeschäft so gut besorgen, wie die Posthalterin ihr Post- und Telegraphenamt, so gehören sie jedenfalls zu den besseren ihrer publicistischen Kollegen. Denn diese, eine schlichte Bauersfrau, amtirte in ihrem Bureau ganz meisterhaft, so daß es eine Freude war, dieser Wäldlerin zuzusehen, wie sie am Telegraphenapparat stand und in den Weltverkehr mit kundiger Hand eingriff, es nebenbei aber auch nicht in der Wirthsstube ihren Gästen an guter Bewirthung fehlen ließ.

Möglichst früh suchte ich der Nähe des regenbringenden Jonas zu enteilen und saß deßhalb schon um vier Uhr Morgens im kalten Omnibus, und als es Tag war, hatte ich den Bregenzerwald hinter mir, aber nicht den Regen. Wo möglich noch trüber als am gestrigen Tage sah die Welt aus, und der Regen fiel ganz sündfluthlich auf Land und Leute nieder, und ich war recht froh, als die Eisenbahn mich noch vor Mittag in Bregenz absetzte.

War ich doch wieder am See und somit sicher, heute noch heimzukommen und den Aerger ob des schlechten Reisewetters los zu werden. Die zwei Stunden, welche ich noch in Bregenz bis zur Abfahrt des Schiffes zubringen mußte, hätten meinen Unmuth gesteigert wenn nicht zwei Vagabunden mich aufgeheitert hätten. Zwei Maurersgesellen, die „Blauen“ gemacht und sich bei Zeiten vollgetrunken hatten, taumelten vor mir auf der Straße hin, auf der ich langweilig und im Regen auf- und abschritt, und sangen mit lauter Stimme:

Und a so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind nicht von gestern, wir sind nicht von heut.
Und so zwa, wie wir zwa, es ist halt a Freud,
Wir sind ja, wir sind ja die ornd'tliche Leut.

Das war echter Vagabundenhumor, wie ich ihn selten gehört, und mich freuten die zwei Lumpen bei dem wüsten Wetter doppelt. Ein Beweis, wie auch der Leichtsinn manchmal eine liebenswürdige Seite und damit seine zeitweilige Entschuldigung hat. Ich beneidete die beiden Kerls — nicht um ihre „Zöpfe“, wohl aber um ihren Galgenhumor, mit dem sie, Lumpen in Lumpen, sich „die ordentlichen Leute“ par excellence nannten.

Sie hielten mich in guter Stimmung, bis die Zeit der Abfahrt kam. Unter bayerischer Flagge fuhr ich bis Friedrichshafen. Noch eine Stunde später, und ich war daheim, und zu Ende waren meine Umwege.

Aus dem Leben eines Reichstags-kandidaten.

1877.

Wenn man einem Uebel nicht entgehen kann, muß man es sich wenigstens möglichst angenehm zu machen suchen. Kein Mensch entgeht heutzutage, in dem größten Theil der alten Welt wenigstens, der Politik, dem Politisiren und seinen Folgen. Von den Reichstagen und Ständekammern bis in die Boudoirs der Damen und in die Boutiquen der Schneider und Schuster und von den Diplomaten ersten Ranges bis zu den Schulknaben herab wird in unseren Tagen politisirt. Ja, ich glaube, daß im neuen deutschen Reiche, wo ich Land, Leute und — die Spatzen genau kenne, selbst die letzteren auf den Dächern politische Versammlungen halten. Und als ich vor Jahren einmal — oder wenn ich recht rechne, zweimal — im Gefängnisse bei einsamen Spinnlein saß, da machte ich die Beobachtung, daß selbst

Die Spinne an der Wand
Denkt an das Vaterland.

Drum, warum sollen wir nicht auch einmal politisiren zur Kurzweil und lachend Politik treiben?

Unsere Leser alle kennen das liebliche deutsche Ländchen Baden, den Garten Deutschlands, aus dem übrigens viele Tausende schon in betrübten, armseligen Zeiten ausgewandert sind, um sich in der neuen Welt ein Heim zu suchen. Es ist leider noch nicht sprachlich festgestellt, ob man sagt die Badener oder die Badenser — aber diese Badener Badenser sind meist aufgeweckte Leute, lustig und heiter wie ihre Flüsse, Berge und Thäler. In politischen Dingen waren sie all' Zeit ihres Bestandes obenan und haben bekanntlich anno 48 am stärksten von ganz Germanien in — Politik gemacht. Seitdem ist das Ländchen nicht blos der ökonomische Garten, sondern auch der politische, das Frühbeet und Treibhaus des politischen Lebens für Deutschland geworden. Es sind manche „Blümlein wundersam" in diesem politischen Garten aufgegangen. Die einen nennen sie Maiblumen, die andern Teufelskraut; die Früchte drohen für die letztere Bezeichnung als die richtige zu sprechen.

Nun, in diesem zweifachen deutschen Garten war ich, zum zweiten Male, Kandidat bei den Reichstagswahlen im Jänner 1877, und aus diesem Kandidatenleben will ich etwas zum Besten geben zu jedermanns „Lust und Lehr'".

Wenn der Straßburger Münsterthurm an einem schönen Sommertag über den Vater Rhein, der sich zu seinen Füßen hinzieht, hinüberschaut, so sieht er eines der schönsten Stücke des badischen Landes. Zunächst jenseits des altdeutschen Stromes liegt in der Ebene das reichgesegnete Hanauerland mit stolzen, überaus wohlhäbigen Bauern, durch ihre malerische Tracht bislang weithin bekannt. Schaut die alte Thurmspitze noch weiter, so zeigt sich am Ausgang des lieblichen Kinzigthales, in

dem die weltbekannte Schwarzwaldbahn ihren Anfang nimmt, die duftige Stadt Offenburg, ein uralter Sitz freien Bürgersinnes und liberaler Loyalität. Um sie lagern in weitem Bogen stattliche Dörfer, meist „von Ultramontanismus umnachtet“. Ueber das Ganze erheben sich im Hintergrunde die gewaltigen Bergmassen des Kinzig- und Renchthales, bis hinein in die kleinsten Thalengen und Bergrücken nutzbar gemacht von mühsam tagwerkender Bevölkerung. Das ist der Wahlbezirk, in welchem man den deutschen Reichsbürgern zumuthete, mich als ihren Vertreter nach Berlin zu senden.

Schon seit Jahren haben die lichtlosen, katholischen Dörfer um Offenburg mich als ihren Abgeordneten in die badische Kammer geschickt, und deßhalb war man auf den Gedanken gekommen, mich den dortigen Bauern vom Rhein bis zu den höchsten Spitzen des Renchthales auch für Berlin vorzuschlagen. Ich bin nun zwar ein kranker Mann, viel kränker als der, welchen die Russen kuriren wollen, und doch nahm ich eine Kandidatur an, um einmal die Sache mitgemacht zu haben und davon erzählen zu können. Und dieses Erzählen hätte mir armen, diätenlosen Reichstagsabgeordneten die „Diäten“ ersetzen müssen. Ich lebe ja nur von „Erinnerungen“ bei meinen Fahrten und Wanderungen, und schon dachte ich mir, wie ich „Erinnerungen eines Reichstagsabgeordneten“ schreiben würde. — Allein

Der Kandidat denkt,
Und der Hanauer Bauer lenkt.

Wie ich trotz meiner Anstrengung durchfiel, das soll eben unsere Humoreske des Näheren vermelden.

Wie bei den alten Römern die Kandidaten zu einem Staatsamte in der weißen Toga (toga candida)

umhergingen, um jedem Bürger die Hand zu drücken und sich zu empfehlen, so wollte auch ich am 4. Jänner des Jahres 1877, aber in schwarzem Gewande, vom Bodensee ausziehen, um mich meinen Wählern zu präsentiren.

Doch schon gleich von Anfang zeigte sich des Geschickes ungünstige Hand, geschrieben auf den Wellen des Bodensees. Der alte Seegott Bodan tobte so heftig an dem kleinen Landungssteg meines Seedörfchens, daß das Dampfschiff nicht anhalten konnte und ich meine Abreise um einen Tag verschieben mußte.

Erst später kam mir's, warum der Gott des schwäbischen Meeres seinen Dreizack so schwer in die Gewässer schlug. Er wollte mich abhalten von meiner Kandidatenreise und mich retten vor der Blamage des Durchfalls. Wir sind nämlich gute Freunde, der Seegott und meine Wenigkeit. Unsere Freundschaft datirt seit den bald zehn Jahren, welche ich an seinen Ufern verlebe. Schon oft, da ich an seinen Gestaden einsam wandelte oder im Kahn auf seinen stillen Wellen mich wiegte, hat mir der alte Bodan erzählt von den vergangenen Zeiten, und ich habe manches, was mir auf dem Herzen lag, in seine stillen, schweigsamen Wellen begraben.

So weiß ich, daß der schwäbische Neptun in politischen Dingen äußerst konservativ ist. Er ist gar nicht gut zu sprechen auf unsere moderne Kultur und den zeitüblichen Fortschritt. Er lobt sich jene Tage, da noch die Pfahlbaumännlein an seinen Ufern spielten, über seinen Wassern wohnten und dem schützenden Wassergott ihre Opfer brachten. Damals war er noch der Löwe des Tages, und die Alpsteine ringsum schauten respektvoll in seine Fluthen. Auch als die heiligen Glaubensboten

aus seinen Wassern die Kelten, Römer und Alemannen an seinen Gestaden tauften, fühlte er sich hoch geehrt. Heute durchfurcht wider seinen und seiner Wellen Willen, Richtung und Tendenz die Dampfkraft sein altehrwürdig Angesicht, und von manch' neudeutschen See-Bauern kann man hören: „Wenn nur der Bodensee eine riesige Wiese wäre, da gäb's Futter!“ Sie wünschen seinen Untergang, die pietätlosen Menschen der Neuzeit, und deßhalb ist er, der alte Blaubart, kein Freund der jetzigen Weltanschauung, und da er in vieler Hinsicht recht hat, so harmoniren wir beide seit langem. Als ich aber Reichstagskandidat war, wurde ich stolz, vergaß der mahnenden Stimme meines wogenden Freundes und fuhr ihm zum Trotz gen Konstanz, um von dort mit der Eisenbahn auf das Schlachtfeld meiner Wahlthätigkeit zu gelangen.

Bekanntlich haben die Boten des deutschen Reiches freie Fahrt nach der Reichshauptstadt, wo sie dann aus eigener Tasche den Berlinern schweres Geld lassen müssen, damit sie lernen das Wort erfassen, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist. Je mehr die Herren reden, um so mehr kostet's sie Geld, weil sie länger in Berlin bleiben und leben müssen; also ist wenig Reden ihr Profit. Aber die freie Fahrt versüßt doch Vieles. Wenn so ein Volksvertreter in die erste Wagenklasse steigen, dem kontrollirenden Schaffner seine Freikarte als Reichsbote vorweisen kann, und das Bahnpersonal dann staunend aufschaut zu der politischen Größe, so ist das auch was werth, und mit leichterem Herzen, gehoben von seiner Stellung, reist man Berlin zu. Leider sah mir kein Mensch an, daß ich Reichstagskandidat sei, noch viel weniger war ich fahrtfrei. Und so stieg ich denn in aller Bescheidenheit in ein Koupé zweiter Klasse und fuhr landabwärts.

Land und Leute der Gegenden, die ich zu durchziehen hatte, sind mir über und über bekannt, vom liberalen Seehasen durch den noch liberaleren Bewohner der Baar und des nördlichen Schwarzwaldes bis hinab zu dem konservativen, gläubigen Volke des Kinzigthales und der Rheingegend. Deßhalb suchte ich im Wagen selbst meine Unterhaltung und hatte sie gar bald gefunden.

Mir gegenüber saß ein Mann in der Tracht des wohlhäbigen, einfachen Bürgers. In seinen Augen lag ungemein viel Klugheit und Welterfahrung. Er kam mir vor, als hätte ich ihn im Leben schon gesehen, und da er mir gleich sehr freundlich begegnete, so fragte ich ihn alsbald, ob wir uns nicht schon irgendwo getroffen hätten. Und richtig, es war so. Ich hatte in Karlsruhe vor Jahren einige Worte mit ihm gewechselt und wußte nun zwar, wer er wäre, näher aber sollte ich ihn erst heute kennen lernen.

Ich bin schon mit allerlei Menschen auf Reisen zusammengekommen und habe schon manch' hochinteressante Persönlichkeit kennen gelernt, einen Mann der Art aber, wie er heute mir in den Weg gekommen, noch nie. Man freut sich in der Regel, gebildete, geistreiche, irgendwie berühmte Männer zu sehen oder sie anhören zu können. Hier hatte ich einmal einen sogenannten ungebildeten Menschen vor mir, aber so voll des gesunden, naturwüchsigen Menschenverstandes, daß die Funken dieses unscheinbaren Geistes aus allen seinen Kraftsätzen förmlich herausflogen und mir neuerdings bewiesen, wie unsere sogenannte Bildung nicht so absolut nöthig ist, um einen von Natur rechtmäßig qualificirten Menschen zum ganzen, vollen Mann zu machen.

Mein Reisegefährte hat nur nothdürftig lesen, schreiben

und rechnen gelernt in einer armseligen Dorfschule Badens und war vor dreißig Jahren noch ein Holzmacher, dem seine Frau täglich das Essen in den Wald trug. Heute ist er Fabrikbesitzer und einer der größten Holzhändler des deutschen Reiches mit wahrhaft internationalem Verkehr, und das alles durch sich selbst und aus sich selbst geworden. Wie er das gemacht, darüber nur folgendes treffliche Wort von ihm: „Was man in der Welt und im Handel und Wandel wissen, wie man in einem Geschäfte spekuliren muß, das steht in keinem Buch, das kann man nicht studiren. Wenn man das studiren könnte, so würden die studirtesten Herren nicht die dümmsten Streiche machen."

Rastlos ist der reiche Mann thätig, auf und ab in Deutschland, Frankreich und Oesterreich. Wenige Stunden Nachtruhe genügen ihm, um den ganzen Tag über durch Wälder und Felder zu eilen. Ein Mittagsschläfchen gönnt er sich nie aus einem höchst originellen Grunde. Er meint, wenn man nach Tisch schlafe, so mache man in der Regel ein sehr dummes Gesicht beim Aufwachen. Ein Geschäftsmann dürfe aber unter Tags nie dumm dreinschauen, und deßhalb unterlasse er diesen Schlaf.

Auf Politik gibt er gar nichts und hält das Politisiren für das ungeschickteste, was man treiben könne. Mir ging bei diesen Worten ein „Stich durchs Herz", weil ich trotz meiner Kandidatenreise fühlte, wie recht der schlichte Bürger hatte. Je aufgeregter die Zeiten in politischen Dingen seien, um so besser, sagt unser Geschäftsmann, wären industrielle und kaufmännische Spekulationen zu machen, weil die Menschen in diesen Zeiten den Kopf am häufigsten verlören, und ruhig denkende Leute ihren Geschäftsgeist am besten können walten lassen. Er wünscht

keinen Krieg; aber Kriegszeiten seien für den rührigen und entschlossenen Mann zum Einkaufen die günstigsten. „Da stehen die Leute rathlos an den Straßenecken, lesen die angeschlagenen Kriegsdepeschen und haben allen Geschäftsbetrieb und Unternehmungsgeist verloren, und da kauft man am billigsten ein."

Wir sehen, der unstudirte Mann kennt Zeit und Menschen und weiß darnach zu handeln. Aber man könnte aus diesen Worten leicht zur Ansicht kommen, daß wir hier einen reinen „Geschäfts- und Profitmacher" vor uns hätten, eine Art Gründer. Dem ist ist nicht so. Unser Holzhändler ist entschiedener Katholik und ein kreuzbraver Mann.

In dem Dorfe, wo mein Reisekompagnon wohnt, hatten sie bislange ein altes, zerfallenes Kirchlein. Eben jetzt erhebt sich aber an Stelle dieses armseligen Gotteshauses eine gothische Kirche. Wer unermüdlich thätig war bei diesem Kirchenbau und einen großen Theil der gesammten Kosten allein trägt, ist unser Spekulant.

Und was den Kulturkampf betrifft, so illustrirte er mir die jetzige Lage desselben in einem Bilde, das nicht besser gedacht werden könnte: „Die liberalen Herren, groß und klein, sind mit ihren Gesetzen gegen die katholische Kirche eine hohe Leiter hinaufgestiegen. Höher und immer höher ging das Steigen. Jetzt auf einmal sind oben die Sprossen der Leiter ausgegangen; vergebens langen die Herren noch weiter: es geht nimmer. Die Leiter heruntersteigen wollen sie auch noch nicht, und so hängen sie rathlos oben, und unten steht das Volk und sieht die Herren oben zappeln."

Unter diesen und ähnlichen zahllosen, trefflichen Reden des verständigen Mannes hatten wir die eigentliche

Schwarzwaldbahn erreicht, und durch die Felsen, vorüber an den Waldes-Schluchten, Hütten und Dörfchen ging's hinab ins mildfreundliche Kinzigthal. Jetzt wandte ich meine Blicke und Gedanken der Außenwelt zu, und unser Reden verstummte. —

Am Ausgange der Bahn aus den wildesten Bergen, da, wo sie eben erst ins Thal herabgestiegen, liegt mein Heimathstädtchen. Ringsum erinnert jedes Stück Landes, jeder Wald und jede Wiese, jedes Bächlein und jede Windung des Flusses an die Tage meiner Kindheit. Ihnen allen sandte ich jetzt meine Grüße zu, und in stillem Denken überzog meine Seele die Vergänglichkeit unseres Lebens. Da lagen die hohen Tannenwälder, die ich als Knabe durchzogen, Vogelnester suchend oder nach jungen Eichhörnchen spähend; hier breiteten sich die grünen Matten aus, auf denen ich als Hirtenknabe einst fungirt, Aepfel bratend und Kartoffelsuppe kochend, auch Mäuse fangend zum Zeitvertreib.

Dort, jenseits des Flusses, schauen noch die alten Strohhütten mir wohlbekannter Bauernfamilien herüber. Väter und Mütter, bei denen ich einst als Knabe aus- und einging, glücklich ob der geschenkten Nüsse, der getrunkenen süßen Milch oder des genossenen Honigs, sind längst dahin, die Kinder sind an ihre Stelle gerückt. Ich selbst bin ins starke Mannesalter getreten, und weit, weit hinter mir liegt jene selige, dreifach selige Kindeszeit mit ihren bescheidenen Wünschen und ihrem stillen Lebensglück.

Alles, alles ist gleich geblieben! so rief's heute in mir; Berg und Thal, Wald und Feld, Flur und Natur — nur du, einst mitten unter ihnen ein heiterer Knabe, du bist alt und ernst geworden und ziehst an den Matten und Auen, auf denen friedlich du „gehütet", schuldlos

du gegangen, vorüber heute — das Herz voll von den Kämpfen des Lebens, voll von den Kämpfen einer ruhelosen Zeit, voll von den bittersten Erfahrungen! Und wer war glücklicher, der Reichstagskandidat von heute — oder das Hirtenbüblein von damals, das Abends seine Thiere vors väterliche Haus trieb von diesen Matten weg und über und über zufrieden war, wenn Vater oder Mutter, vor dem Hause stehend, es lobten, weil die Kühe voll geweidet waren!? —

Unnennbares Heimweh nach jener goldenen Zeit wachte in mir auf, da ich in Dampfeseile an den Thälern und Bergen der Heimath vorüberzog, bis ich diese selbst erreichte und ausstieg, um einen Tag im elterlichen Hause zu verbringen, aus dem Vater und Mutter leider schon lange fortgegangen sind in die Ewigkeit.

Ich komme nicht oft in meine Heimath. So oft ich aber komme, so ist der Aufenthalt mir fast stets ein wehmüthiger. Alles, Land und Leute, stimmt mich elegisch, weil alles unwillkürlich anklingt an die vergangene glückselige Jugendzeit. Da sind die Gefährten der fröhlichen Knabenzeit, alt geworden mit mir, da sind die Gräber der Eltern auf dem stillen Kirchhof am Walde, die Gräber so Vieler, die ich gekannt im Leben. Da die Straßen und Gassen, durch die der lustige Knabe und der wilde „Student“ gezogen, bei Sonnenschein und Mondlicht. Andere Menschen schauen aus den Fenstern:

Andere Menschen aller Orten,
Bin in der Heimath fremd geworden.

So wandle ich, wenn auch anscheinend heiter, doch im Innern tief aufgeregt, unter Freunden und Bekannten durch die Straßen und Fluren. —

Der ganze Zug meiner Seele neigt überhaupt weit mehr zur Elegie als zum Humor. Und doch lesen so viele Menschen aus meinen Büchern einen „unverwüstlichen Humor" heraus und erbauen sich an meiner Heiterkeit. Aber es ist viel größeren Geistern so gegangen, wie mir, und ich nenne in dieser mir so sympathischen Richtung unseren unübertroffenen Eichendorff. Er hat diese Seelenstimmung seiner sonst so heiteren, frohen Natur einmal wunderbar schön wiedergegeben in dem Gedichte, das er „Wehmuth" überschrieben:

Ich kann wohl manchmal singen,
Als ob ich fröhlich sei,
Doch heimlich Thränen dringen,
Da wird das Herz mir frei.

So lassen Nachtigallen,
Spielt draußen Frühlingsluft,
Der Sehnsucht Lied erschallen
Aus ihres Käfigs Gruft.

Da lauschen alle Herzen,
Und Alles ist erfreut.
Doch Keiner fühlt die Schmerzen,
Im Lied das tiefe Leid.

Sage mir, mein Herz, was willst du?
Unstet schweift dein bunter Will';
Manches andre Herz wohl stillst du,
Nur du selbst wirst niemals still.

Eben wenn ich munter singe,
Um die Angst mir zu zerstreu'n,
Ruh und Frieden Manchem bringe,
Daß sich Viele still erfreu'n:

Faßt mich erst recht tief Verlangen
Nach viel and'rer bess'rer Lust,
Die die Töne nicht erlangen —
Ach, wer sprengt die müde Brust!

Doch ich wollte ja eine Humoreske schreiben, und nun bin ich mitten in die Elegie hineingekommen. Aber untersuchen wir einmal, was denn ein Humorist eigentlich für ein Ding ist.

Es gibt in Bezug auf Weltanschauung dreierlei Menschen. Die einen stehen über der Welt, die anderen in der Welt und die dritten hängen in der Mitte; sie sind halb Welt-, halb Himmelskinder. Und die letzte Klasse bilden die Humoristen. Der wahre, erhabene Mensch, religiös Heiliger, philosophisch Weiser genannt, steht über der Welt und ihrem Getriebe, er hat die Werthlosigkeit und Armseligkeit des Lebens erkannt und seinen Willen an dieser Erkenntniß entzündet. Die rechte Weltanschauung ist bei diesen seltenen Menschen in Fleisch und Blut übergegangen. Es gibt aber sehr viele denkende Menschen, die im Geiste dasselbe erkennen, wie die echten Weisen und Heiligen, daß nämlich die Welt keine Befriedigung bietet und wir hienieden nie finden, was unsere Seele sucht. Aber dies ihr Erkennen hält den Willen nicht gefangen; im nächsten Augenblick werfen sie sich wieder begierdevoll der theoretisch verschmähten Welt in die Arme. Sie können sich auf der Höhe, auf welcher der Weise und der Heilige stehen, nicht dauernd halten. Und das sind die Humoristen. Die dritte Klasse sind die gedankenlosen Weltmenschen, die zufrieden in den Tag und in die Welt hinein leben, so lange die Geschäfte nicht stocken, das Braunbier gerathet, Brod und Fleisch nicht zu hohe Preise bekommen und auch die Stücke im Theater noch „gut

gegeben" werden. Sie sind die Optimisten, die billigen Denker, während die Humoristen ausgesprochenem Pessimismus huldigen.

Ganz vortrefflich hat ein neuerer, wenig gekannter Philosoph, Mainländer, diese drei Klassen der Menschheit geschildert. Seine „Philosophie der Erlösung" ist sonst ein wunderlich Ding, aber was er über die Menschen und namentlich über die Humoristen vom philosophischen Standpunkt aus sagt, ist ganz vortrefflich. Hören wir ihn: „Der gewöhnliche Mensch geht ganz im Leben auf; er zerbricht sich nicht den Kopf über die Welt, er fragt sich weder: Woher komme ich? noch wohin gehe ich? Er hat seine irdischen Ziele immer fest im Auge. Der Weise, auf der anderen Seite, lebt in einer engen Sphäre, die er selbst um sich gezogen hat, und ist klar über sich und die Welt geworden. Jeder von Beiden ruht fest auf sich selbst. Nicht so der Humorist. Er hat den Frieden des Weisen gekostet; er hat die Seligkeit eines erhabenen Zustandes empfunden; er ist Gast gewesen an der Tafel der Götter; er hat gelebt in einem Aether von durchsichtiger Klarheit. Und dennoch zieht ihn eine unwiderstehliche Gewalt zurück in die Welt. Er entflieht ihr, weil er nur ein einziges Streben, das Streben nach der Ruhe des Grabes billigen kann, und alles Andere als Thorheit verwerfen muß. Aber immer und immer wieder locken ihn die Sirenen zurück in den Strudel, und er tanzt und hüpft im Weltleben, tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Herzen."

„Man kann ihn das Kind eines Engels und einer Tochter der Welt nennen. Er gehört zwei Welten an, weil ihm die Kraft fehlt, einer von ihnen zu entsagen. Im Festsaale der Götter stört seine reine Freude ein

Ruf von unten, und wirft er sich unten der Lust in die Arme, so vergällt ihm die Sehnsucht nach oben den reinen Genuß. So wird sein Dämon hin- und hergeworfen und fühlt sich wie zerrissen. Die Grundstimmung des Humoristen ist Unlust."

„Aber, was in ihm nicht weicht und wankt, was felsenfest steht, was er ergriffen hat und nicht mehr losläßt, das ist die Erkenntniß, daß der Tod dem Leben vorzuziehen, daß der Tag des Todes besser als der Tag der Geburt ist."

„Allein er ist kein Weiser, noch weniger ein weiser Held, aber er ist dafür derjenige, welcher die Größe dieser Edeln, die Erhabenheit ihres Charakters voll und ganz erkennt, und das selige Gefühl, das sie erfüllt, ganz und voll nachfühlt. Er trägt sie als Ideal in sich und weiß, daß er, weil er ein Mensch ist, in sich das Ideal verwirklichen kann, wenn — ja wenn ‚die Sonne günstig steht zum Gruße der Planeten'.

„Hieran und an der festen Erkenntniß, daß der Tod dem Leben vorzuziehen sei, richtet er sich aus seiner Unlust auf, und erhebt sich über sich selbst. Nun ist er frei von der Unlust, und jetzt, was sehr zu beachten ist, wird ihm der eigene Zustand, dem er entronnen ist, — gegenständlich. Er mißt ihn an dem Zustand seines Ideals und belächelt die Thorheit seiner Halbheit; denn das Lachen entsteht allemal, wenn wir eine Discrepanz entdecken, d. h. wenn wir irgend etwas an einem geistigen Maßstabe messen, und es zu kurz oder zu lang finden. In die geniale Relation zu seinem eigenen Zustande getreten, verliert er jedoch nicht aus dem Auge, daß er in die belächelte Thorheit bald wieder zurückfallen wird, weil er die Macht seiner Liebe zur Welt kennt, und so

lacht nur das eine Auge, das andere weint. Nun scherzt der Mund, während das Herz blutet und brechen möchte, nun verbirgt sich unter der Maske der Heiterkeit der tiefste Ernst."

„Der Humor ist demnach eine sehr merkwürdige und ganz eigenthümliche Doppelbewegung. Ihr erster Theil ist ein unlustvolles Hin- und Herschwanken zwischen zwei Welten, und ihr zweiter Theil kein rein kontemplativer Zustand. Auch in ihm schwankt der Wille zwischen der vollen Freiheit von Unlust und thränenvoller Wehmuth."

„Das Gleiche ist der Fall, wenn der Humorist in die Welt blickt. An jede Erscheinung legt er still sein Ideal an, und keine deckt dasselbe. Da muß er lächeln. Aber alsbald erinnert er sich, wie mächtig das Leben anlockt, wie unsagbar schwer es ist, ihm zu entsagen, da wir ja Alle durch und durch hungriger Wille zum Leben sind. Nun denkt, spricht oder schreibt er über Andere ebenso köstlich milde, wie er sich beurtheilt, und mit Thränen in den Augen, lächelnd, scherzend, mit zuckenden Lippen, bricht ihm fast das Herz vor Mitleid mit den Menschen."

„‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt ihn an.‘ Da der Humor in jedem Charakter, jedem Temperament auftreten kann, so wird er immer von individueller Färbung sein. Ich erinnere an den sentimentalen Sterne, den zerrissenen Heine, den trockenen Shakespeare, den gemüthvollen Jean Paul und den ritterlichen Cervantes."

„Es ist klar, daß der Humorist mehr als irgend ein anderer Sterblicher dazu geeignet ist, ein echter Weiser zu werden. Zündet einmal die unverlierbare Erkenntniß auf irgend eine Art im Willen, so flieht der Scherz von den lächelnden Lippen und beide Augen werden ernst.

Dann kann der Humorist zum vollen Helden und Weisen werden."

Diese psychologisch äußerst gelungene Darlegung Mainländers ließe sich leicht ins positiv Christliche übertragen — bis auf die „Ruhe im Grabe". Unter dieser versteht der Schüler Schopenhauers die jetzt so beliebt werdende Nirwana, das Aufgehen im Nichts, um der „kalten, blutigen, qualvollen Welt" zu entgehen.

Sie ist nach der Lehre der Inder die höchste Belohnung des Menschen, ein Zustand, in welchem es „weder Geburt, noch Alter, noch Krankheit, noch Tod" gibt. Natürlich, denn die Nirwana ist das Eingehen in das absolute Nichts. Und dieses Nichts ist es, was dem ungläubigen Gebildeten unserer Zeit den Buddhaismus so willkommen macht, daß es jetzt zum guten Ton gehört, eine Art Bildung ist, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, den „Katechismus" des Buddha zu studiren und über den christlichen Katechismus zu spotten.

Dazu sprudelt der Buddhaismus über vom „Mitleid", von „Humanität", und weil wir in unseren Tagen in einem ganzen Meer von Humanität schwimmen, während Rohheit und Verwilderung der Massen wie Felsenriffe rings um diesen Ocean der Humanität sich erheben, — darum ist es jetzt auch Mode geworden, für den Buddhaismus zu schwärmen und das Christenthum zu verachten.

Dieser Buddhaismus hat noch gefehlt, um die täglich wachsende Selbstmordmanie zu steigern. Buddha erklärte den Selbstmord für außerordentlich verdienstlich und rieth ihn unbedingt an. Diejenigen seien seine wahren Jünger, sagte er, die sich sofort vom Leben befreiten, um in die Nirwana zu kommen. Nur seine Priester sollten es nicht thun, sie sollten sich aus Mitleid

mit den anderen Menschen noch einige Zeit vom Frieden des Todes ferne halten, um ihnen seine beseligende Lehre, den Weg nach der Nirwana zeigen zu können.

Humanitätsdusel und Selbstmord als Verdienst — eine solche Lehre wird in unseren Tagen viele Anhänger finden, und sie hat sie bereits gefunden. Und das Christenthum mit seiner Unsterblichkeit der Seele, seiner Vergeltung im Jenseits, seinen Reden von der Ruthe der Züchtigung und vom Schwerte der Obrigkeit, es paßt nicht mehr für unsere modernen „Buddhisten", sie suchen ihr Heil in der Nirwana. Ja, die Nirwana auf allen Gebieten des sittlichen und socialen Lebens, sie wird nicht fehlen. Die „Auflösung" wird kommen, um dann der europäischen Welt den christlichen Katechismus wieder in die Hände zu drücken.

Ich merke jetzt erst, daß ich in die Religionsphilosophie gekommen bin. Aber so macht's, wie wir ihn eben gezeichnet, der Humorist.

Darum zurück zu den Philosophen meiner Heimath.

Ich gehe da, wo ich wohne, das ganze Jahr nie in ein Wirthshaus. Sobald ich aber heimkomme, wohne ich nicht nur im elterlichen Gasthaus, sondern suche auch alsbald eines der alten Lokale des Städtchens auf, in denen einst der biervertilgende Studio sein Standquartier gehabt, und die alle reich sind an Erinnerungen. So auch am Abend meiner Ankunft.

Die Bürger meiner Heimath sind, was Essen und Trinken anbetrifft, gute Deutsche und sonst auch rechtschaffene Patrioten, trotzdem sie anno 48 nicht wenig „gefreischärlet" haben. Allein die alten Achtundvierziger sind ja jetzt im deutschen Reiche die hervorragendsten und edelsten „Reichsfreunde". Politisiren und Biertrinken ge-

hört zusammen, und beides üben allabendlich viele meiner „Landsleute“. Deßhalb traf ich am heutigen Abend gar manchen in der Bierstube.

Es ist mir jeweils ein ordentliches Vergnügen, mich unter meine Jugendgenossen zu setzen und ruhig so ihren Gedankengang anzuhören. Und wenn ich dann merke, wie „billig denkend“ der deutsche Bürger und Handwerker in einem Kleinstädtchen spricht, so kommt mir immer die Entschuldigung, indem ich mir sage: „Du würdest um kein Haar gescheidter reden, als diese Leute, wenn du, wie die, daheimgeblieben und ein ehrsamer Bürgersmann geworden wärest.“ Und ich weiß nicht, soll ich es für ein Glück oder für ein Unglück halten, daß ich mehr weiß und „gescheidter“ reden kann, als meine Kameraden, welche nur die Volksschule abgesessen haben. Wenn ich's genau überlege, so glaube ich, daß der Bauer, welcher auf einem recht einsamen, abgelegenen Hofe des Schwarzwaldes wohnt, nothdürftig lesen und schreiben kann, den kleinen Katechismus in Kopf und Herz hat und von dem Leben und Treiben der Welt so wenig weiß, als seine Hauskatze, daß der der glücklichste Mann sein muß.

Wie im Bezirke Offenburg, so war natürlich, wie überall, auch Reichstagswahl im oberen Kinzigthal, das aber nicht zu dem mir zugedachten Wahlkreis gehörte. Die Haslacher waren deßhalb in den Bierhäusern rührig in Wahlreden.

Damals waren die Bürger in ihrer Majorität noch liberal. Erst die Kapuzinerfrage hat die „Schwarzen“ obenauf gebracht. Und an jenem Abend fehlte es nicht an Stichelreden von den anderen Tischen her, als sie einen Centrumskandidaten in der Nähe wußten. Einer meinte: „Wir Haslacher gehen nicht nach Kanossa!“ Und

doch war ich, ein Haslacher, kaum ein Jahr zuvor dort gewesen, und seitdem ist schon mancher in und um, vor und hinter Haslach nach Kanossa gegangen, das heißt er hat dem Kulturkampf Adieu gesagt. Aber derartige Phrasen merkt sich der deutsche Philister am liebsten. Ein anderer Haslacher äußerte: „Ich wähle gar nicht. Die Schwarzen und die Liberalen versprechen einem, wenn's ans Wählen geht, alles, und wenn's fertig ist, hält keine Partei, was sie versprochen."

Das war das einzige Wort der Weisheit, das ich an jenem Abend als stiller Zuhörer vernommen. Es liegt ein groß Stück Wahrheit in dem Satze. Wie viele Volksversammlungen habe ich schon gehalten! Was wird dabei dem Bürger und Bauer alles vorgeredet über Ersparnisse im Staatshaushalt, über Eisenbahnen, Amtsgerichte, Herabsetzung der militärischen Dienstzeit! Alles in bester Absicht. Und trotz all' der Verheißungen aller Parteien zahlen die Bauern jedes Jahr mehr Steuern, dienen die Soldaten drei Jahre, fahren die Eisenbahnen, wohin der Wind weht, und im Großen und Ganzen ist alles beim Alten.

Manchmal, wenn wir vom Landtag aus in verschiedene Gegenden zogen, um Volksversammlungen zu halten, sagte ich zu einem oder dem anderen meiner Kollegen: „Jetzt geht man wieder hinaus, verspricht mit dem besten Willen seinen Bauern alles Mögliche und kann nichts halten."

Eine einzige Ausnahme auf kirchenpolitischem Gebiet hat das Centrum in Preußen gemacht. Man mag über das Centrum einer Ansicht sein, welcher man will, eines ist sicher, es hat in Preußen den Sieg davon getragen über den Kulturkampf. Und dies Beispiel muß man

sich überall da merken, wo noch in Kulturkampf gemacht wird.

In socialer und ökonomischer Hinsicht wird das Eldorado, das man so oft den Leuten vormacht, nie kommen; denn das Steuerzahlen, das Soldatwerden, das Arbeiten und Arbeitgeben wird sich nicht viel ändern lassen, und politische Freiheiten haben wir nur zu viele; aber auf dem Gebiete der religiösen Freiheit läßt sich noch manches ändern und erkämpfen. Man muß und wird es noch dahin bringen, daß im deutschen Reich jeder nach seiner Art für den Himmel sorgen kann, und der Kapuziner die gleiche Freiheit hat, wie der Welt-Mensch, zu leben nach seinem Geschmacke und Gutbefinden.

In Offenburg schlug ich am andern Tag mein Hauptquartier auf für die Wahlkampagne. Wie friedlich sah es diesmal aus in der Kinzigstadt, wenn ich meinen Einzug am Dreikönigs-Tag 1874 damit verglich! Damals gingen die Wogen des Kampfes gegen den Ultramontanismus am höchsten.

Ich hatte auf den 6. Januar eine große Volksversammlung nach Offenburg ausgeschrieben. Es war die erste katholische Versammlung in einer Stadt, die seit 1848 ein Hauptort für liberale Parteitage gewesen war. Darum wollte man eine ultramontane Versammlung nicht dulden. Offen ward in den Tagesblättern und an den Straßenecken aufgefordert, die „offene Burg“ den Ultramontanen zu schließen und die Ehre der Stadt nicht beflecken zu lassen durch eine Zusammenkunft von „Reichsfeinden“ und „finsteren Römlingen“.

Allgemein fürchtete man im Thal, der Tag von Offenburg werde ein Schlachttag und wie zehn Jahre zuvor in Mannheim „Schwarzwildpret“ ausgehauen werden.

Ich hatte am Vorabend in Haslach, wo ich die Landtagsferien zugebracht, beim „Baier“ eine Wahlrede zugunsten meines Freundes Förderer gehalten, der im oberen Bezirk kandidirte. Elend und abgearbeitet war ich schon vom Landtag her, und in der Nacht bekam ich so heftiges, stundenlanges Nasenbluten, daß es mir todtangst wurde, weniger wegen des Blutens, als weil ich nach Offenburg sollte und reden.

Die Leute hätten glauben können, ich sei, wenn ich nicht gekommen wäre, aus Furcht weggeblieben, da seit mehreren Tagen überall bekannt war, daß die Liberalen in Offenburg uns dort nicht dulden wollten. Mein Unwohlsein hätte man so allgemein als Kanonenfieber auslegen können. Was thun?

In aller Frühe ließ ich den Dr. Heptig kommen, der heute noch in Haslach amtirt, und sagte ihm: „Doktor, ich muß heute nach Offenburg. Machen Sie doch, daß ich gehen und reden kann; sonst bin ich blamirt.“

Ich sehe jetzt erst ein, wie thöricht der Mensch oft eine Blamage fürchtet, weit mehr als die Zerstörung seiner Gesundheit. Aber wir Menschen sind eben fast ausnahmslos von einer so unsagbaren Eitelkeit befangen, daß wir solche „Blamagen“, das heißt Bloßstellung unserer geistigen Qualität, um jeden Preis vermeiden wollen.

Der Arzt untersuchte mich, erklärte das Uebel als Folge von Ueberanstrengung und meinte, da ich organisch gesund sei, die Rede in Offenburg riskiren zu können, wenn ich jede Stunde sechs Tropfen Digitalis nähme.

Mit einem Fläschchen dieser giftigen, grünen Flüssigkeit fuhr ich, blaß wie eine Leiche, das Thal hinab, Offenburg zu. Wenn der Deutsche hört, daß es irgendwo Krawall geben soll, da drängt ihn schon die Neugierde

hin. Und so kam es, daß die Bauern massenhaft an allen Stationen einstiegen, um wenigstens die „Schlacht“ von Offenburg gesehen zu haben.

Hier ging die Luft schwül. Am Bahnhof standen die katholischen Parteihäupter der Stadt, verstört und so blaß, wie der ausgeblutete Kandidat. Es gebe ernstlichen Spektakel heute, berichteten sie mir leise. Ein oder der andere entschuldigte sich auch, daß er die Versammlung nicht mitmachen könne, weil er seiner Frau eidlich habe versprechen müssen, sofort nach meiner Begrüßung nach Hause zu kommen.

Ich wies ruhig auf die vielen Bauern hin, die mit mir aus dem Thale gekommen und die schließlich so gute Fäuste hätten, als die Offenburger.

Und als ich gar vor den Bahnhof hinaus kam und die Masse von Bauern aus dem Ried und dem Rebgebirg sah, deren entschiedene Gesinnung ich als ihr Vertreter im Landtag wohl kannte, da wich in mir jedes Bedenken, den Einmarsch in die Stadt zu wagen.

An der Spitze von gut dreitausend Bauern zog der leichenblasse Kandidat unter seinem großen Hut durch die Hauptstraße ein. Alle Fenster bis auf die Dächer hinauf waren dicht besetzt von Neugierigen, vorab weiblichen Geschlechtes, die dem Kampfe zusehen wollten.

Ungestört rückten wir in den Drei-König-Saal ein. Der Führer der Liberalen, Rechtsanwalt Bumiller, erschien und erklärte, „mit seinen Gesinnungsgenossen der Versammlung, die nicht gestört werden sollte, anwohnen zu wollen“. Die Bauern, die so mannesmuthig hinter mir drein geschritten, hatten zweifellos „beruhigend“ gewirkt. Kurz vor Beginn war Lindau von Heidelberg gekommen. Die Nachricht, es sollte scharf hergehen in

Offenburg, hatte ihn schnell noch bewogen, unerwartet auf dem Platze zu erscheinen.

Ich sprach meinem elenden Gesundheitszustand angepaßt und auch, weil ich das Feuer nicht schüren wollte, gemäßigt. Lindau zog scharf über den Liberalismus her, und es hätte wenig gefehlt, so wäre es zum Kampfe gekommen. In anerkennungswerther Weise mahnte der liberale Führer seine Leute zur Ruhe.

Alle Katholiken aber hatten eine große Freude, daß der Tag so gelungen. Die Offenburger gründeten am gleichen Abend ihren katholischen Männerverein. Die Liberalen aber wurden, wie man hörte, von ihren Frauen vielfach ausgelacht, weil sie nach so bedrohlichen Abwehrgelüsten — die Ultramontanen doch hatten müssen gewähren lassen. Ich zog am Abend mit meinem Digitalisfläschchen nach Karlsruhe.

Hier hatten die Vincentius-Schwestern, bei denen ich wohnte, mir in meinem Zimmer einen kleinen Christbaum angezündet, um mich mit einer Weihnachtsfreude zu überraschen. Es ist mir im Leben noch nie ein Kontrast schärfer vor die Seele getreten, als der an jenem Abend. Aus wilder, gährender Volksversammlung herauskommend, stand plötzlich vor mir im stillen Zimmer eines Krankenhauses ein friedlich strahlender Christbaum und rings um ihn die Töchter des heiligen Vincenz, diese Engel des Friedens und der Nächstenliebe.

Wenige Tage darauf kam die Entscheidung. Ich fiel 1874 bei der Wahl durch mit Hilfe der gleichen Kräfte, die anno 1877 den Ausschlag gegen mich gaben. Und von dieser Kandidatur wollte ich eigentlich erzählen.

Die Wogen gingen drei Jahre später nicht mehr so hoch. Am Bahnhof standen die gleichen Männer, wie

damals, aber nicht mehr verstört und blaß und angstvoll und von den Weibern verhetzt. Ich nahm für einige Tage Quartier in einem alten Patrizierhaus der Stadt, bei meinem Freunde Josef Gottwald.

Freund Josef, mein Hausherr, einst fideler Studio, jetzt weinreicher Oekonom und Stadtrath, hat ungefähr so viele Eigenheiten oder noch einige mehr, als ich. Aber trotzdem nach dem bekannten Sprichwort zwei scharfe Steine nicht gut zusammenmahlen, kommen wir beide vortrefflich aus, und Josef gehört mit zu meinen liebsten Freunden. Ich habe diesmal in seinem Hause nach des Tages harten Kandidatenmühen die angenehmsten Stunden erlebt. Indeß nicht der launische Josef allein ist das Kleinod seines Heims; es überstrahlt ihn weit seine vortreffliche Frau.

Wer von den Lesern mein Buch über Italien kennen gelernt hat, weiß, daß ich den Frauen nicht leicht Komplimente mache. Aber ein solches Muster von Sanftmuth, Geduld und Bescheidenheit habe ich noch nicht gefunden, wie die Frau Gottwald in Offenburg, welche in diesen Tagen nicht nur ihres Mannes, sondern auch des unruhigen Gastes lautes Wesen bis in die späteste Nacht zu ertragen hatte. Ich weiß nicht, was schon alles aus dem ebenso liebenswürdig als unliebenswürdig sein könnenden Josef geworden wäre ohne diese stille Hausperle. Es hätte vielleicht, um mit ihm zu reden, schon „manch' Unglück gegeben".

Hier kam ich zum ersten Male so recht zur Einsicht, was eine Frau eigentlich für ein Glück sein kann — unter Umständen. Möge die brave Frau meine wenigen Worte hier als einen kleinen Denkstein betrachten, den ich ihr setze für die vielen sorgenvollen Augenblicke, welche ihr der „Reichstagskandidat" ins Haus gebracht hat. —

Es war wieder der Drei-Königs-Tag, ein heller, warmer Wintertag, an dem ich meinen ersten Ausfall machte ins Gebiet meiner Wähler, hinein in die Berge des Renchthales. Eine Eisenbahn führte seit kurzem in dieses liebliche Schwarzwaldthal und die brachte mich bald an Ort und Stelle. Einsam steht zwischen steilen Bergen in engem Thaleinschnitt ein großes Bauernwirthshaus, ein Mittel- und Sammelpunkt für die zerstreuten Thalbewohner — „zum Finken" lautet sein Schild. Gar passend ist dieser Name in einem Thale, wo in des Winters rauher Zeit der Bergfink allein noch ans Fenster pickt und den vereinsamten Bauer um Brod bittet. Im „Finken" sollt' auch ich heute mein Programm pfeifen — den Waldbauern in rother Weste und langem Zwilch- oder rothgefüttertem Tuchrocke erzählen von des deutschen Reiches politischen Zuständen. Aber nicht allein die Thalbauern waren da, sondern auch aus dem benachbarten Amtsstädtchen das ganze Amtsgericht, Amtsrichter nebst Schreiber und ein Gefolge aller liberalen Städtchenphilister. Unter sothanen Umständen wurde dem Kandidaten seine Rolle insofern erschwert, als es nicht leicht war, vor diesem Auditorium die Sache — gefahrlos zu besprechen. Denn in Deutschland ist

> Mit des Geschickes Mächten
> Kein ewiger Bund zu flechten —
> Und der Staatsanwalt schreitet schnell.

Ferner sind liberale Zuhörer in der Regel sehr klassische Zeugen, wenn es gegen unsereinen geht, was wir schon des Oefteren an uns selbst erfahren. Ich verlegte mich deßhalb auf das „ridentem dicere verum" — und versuchte lachend die Wahrheit zu sagen. Obwohl mehr denn einmal unterbrochen von liberalem Widerspruch,

war der Beifall der Bauern um so kräftiger. Und als am Ende des Liedes ein Bäuerlein sich erhob und die unruhigen liberalen Herren zur Gegenrede aufforderte, sie aber beharrlich schwiegen, da waren die Lacher erst recht auf meiner Seite, und die Versammlung verlief, um die stehende Redensart zu gebrauchen, glänzend — glänzender, als die eigentliche Wahl.

Als ich abends aus dem Thal herausgefahren und auf die Station Appenweier, die große Haltestelle vor Straßburg, gekommen war, traf ich Freund Weiß, den Pfarrherrn des benachbarten Dorfes Urloffen. Er hatte in Appenweier für meine Kandidatur eine sehr erregte Versammlung gehalten. Er selbst war noch voll Feuer. Sobald eine Wahl in der Nähe ist, bekommt der eifrige Herr ein wahres Wahlfieber; sein Puls zählt ständig über 80 und seine sonst sanft gerötheten Wangen werden hochroth. Bald da, bald dort in der Umgegend taucht der Pfarrer von Urloffen auf mit seinem verblaßten Cylinder und dem unvermeidlichen Rohrstock und macht — in Wahlen.

Bei ihm traf ich heute einen jungen katholischen Advokaten aus der badischen Residenz. Er wollte in der Versammlung ebenfalls reden, war aber zu spät angelangt und jetzt etwas aufgeregt, daß er nicht mehr zum Worte gekommen. Ich begriff seinen Aerger; denn eine unterdrückte Wahlrede stört die Verdauung auf mehrere Tage. Ich lud ihn ein, mich morgen zu begleiten und seine Rede dann loszulassen; allein er war und blieb verstimmt und reiste mit dem Zuge landabwärts, und ich aufwärts in mein Standquartier. Der Josef hatte heute ebenfalls zu meinen Gunsten in dem Dorfe Durbach getagt und brachte die besten Berichte von seiner Tagung. So saßen

wir denn am Abend in seiner Stube und erholten uns beim Bier, das wir von einem demokratischen Bierwirth aus der Nähe holen ließen.

> Wir sind nicht mehr beim ersten Glas;
> Drum kommen wir an dies und das,
> Die lustigen — Volksredner.

Honny soit qui mal y pense! Von des Tages Mühen ward kein Wort mehr gesprochen, alle Politik hörte auf, und die Gemüthlichkeit nahm alles in Anspruch. So ging's auch die folgenden Abende. Die gute Frau Gottwald aber wird wünschen, es möge nie mehr eine Reichstagswahl sein, oder der Kandidat wenigstens wo anders logiren.

Der Drei-Königs-Tag war 1877 auf einen Samstag gefallen und demgemäß am folgenden Tage Sonntag. Ich hatte auf diesen Tag große Versammlung in Schutterwald ausgeschrieben. Mein Freund hatte mir seinen Wagen zur Verfügung gestellt, er selbst ging nach Elgersweier, um ebenfalls zu thun, was ich that. Mich begleiteten zwei alte Herren, die seit den sechs Jahren, da ich in der Gegend als Volksredner auftrete, stets bei mir gewesen waren, — Huber, der biedere, weitberühmte badische Bienenvater, und Herr Castell, der reiche, zur Ruhe eingegangene Kaufherr; beide die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit — zu Pferd; Männer, mit denen ich die Welt bereisen möchte, um so mehr, als ich dabei sehr wohlfeil wegkäme.

Ehe es aber abging, hatte ich noch ein Diner mitzumachen, zu welchem ein Fräulein mich geladen hatte. Um jedes Mißverständniß zu beseitigen, muß ich bemerken, daß genanntes Fräulein nahezu siebenzig Jahre alt und eine Verehrerin meiner — Schriften ist. Die alte Dame ist Naturdichterin, sehr gewandt in Rede und

Feder, ein halber Blaustrumpf, aber doch noch voll Sinn fürs praktische Leben.

Hiefür nur einen kleinen, aber schlagenden Beleg: Ich habe vor kurzem das Fräulein besucht; sie war, was selten vorkommen wird, von weiblicher Seite am wenigsten, „entzückt“ von meinem Buche über Italien und fragte mich, mit was sie mir eine Freude machen könne für den Genuß, den ich ihr bereitet. — „Stricken Sie mir,“ meinte ich, „ein Paar Strümpfe!“ Gesagt, gethan! Wenige Wochen später erhalte ich weiche, feine, blaurothe Socken, wie sie keine Kaiserin schöner stricken könnte. Und das Geschenk hat mich königlich gefreut. „Doch etwas errungen,“ sagte ich mir, „für Deinen so viel gelobten und noch mehr geschmähten zweiten Band über Italien — ein Paar Socken!“

Mögen andere Autoren Titel, Orden und Monumente erhalten, ich bin zufrieden mit meinen Socken, und das von mir so viel verfolgte Geschlecht der „blauen“ Damen ist gerächt. Mögen sie es danken dem alten Fräulein am badischen Kinzigstrande, die den Schriftsteller selbst in den blauen Strumpf gesteckt hat.

Aber rächen muß ich mich doch ein wenig an ihr. Sie ist die Liebenswürdigkeit selbst gegen alle Leute, die sie mag. Zu diesen gehören aber in erster Linie — ihre Katzen. In dem Hause, das sie bewohnt, hat es sicher so viele Katzen, als im Palaste Pharaos einst Frösche. Wo man steht und geht, sieht man entweder Katzen oder Katzenhaare oder riecht sie. Und in einer solchen Katzen-Atmosphäre zu diniren, ist keine Kleinigkeit; ein Opfer, das ich sicher nicht gebracht hätte, wenn diese maßlose „Kätzerei“ in dem katholischen Pfarrhause mir bekannt gewesen wäre.

Ein weibliches Wesen, das die Katzen en masse hegt und pflegt, und eines, das dem Schnapsgläschen huldigt, haben bei mir „neben einander feil", wie der Bauer sagt.

Aber jetzt der Abschweifung genug! Die Bauern harren unser schon lange draußen in der großen Rheinebene und wollen den Kandidaten sehen und hören.

Ich habe schon mehr denn fünfzig Volksversammlungen mitgemacht, eine besuchtere und schönere aber nie, als die in dem großen Orte Schutterwald, an der Heerstraße zwischen dem Rhein und den Bergen des Kinzigthales. Als ich mit meinen zwei Begleitern anfuhr, war eine solche Menschenmenge in dem großen Wirthshause und auf der Straße davor, daß von einer Versammlung im Innern des Hauses keine Rede sein konnte, wenn nicht zwei Drittheile der Anwesenden, ohne die Kandidatenrede gehört zu haben, wieder heimkommen sollten. Jetzt war guter Rath theuer. Ich hatte nur an eine Versammlung in geschlossenem Raume gedacht und besaß zu einer öffentlichen nicht die Erlaubniß des Bezirksamtes, welche 24 Stunden zuvor eingeholt werden soll.

Da fiel mein Blick auf den großen Hofraum, der durch das Wirthshaus und zwei Oekonomiegebäude gebildet wurde und vornen gegen die Straße durch eine Umzäunung mit Thor abgeschlossen werden konnte. Nun hatte ich den gesetzlich verlangten „geschlossenen Raum", und mir und den Bauern war geholfen. Ich stellte mich auf die Stiege eines der Oekonomiegebäude, ich glaube, es war ein „Tabakschopf", die Zuhörer füllten den weiten Hofraum und die Fenster des großen Gasthauses, und draußen auf der Straße, vor dem verschlossenen Gitter, standen die Frauen und Jungfrauen des Dorfes in ihrer lichten, malerischen Landestracht. So ward im Freien,

am 7. Jänner, meine Kandidatenrede in Schutterwald gehalten, auf einer alten Stiege, unmittelbar unter dem Dache, mit dessen Ziegeln Kopf und Hände des langen Redners öfters in Berührung kamen — in der Hitze des Gefechtes.

Ich bin überzeugt, daß in jener ganzen Wahlkampagne von 1877 keine Wahlrede in so primitiver, volksthümlicher Art im ganzen deutschen Reich gehalten wurde, was Lokal und Standort des Redners betrifft, wie die in Schutterwald. Aber die wackeren Schutterwälder haben es auch anerkannt, wie der Stiegenredner sich abmühte, im Freien zu sprechen, und fast ausnahmslos nach Hunderten für ihn gestimmt. Und als ich gegen Abend durch die Straßen ging, um mir das stattliche Dorf anzusehen, da kamen die guten Leute aus ihren Häusern heraus und grüßten mich freundlich mit treuem Handschlag, wie einen alten Bekannten. Ich nähme kein Reichstagsmandat um den schönen Tag, den ich damals in Schutterwald erlebt habe.

Doch darf man keinen Tag vor dem Abend loben, und der Abend war noch ein recht heißer. Ich sollte in der Stadt selbst vor den katholischen Bürgern meine Wahlrede halten, — für einen bereits müde geredeten Kandidaten keine Kleinigkeit. Denn jetzt galt es erst, „alle Lust und allen Schmerz zusammenzunehmen“, um von Stadtleuten Beifall zu gewinnen. Das Sprichwort sagt zwar, daß das Beste zuletzt käme, aber diesmal machte ich dasselbe gründlich zu Schanden. Ich weiß nicht mehr, was ich alles geredet habe vor den lieben Offenburgern, denen einige Halbliberale und Sozialdemokraten sich angeschlossen hatten, um den ultramontanen Kandidaten zu hören — nur so viel weiß ich

noch, daß ich herzlich schlecht gesprochen habe, trotzdem der redegewandte Vorstand des Vereins, Herr Fabrikant Henko, ein Hoch meinen Worten widmete. Die guten Herren haben jedoch Böses mit Gutem vergolten und bei der Wahl den letzten Mann für mich in's Gefecht geführt. Mir selbst aber ward's an jenem Abend erst wieder wohl, als ich mit Freund Josef im Stüble saß — „in finstrer Mitternacht".

Während ich am kommenden Morgen, bis spät in den jungen Tag hinein, wachend auf meinem Lager ruhte, wurde in mir so recht lebhaft der Gedanke rege, wie eigentlich das Politisiren und Kandidatenleben eine der größten Dummheiten sei, die ein Mensch in unseren Tagen begehen kann. Wer je einmal Machiavellis Buch „der Fürst" gelesen hat und weiß, wie zu allen Zeiten die Politik im Großen getrieben wurde; wer sieht, wie die politischen Parteien einander in den Haaren liegen, oft nur für die Interessen höherer Dirigenten, und wie das arme, im Schweiße seines Angesichtes arbeitende und darbende Volk stets den Prügeljungen spielen muß, der kann für- wahr von Dummheit reden, wenn er auch nur im Kleinen mitthut. Und da ich in meinem Leben schon mehr denn eine renommable Dummheit begangen habe, so bin ich auch ins politische Lager gefallen und liege seit Jah- ren darin als gemeiner Landsknecht und fahre, wie andere Leute auch, mit dem Spieß im politischen Nebel herum.

In diesen und ähnlichen Gedanken störte mich mein Gastfreund mit der Meldung, es sei ein Bauer unten von Goldscheuer und frage, ob ich am Nachmittag die Versammlung richtig halten würde. So wurde ich aus meinen antipolitischen Gedanken wieder mitten ins poli-

tische Leben hineingeworfen. Ich stand auf, gab dem Bauersmann zusagenden Bescheid und fuhr mit Josef zur bestimmten Zeit dem Dorfe Goldscheuer zu, unweit Kehl in der Ebene gelegen, in der Mitte zweier anderer Dorfschaften, denen mein Besuch gleichfalls galt.

Im großen Walde von Offenburg begegnete uns ein Fuhrwerk. Es war der Notar Serger, einst in meiner Heimath Haslach, jetzt seit Jahren in der Kreisstadt angestellt und der ersten Liberalen einer — ein alter Freund von mir. Wie oft zogen wir zu Anfang der sechziger Jahre über Berg und Thal an der oberen Kinzig mit einander auf die Jagd! Wie manchen stillen, friedlichen Frühjahrsabend habe ich ihn begleitet auf den Schnepfenstrich am Birkenwald von Hofstetten!

Heute jagten wir, zwar freundlich grüßend, an einander vorüber, Stimmen suchend für feindliche Parteien. Er hatte die Dörfer, die ich besuchen wollte, eben durchfahren und Wahlzettel für den liberalen Kandidaten ausgetheilt.

Und der liberale Kandidat selber, der Oberlandesgerichtsrath Bär in Karlsruhe, wie lange schon sind wir uns befreundet! Wie manchen lustigen Ritt, hoch zu Roß, haben wir vor zehn und mehr Jahren in und um Waldshut ausgeführt! Wie manchen Abend im engen Freundeskreise bis Mitternacht zugebracht und gescherzt und gelacht nach Bärenart! Heute stehen wir an der Spitze zweier feindlicher Parteien, und während anno 1874 die Stimmzettel die Schlacht schlugen, wanderten wir con amore auf der Kaiserstraße der Residenz!

Aber so sollte es sein! Es können ja zwei Menschen politisch oder religiös verschiedenen Bekenntnisses sein und doch gut Freund, weil sie persönlich sich gefallen.

Ich habe das nie leiden mögen, einen Mann auf die Seite zu setzen, den Umgang mit ihm zu meiden, weil er nicht die gleiche religiöse oder politische Anschauung hat. Was sollte aus der Welt werden, wenn es keine verschiedenen Willensrichtungen gäbe! So wenig alle Menschen Schuhmacher oder Schneider sein können, ebenso wenig können alle in Politik auf die gleiche Art reden und denken. Es wäre ein schrecklicher Mechanismus auf Erden, wenn alles über einen Leist geschlagen wäre und die Freiheit des menschlichen Willens nicht existirte und nicht respektirt würde.

Der menschliche Wille ist die einzige Macht, die der Schöpfer neben der seinigen frei schalten und walten läßt. Darum respektirt er die menschliche Freiheit auch auf ihren Irrwegen und läßt seine Sonne nicht blos scheinen über Gerechte und Ungerechte, sondern auch über Protestanten und Katholiken, Juden und Heiden, über Liberale und Ultramontane.

Sowie Freund Gottwald und ich täglich vor dem Wahltage hinausgingen, um das Volk zu gewinnen, so machten es die Führer der Demokraten und Liberalen der Stadt auch; alle warben um die Bauern, Freiheit und Volkswohl verheißend und schöne Reden dem gemeinen Manne gebend. „Armes Volk," dachte ich in diesen Tagen öfters, „was macht man alles mit dir! Und doch kann kein Kandidat dich von deinen Sorgen befreien!"

Wir fahren um vier Uhr des Nachmittags an dem bezeichneten Versammlungslokal, einem Wirthshause, vor. Keine Seele läßt sich weder im Hause, noch auf der Straße, noch im Dorfe sehen. Alles scheint ausgestorben oder ausgewandert zu sein. Und doch soll hier eine große Volksversammlung stattfinden? Während der Knecht die

Pferde ausspannte, sandte ich den Josef in die Stube, damit er drinnen schaue, ob Leute da wären. Er kam mit der Nachricht, daß keine menschliche Seele, nicht einmal eine Wirthsseele, zu sehen sei. Wir schauten einander lächelnd an. Aber es war keinem recht ums Lachen, und jeder dachte im stillen an die Blamage, die hier wohl unser harren sollte.

Mein Freund schlug vor, ins benachbarte Dorf Marlen hinabzuwandern und so die Zeit etwas abzuwarten. Als wir in der Dämmerung auf der breiten Landstraße gingen, ersahen wir in der Ferne einen Mann des Weges daher ziehen. „Da kommt doch wenigstens Einer," sagte ich, und hoffnungsvoll gingen wir dem Kommenden entgegen. Es war ein Handwerksbursche, der uns anfocht. Getäuscht zogen wir weiter, nachdem wir dem Vagabunden seinen Zehrpfennig verabreicht. „Aber dort unten kommt einer," rief Josef nach einer Weile, „das ist sicher ein Bauersmann, der zur Versammlung daherschreitet!" Es war abermal — ein Fechtbruder.

Bald darauf erspähen wir wieder ein menschliches Wesen. Das werde doch wohl endlich einen Zuhörer abgeben, hofften wir. Er nahte, ich kannte ihn sogar — ein Unterlehrer vom Bodensee, in Goldscheuer stationirt und auf dem Heimweg. Der junge Mann war aber sichtlich in Verlegenheit, mit mir zusammenzukommen. Es war damals selbst für einen Unterlehrer gefährlich, ultramontane Bekanntschaften zu haben. Ich konnte es ihm daher nicht verübeln, daß er sich drückte und keine Silbe von einer Versammlung sprach.

Immer stiller wurden wir beide, und immer grausiger trat das Gespenst der Blamage vor uns, immer mehr

kam der Bauersmann, welcher am Morgen mich noch eingeladen, mir als Mephisto vor, der angestellt gewesen wäre, um mich ins Verderben zu locken.

So gelangten wir nach Marlen. Gleich am Eingang ist das Gasthaus zum Ochsen. Der Ochsenwirth hat seiner Zeit mit Josef in Offenburg einige Klassen auf dem Gymnasium studirt und deßhalb will dieser ihn besuchen. Ich bitte ihn, doch ja zu schweigen, daß ich der Reichstagskandidat sei, damit der Mann den unglücklichen Volksredner — ohne Volk nicht sehe. Wir treten ein. In der schon vom Petroleum erleuchteten Stube sitzen der Wirth und der Polizeidiener des Dorfes. Des Wirths Töchterlein, ein liebliches Wesen, kredenzt uns schäumendes Bier. Ihr Vater schaut meinen Freund wiederholt an, endlich erkennt er ihn. „Grüß Gott! Auch hier, Herr Gottwald?" fragte er. „Ja," meinte Josef kleinlaut und schwieg, um ja nicht aus der Schule zu schwatzen. „Wollte eben nach Goldscheuer," redete der Ochsenwirth weiter, „es soll dort eine Versammlung sein; der Abgeordnete Hansjakob kommt ja dorthin!" — „So?" replizirte Josef; „aber ich komme von Goldscheuer her und habe noch keinen Menschen gesehen." Ich lauschte herzklopfend auf des Ochsenwirths Antwort, und Josef that einen festen Schluck, um unterdeß ins Glas sehen zu können, ohne roth zu werden. „Ja," so klang der Orakelspruch des Priesters des Bacchus und Gambrin, „jetzt kommen noch keine Leute! Die meisten arbeiten draußen am Rhein, wo die Ueberfluthung viel zu thun gibt, an Fluß- und Feldbauten. Warten Sie noch eine Stunde, und es wird Männer genug geben."

Ich hätte aus dem Ochsenwirth gerne sofort einen Engelwirth gemacht, wenn's auf mich angekommen wäre,

so freudig vernahm ich seine Botschaft. Auch Josef lebte neu auf, und er stellte mich nun alsbald dem überraschten Nothhelfer vor. Mit ihm traten wir den Rückweg nach Goldscheuer an. Die Straße war bereits belebt von Fußgängern und Wägelchen, und als wir zu dem vorher menschenleeren Dorf und Wirthshaus kamen, lebte es wie auf einem kleinen Jahrmarkt. Am Versammlungsorte waren alle Zimmer dicht voll, ebenso die Hausflur, und eine halbe Stunde später auch der Hof und die anstoßende Landstraße.

Die guten Leute hatten, weil es Werktag und viele an den Uferbauten des Rheines thätig waren, ihre Tagesarbeit vollenden müssen, waren erst bei Einbruch der Nacht heimgekehrt, und hatten sich umgekleidet und erschienen nun massenhaft, um den Kandidaten kennen zu lernen. Ich freute mich jetzt um so mehr, je größer vorher meine Angst vor Blamage gewesen war.

Ich konnte mich den Männern, die mich schon öfters in den Landtag gewählt, aber meist noch nie gesehen hatten, als einen ganz alten Bekannten vorstellen aus den Tagen meiner frühesten Knabenzeit. Im Herbst, wenn im oberen Kinzigthale die Bäuerinnen daran denken, ihr Sauerkraut einzumachen, da kommen aus den drei Dörfern, in deren mittlerem ich heute die Versammlung abhielt, die Krautbauern und führen auf zahlreichen Wagen die Krautköpfe zum Markt meines Geburtsstädtchens. Wenn sie dann gegen Abend einfahren in die Straßen, erwartet sie die Schaar der Buben, um ihre Pferde auszuspannen und reitend in den Wirthsstall zu verbringen, oder ihnen gegen einen Groschen Lohn zu helfen, die Krautköpfe abzuladen und zu Hunderten auf dem Marktplatz aufzusetzen.

Unter diesen Knaben war vor dreißig Jahren auch „der Becke-Philipple“ der ersten einer, bemüht, die Rößlein der Breisgauer zur Tränke und in die Ställe zu reiten und nachher Krautköpfe aufzubeugen in stolzen Pyramiden. Heute stand er vor jenen Bauern und ihren Nachkommen als Reichstagskandidat und entwickelte ihnen die höchsten politischen Güter der deutschen Nation, das Krautbüblein von dazumal; und als dieses führte er sich in seiner Rede bei seinen Zuhörern ein. Mancher derselben, jetzt Greis in Silberhaaren, trat nachher zu mir und bestätigte, wie auch er in jenen Tagen sein Kraut in meine Heimath geführt habe und noch thue oder thun lasse durch seine Söhne. Und die Leute hatten ihre helle Freude an ihrem ehemaligen Reitjungen und Krautaufsetzer.

So mischten sich hier mit den ernsten Gedanken des politischen Kandidatenlebens wieder liebliche Jugenderinnerungen und machten mir den Abend unter den braven Leuten äußerst angenehm. Zwar hatten Josef und ich geglaubt, bei guter Zeit heimkehren und in der Stadt noch einem größeren Konzert anwohnen zu können, um dort zu zeigen, daß der Kandidat auch Sinn für „guten Ton“ habe, allein durch den späten Beginn der Versammlung in Goldscheuer kam es, daß wir erst in tiefer Nacht die Stadt wieder erreichten.

Kaum saßen wir hier im stillen Hausfrieden, als zwei Parteifreunde herbeieilten und das liberale Stadtblatt brachten mit einer Anfrage von Seiten der liberalen Führer an den demokratischen Kandidaten und an mich:

1) Ob es wahr sei, daß wir beide es vorher ausgemacht hätten, daß der Demokrat als dritter Kandidat auftrete und so die liberale Partei spalte?

2) Ob es wahr sei, daß wir beide in Offenburg am sechsten eine Zusammenkunft gehabt hätten?

Sie hätten, so hieß es weiter, in Erfahrung gebracht, daß ich vor einigen Tagen in Hasle bei Champagner den Plan verrathen und bereits besagten Wein auf meinen Sieg hin getrunken hätte.

„Wahlmanöver!“ rief ich, nachdem ich gelesen, und ließ mir die Nachtruhe nicht rauben. Andern Tags in der ersten Frühe stand ich im betreffenden Redaktionsbureau und dementirte, und der Demokrat, der in Mannheim wohnte, davon telegraphisch benachrichtigt, depeschirte zurück: „Von A bis Z erlogen!“ Unsere Dementis kamen so noch am Tage vor der Wahl im gleichen Blatte. Nur eines entsprach der Wahrheit, daß ich Champagner getrunken hatte. Es wäre dies für einen armen Reichstagskandidaten ein wahrer Frevel gewesen, wenn nicht ein Freund und Vetter und zwar ein — Erzliberaler ihn bezahlt hätte. Vom Sieg war aber mit keiner Silbe die Rede, das würde schon der Champagner-Kredenzer nicht gelitten haben. Und ein Kandidat, der im gleichen Bezirk schon einmal durchgefallen, müßte ein sehr billiger Denker sein, wenn er vom „Siegen“ spräche.

Der freundliche Leser sieht, wie dornig und mühevoll so ein Kandidatenleben ist bis in die tiefste Nacht hinein, und wird sich fest vornehmen, nie diese Wege zu wandeln, sondern fern von Politik im Frieden seine „Zeitung“ zu lesen und zu denken: „Diese Thorheiten überlasse ich andern!“

Am letzten Tage vor der Wahlschlacht sollte ich abermal zwei Versammlungen halten im unteren Renchthale, in den Dörfern Stadelhofen und Ulm. Und ruhelos

fuhr ich mit meinen zwei alten Herren per Bahn am Nachmittag zunächst nach Stadelhofen. Trotzdem es abermal Werktag war, hatten die Landleute sich bereits versammelt in dem weiten Lokal eines liberalen Bierbrauers, und auch ein Gensdarm hatte sich eingefunden — eine mir bei den Volksversammlungen in der Gegend unbekannte Erscheinung.

Ich muß da den Beamten in Offenburg ein Kompliment machen, daß sie mir zu meinen vielen Versammlungen noch nie einen Wächter des Gesetzes sandten. Es ist für mich viel besser. Denn so oft ich derartige Leute sehe, werde ich viel malitiöser und spitzfindiger, und das ist nicht ohne Gefahr, wie ich aus Erfahrung weiß. Das Dorf Stadelhofen liegt in einem anderen Amtsbezirk, und so war ein Gensdarm da, der aber, nachdem er nur Weniges von mir gehört, abzog, ohne Einsprache zu erheben.

Bald war meine Rede hier fertig, die Bauern befriedigt, und ich bestieg ein vor dem Wirthshause bereit stehendes Fuhrwerk und rollte nach Ulm. Auch hier waren Menschen genug versammelt; aber ich konnte noch nicht zum Wort kommen, denn es fand in den Räumen, welche für mich bestimmt waren, eine Holzversteigerung statt, welche sich ungewöhnlich in die Länge zog.

„Schon wieder ein Hinderniß!“ dachte ich, und gab mich unwillig ins Warten. So ein Kandidat muß sich viel gefallen lassen — bis er gewählt ist, resp. durchfällt. Erst will der Bauer noch sein Scheitholz, seine Wellen oder Prügel haben, ehe er den Kandidaten anhört. Und während drinnen die Germanen des neunzehnten Jahrhunderts pfennigweise sich um Holz steigerten, ging ich mit reichsbewegenden Gedanken im Hausgang

auf und ab und besah, als meine Rede parat, aber die Steigerung noch nicht zu Ende war, in der Dämmerung noch Kirche und Pfarrhaus des Dorfes.

Hier, im letzteren, überfiel mich der Neid. Der noch junge Pfarrherr hat ein prächtiges Haus mit sehr festem, behäbigem Einkommen. Ich bin als Pfarrer ein armer Schlucker. Mein einziger Reichthum ist die schöne Lage meines Pfarrdörfchens am Bodensee, und wenn ich nicht mit der Feder von Zeit zu Zeit einige Groschen verdiente, so müßte ich oft halbhungrig aus meinen Fenstern auf den blauen See und die duftigen Schweizerberge schauen — und aller Humor wäre zu Ende. Denn nie wird man den Reiz der Natur schmerzlicher fühlen, als wenn man mit Mangel an Geld zu kämpfen hat. Und doch ist mir ein Wohnsitz mit ehrlichen Schulden lieber, als eine reiche Pfründe in einer unschönen Gegend. Der Pfarrer von Ulm aber hat Natur und Geld in Fülle, und deßhalb regte sich in dem armen Reichstagskandidaten ein klein wenig der Neid, obwohl er sonst nicht leicht einen Menschen um seines Geldes allein willen beneidet.

Als ich zurückkehrte, war die Holzversteigerung dagelaufen, und ich konnte auftreten. Während nach mir der Landtagsabgeordnete des Bezirks sprach, ging ich in die Wirthsstube unten und aß zu Nacht, Kastanien und Wein. Da kamen plötzlich zwei Bauern aus Stadelhofen, wo ich am Nachmittag gesprochen hatte, und meldeten, daß es gleich nach meinem Weggang einen tüchtigen Lärm abgesetzt habe. Der Thierarzt aus dem Amtsstädtchen sei gekommen, da die Bauern noch beim Glase beisammen saßen, und habe ihnen eindringlich zugesprochen, mich nicht zu wählen. Als Hauptargument hätte er schließlich vorgebracht, ich sei ja schon zweimal eingesperrt ge-

wesen. Das war den guten Bauern zuviel, und sie drohten dem Viehdoktor mit Hinauswerfen, wenn er nicht auf der Stelle abzöge — was er als der Gescheidteste auch that; denn die Bauern jener Gegend bauen und trinken einen starken Wein und verstehen wenig Spaß. Nachdem der bestiale Medikus das Feld geräumt, eilten zwei Männer sofort nach Ulm, um mir solches zu vermelden, wobei der Sprecher derselben mich stets mit „Herr Geistlicher Rath!" anredete. Ich mußte lachen, daß der bescheidene Mann mich zum Geistlichen Rath machte; eine Würde, die ich nie erreichen werde im Leben, da viele Leute mit Recht meinen, ich sei ein sehr schlechter Rathgeber. Als ich dem freigebigen Bauern bemerkte, ich sei nur Pfarrer, meinte er, das sei gleich, zu ihnen sei ich jedenfalls als geistlicher Rath gekommen. Und so unrecht hatte er damit nicht. Geistlicher bin ich und habe den Bauern den Rath gegeben, mich in den Reichstag zu wählen — insofern kann man den „Geistlichen Rath" gelten lassen. Bin ich auch nicht Reichstagsabgeordneter geworden, so hab' ich's doch in jenen Tagen auf eine Viertelstunde zum „Geistlichen Rath" gebracht.

Was die Aussage des Thierarztes betraf, so mußte ich sie bestätigen, konnte aber die Bauern leicht trösten und ihnen darthun, daß ich auf ehrliche Weise eingesperrt worden sei. Als ich wieder in die Versammlung hinaufkam, war's hohe Zeit; denn eben brachte der mir folgende Redner ein Hoch auf den Reichstagskandidaten aus, der somit gerade recht kam, um sich noch dafür zu bedanken und zugleich zu verabschieden. Es war abermals mehr als Abend geworden. Man wollte mich und meine Begleiter an den eine Stunde entfernten Bahnhof von Renchen fahren, allein ich zog vor, in der frischen Nachtluft zu

Fuß zu gehen, um meine angegriffenen Nerven etwas abzukühlen.

Der junge Vikar von Renchen machte in der Dunkelheit unsern Wegweiser. Müde kamen wir an, erschöpft sank der geplagte Kandidat auf eine Bank im Wartsaale und harrte schweigend des kommenden Zuges, der ihn kurz vor Mitternacht ins Hauptquartier zurückführte.

Die Kandidatenreise war damit beendigt. In den katholischen Theilen des Wahlbezirks war ich auf allen wichtigen Punkten gewesen, in dem protestantischen Hanauerländchen, dem Straßburger Münster gegenüber, durfte ich mich nicht präsentiren; denn jene Bauern wollten von einem römischen Kandidaten nichts wissen, und es wäre ihm, so er gekommen, vielleicht gegangen, wie dem Thierarzt in Stadelhofen. Ein liberaler Aufruf an die Hanauer hatte ihnen bereits erklärt, „daß ein gescheidter Bauer des Hanauerlandes sich nicht dazu hergeben dürfe, zu helfen, daß ein römisch-katholischer Pfarrer das in Politik und Religion freisinnig denkende Hanauerland im Reichstag vertrete“. In diesen Worten war „Heu genug unten“ — für die Hanauer, und sie thaten, wie wir sehen werden, mannhaft das ihrige.

Mit dem ersten Zuge fuhr ich am Wahltag, den 10. Januar, wieder schwarzwaldaufwärts dem See zu. Schon kamen und gingen Boten durch alle Straßen der Stadt Offenburg mit den respektiven Wahlzetteln, als ich dem Bahnhof zuschritt. Und da ich das untere Kinzigthal hinauffuhr, zogen von allen Seiten die Bauersleute den Dörfern und Städtchen zu, um ihr Wahlrecht auszuüben. Ich kam mir vor wie einer vom großen Generalstab, der die Dispositionen und die Parole aus-

gegeben hat und dann den Soldaten und Offizieren es überläßt, die eigentliche Schlacht zu schlagen. Meine Parteifreunde glaubten eher an einen Sieg als ich, der ich übrigens nicht ohne Hoffnung das Hauptquartier verließ, um in meine Einsiedelei am See zurückzukehren.

Als ich am andern Morgen auf das schwäbische Meer hinausschaute, schlug Freund Bodan wieder mächtige Wellen. Schon in der Nacht hatte ich sein Tosen zu hören geglaubt. Jetzt verstand ich den Alten rascher, und ich ahnte in dem Wogen seinen Zorn, weil ich, sein konservativer Gesinnungsgenosse, wohl durchgefallen sein mochte.

Am Abend kam eine Depesche von Josef, welche mir den Sieg des liberalen Kandidaten verkündigte, der 8829 Stimmen erhielt, während auf mich 7912 und auf den Demokraten 444 fielen. Die Hanauer hatten zu meinen Ungunsten entschieden; denn dort votirten allein 5264 für meinen siegenden Gegner, für mich nur 38 daselbst zerstreut lebende Katholiken. Diese hatten fast allüberall männlich ihre Pflicht gethan, aber die Hanauer auch, welche Kranke und Sterbende zur Wahl trugen, um dem römischen Pfarrer eine Niederlage zu bereiten.

Sobald ich die Depesche gelesen, ging ich meinen gewöhnlichen Spazierweg am See hin und warf sie dem Alten in seine weißschäumenden Wellen, um ihn offiziell in Kenntniß zu setzen. Er hatte mir aber dabei angemerkt, daß ich heiter ihn angeschaut und leichten Herzens die verlorene Liebesmühe verschmerzte, bald darauf verstummte auch er und begrub unter stiller Oberfläche meine überstandenen Kandidatensorgen. Die Depesche aber trug er hinüber gen „Konstanz“, wo ein gieriger Hecht sie

verschlang, ehe sie in den Vater Rhein einlief, der übrigens schon lange wußte, was sich an seinen Ufern drunten bei Straßburg zugetragen.

Es war in den ersten Tagen des Jahres 1889, um die gleiche Jahreszeit, da ich anno 1874 und 1877 kandidirt hatte, als ich in der düsteren Friedhofkapelle von Offenburg fast ganz allein vor einem Sarge stand. Im Sarge lag Freund Gottwald, den man in einer halben Stunde zur Erde bestatten wollte.

Noch nicht fünfzig Jahre alt, ward er vom Tode bezwungen. Stumm und still weilte ich an seiner Bahre, theils im Gebet, theils in Erinnerung an die mit ihm verlebten Stunden. Dann trat ich hinaus auf den Kirchhof und wanderte an den Gräbern hin. Da lagen sie still und friedlich neben einander, fast alle, die vor zwölf Jahren hervorragend an der Reichstagswahl sich betheiligt hatten: Meine Begleiter Huber und Castell neben dem Notar Serger und dem alten „Freiheitsmann“ Hans Hofer, und drüben beim trüben Kerzenschein lag der gute Josef, bereit, neben ihnen sein Grab zu finden.

Und ich fragte mich: Wozu all' das Parteigetriebe? Wozu all' das Rennen und Jagen, Wühlen und Wählen — bis der Tod kommt und den einen friedlich neben den anderen bettet in der kühlen Erde? Und ich meinte, alle Menschen müßten Frieden halten unter sich, schon allein um des Sterbens willen.

Als ich eine Stunde später in den Bahnhof trat, um heimzufahren, begegnete mir der neue Reichstagskandidat, mein lieber Freund Max Reichert. Er war im Begriff, die gleiche Reise zu thun wie ich vor zwölf Jahren. Eben war ich bei den todten Politikern gewesen, und nun trat mir der lebende entgegen, in voller Aktion

begriffen. Aber so ist's hienieden, ein steter Kampf für die Lebenden, und Ruhe bringt erst der Tod. Um keinen Preis der Welt hätte ich aber heute die Rolle von Freund Max übernehmen mögen. Verstimmt und lebensmüde fuhr ich heim, nur in einem froh, nicht mehr Reichstagskandidat zu sein. —

Und da ich im Spätherbst 1901 diese vierte Auflage durchsehe, ist auch der gute Max Reichert, der damals siegte und den Bezirk zehn Jahre lang im Reichstag vertrat — ein todter Mann. So flüchtig ist unser Leben!

Im Schwabenlande.

1881.

Die Schwaben, unter denen wir heute vorzugsweise die Württemberger verstehen, sind unter den Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts eine Art „Salz der Erde". In allen Theilen der Welt sind sie zu treffen als Vertreter nicht blos eines gemüthlichen Deutschthums, sondern auch als Träger deutschen Fleißes auf allen Gebieten des Erwerbs. Die Württemberger sind die deutschen Juden im besten Sinne des Wortes. Ausdauernd, zäh, genügsam und sparsam bringen sie es, wie Israel, überall zu etwas. Und in allen Theilen der Welt wird man sie finden in allen Stellungen, die ihren Mann ernähren.

Aber auch auf geistigem Gebiete gehören sie zu den intelligentesten deutschen Stämmen. Dichter und Philosophen gedeihen in ihrem Lande ebenso gut, wie Fabrikanten und Hoteliers, und machen dem schwäbischen Namen Ehre weithin.

Und erst in politischer Hinsicht! Welche Größen hat das Schwabenland hier hervorgebracht! Waren die Welfen und die Hohenstaufen, deren Parteien einst eine halbe Welt bewegten, nicht Schwaben? Und sind die Hohenzollern, die das deutsche Kaiserthum wieder errichtet in unseren Tagen, nicht ein schwäbisches Geschlecht?

Die Gewerbe-Ausstellung in Stuttgart hatte mich zum Theil bestimmt, im Herbst 1881 wieder einmal eine kleine Fahrt im Lande der Schwaben zu machen. Wir betreten dasselbe, wie immer, mit der württembergischen Seestadt am schwäbischen Meer, Friedrichshafen.

Buchhorn von heute, das wir bereits kennen, wäre ohne die Sommerresidenz des Königs, draußen vor der Stadt im ehemaligen Benediktiner-Priorat Hofen, und ohne seinen Passanten- und Güterverkehr ein ausgestorbenes „Städtle“, nur bekannt durch die „Bratwürstle“, welche den Reisenden auf den Schiffen des Bodensees die Ueberfahrt nach Konstanz, Lindau und Rorschach verkürzen. Und wenn heute die alten Buchhorner und einstigen freien Reichsstädtler wieder einmal durch die Straßen und Gassen wandeln könnten, würden sie finden, daß es wenig Neues gibt unter der Buchhorner Sonne. Sie würden höchstens verwundert die Dampfschiffe und Lokomotiven betrachten und sich wieder zu Grabe legen mit dem schwäbischen Spruch: „'S isch no älles beim Alte!“

Doch man muß es den heutigen Buchhornern zu gute halten, sie haben gethan, was sie konnten, um Fortschritt ins Land zu bringen. Sie haben vor der Altstadt draußen ein Kurhaus und einige Villen gebaut, doch die Kurgäste fehlen, und die alte Oede und Stille schleicht durch die Straßen der Stadt. In der ersten Zeit dieses sogenannten Aufschwungs waren manche Stuttgarter nach Friedrichshafen gekommen, um Seeluft am schwäbischen Ufer zu schlürfen, aber die Hoteliers machten „Schweizerpreise“, und die Stuttgarter blieben aus, weil sie das Vergnügen zu theuer bezahlen mußten.

Ich hatte vor Abgang des Zuges gerade so viel Zeit, um Buchhorn zu umwandeln und auch einen Blick in die

im Chor mit schönen Fresken gezierte Kirche zu thun. Vor dem Schloßgarten stand die langweilige Gestalt eines königlichen Hatschiers und bewachte den Eingang wie ein Leu, so daß ich nicht einzutreten wagte. Unter der Residenz des Königs aber stelle man sich einfach eine zweithürmige Klosterkirche nebst Wohngebäuden für Mönche einer einst reichen Abtei vor. Unverändert haben die württembergischen Könige das säkularisirte Kirchengut belassen, und das gefällt mir. Andere haben ähnliche Besitzungen möglichst verändert, damit sie nicht nach der alten Herrin schreien.

Als ich von der Klostermauer des königlichen Schlosses wegging, sah ich in einem kleinen Privatgarten einen Baum voll der schönsten Aepfel stehen, und es fiel mir ein den heutigen Bewohnern von Buchhorn sicherlich unbekannter Schwabenstreich ihrer Ahnen ein, den ich jetzt nicht mehr länger verschweigen will. Da wir schon oben nachgewiesen, daß Schwabenstreiche eigentlich nichts Ehrenkränkendes an sich haben, so wollen wir gleich von den Buchhornern mehr als einen zur Kurzweil wiedergeben. Einstmals, sagt der Chronist, sei Kaiser Friedrich, der Dritte, vom Etschland heraus in die Vorlande gereist und an den Bodensee gen Buchhorn gekommen. Da hätten die Bürger, Rath und Gemeinde, lange berathschlagt, wie sie doch den römischen Kaiser, ihren Herrn, der jetzt zum ersten Mal „in seinem angehenden Kaiserthumb" sie heimsuche, ehren und nach ihrem Vermögen empfangen möchten. Sie kamen zu dem einhelligen Beschluß, dem Kaiser zehn Gulden Geld zu verehren und dem Bürgermeister den Auftrag zu geben, diese mit den „zierlichsten Worten" nebst den Schlüsseln der Stadt zu überreichen.

Der Kaiser landete. An der Stadtpforte sprach der

Bürgermeister, der seine zehn Gulden in ein Lümplein geknüpft hatte: „Allergnädigster Kaiser! Meine Herren von Buchhorn heißen ihre Majestät willkommen und schenken derselben zehn Gulden Geld zu einer Verehrung in diesem Hudelin verknüpft. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, so mögt Ihr es aufmachen und zählen". Der Kaiser nahm das Hudelin gnädiglich an und hat der „einfältigen Leut wohl lachen mögen".

Als nun der Kaiser in die Stadt gekommen und vor dem Hause des Bürgermeisters, wo er logiren sollte, abgestiegen war, da kam dieser abermal mit einem großen Bund Schlüssel und übergab sie ihm mit dem Vermelden, das seien die Schlüssel zu seinem ganzen Hause, damit möge „Ihr' Majestät in alle Kammern gehen und sich eine zum Logiren aussuchen".

Dabei machte er so viele Bücklinge und „Neiger", daß ihm noch etwas passirte — worüber der Kaiser und sein Gefolge „über alle Maßen wohl" lachten.

Die Bürger nahmen ihm seine „Unzucht" vor dem Kaiser so übel, daß sie ihn beinahe des „Raths und Amtes" entsetzt hätten. Daß sie es nicht thaten, ward denen von Buchhorn zum Vortheil.

Als Friedrich nämlich ein Jahr später den großen Reichstag zu Köln hielt und alle Stände und Städte ihre alten Freiheiten erneuern ließen, kam mit den Gesandten der Reichsstädte auch der Bürgermeister von Buchhorn. Sie wurden meist lange hingehalten. Als aber die Reihe an die Städte kam, dachte der Kaiser zuerst an seinen Wirth, den Bürgermeister von Buchhorn, und befahl, diesem die Freiheiten seiner Stadt zuerst zu bestätigen.

Als Friedrich III. damals von Buchhorn aufbrach, zog er in die benachbarte Reichsstadt Pfullendorf. Die Rathsherren berathschlagten ebenfalls und meinten, man solle dem Reichsoberhaupt etwas „Seltzams“ schenken, denn „Geld, Silbergeschirr, Wildpret und Fisch“ wären ihm nichts Neues. Da gab der Obrist-Zunftmeister den Rath, „dem Kaiser eine Zeine (Korb) gebackener Schnitten, daran die Eier nit gesparet, mit einem schneeweißen Tuch überdeckt, zu verehren“. Dies gefiel dem ganzen Rath. Der Kaiser bekam an der Stadtpforte eine Zeine voll Küchle und ließ sich „sollichs wohl gefallen“.

Diese Küchle ließen die Buchhorner nicht schlafen, als sie davon hörten. Und als einige Jahre später Kaiser Max von Konstanz her nach Buchhorn gefahren kam, wollten sie ihm auch etwas „Seltzams“ verehren. Darum ließen sie einen großen „Oemelin-Baum“ mit Grund und Wurzeln ausgraben, stellten ihn aufrecht in ein Schiff, fuhren damit dem Kaiser auf dem See entgegen und schenkten ihm den Baum „sammt den Aepfeln“. Es ist ihnen darob „ein groß Gespai“ (Gespött) erwachsen.

Auf eine andere Zeit kam derselbe Kaiser abermal gen Buchhorn und wollte dem Rath beim Abscheiden noch Audienz geben. Die Rathsherren hatten sich auf dem Rathhaus versammelt und warteten des Befehles zum Aufmarsch. Da es aber „ein warm Wetter gewest“, entschlossen sie sich, in der Hitz eine „gute Knollen-Milch“ mit einander zu essen; was auch geschah.

Als sie im besten Milchessen begriffen waren, kam die Nachricht, sie sollten eilends zum Kaiser kommen Im Schrecken sprangen sie auf, vergaßen ihre Bärte zu säubern und kamen, die Milchreste in den Bärten, vor den Kaiser. Der meinte, sie hätten „wohl im Brett gespielt, daß sie

noch die Stein' in den Bärten hätten". Die guten Leute erschraken, griffen in ihre Bärte und die Milch blieb ihnen in den Händen hangen. Vor dem großen Gelächter und Gespai der Umstehenden rettete sie der Kaiser, indem er eine andere Rede anfing und sie dann mit allen Gnaden entließ.

Diese „Schwabenstreiche" wirkten bei den Buchhornern ansteckend. Zehn Jahre später war ein Reichstag zu Augsburg. Sie sandten den Bürgermeister, einen Rathsherren und einen „Ainspännigen" (Stadtverordneten) zu Pferde ab. Diese zechten unterwegs tüchtig und verloren ihre Kappen, ihre Handschuhe und ihre Sporen. Es hatten alle drei Reiter nur noch einen Sporen, und den trug der Bürgermeister am Stiefel. Sie ritten bald in Gesellschaft anderer Reichsboten aus den schwäbischen Städten, und die hatten ihre helle Freude an den Buchhornern. Eines Tages nun brachte der „Ainspännig" seinen Gaul nicht mehr fort; da sprach er zum Bürgermeister: „Mein Herr Bürgermeister, dieweil Ihr den Sporen habt, reitet auch meine ‚Gurren' mit der Eurigen, ich weiß sie sunst nit fortzubringen." Es haben sich die andern deß wöllen zu krank lachen.

Der Chronist sagt, daß die von Buchhorn den Schwabenstreich vom Bürgermeister als Doppelreiter am unliebsten hörten, und meint: „So bei ihnen einer diese Historie wollte zum Schlaftrunk erzählen, der sollt' bald fremde Händ' in sein Haar bekommen."

Doch ritten nicht alle damaligen Reichsboten so flott zum Reichstag und wieder heim, wie die Buchhorner. Unfern von Buchhorn lag die freie Reichsstadt Buchau am Federsee. Als der römische König Ferdinand, Bruder Karls V., einen Reichstag hielt wegen der Türkengefahr,

da sandten die von Buchau ihren Bürgermeister, seines Handwerks ein Fischer. Da aber die Stadt nicht besonders „im Vermögen", so wollt' der „gut Mann" der Stadtkasse keine großen Kosten bereiten und machte darum den weiten Weg gen Speier zu Fuß. Das war unerhört, daß einer „per pedes auf den Reichstag geritten kam" und man nannte den braven Fischer vom Federsee unter seinen Kollegen deßhalb den „Apostel von Buchau".

Nachdem der Reichstag vorüber, reiste der von Buchau wieder heim, und nach ihm nahm den gleichen Weg der Graf Hugo von Montfort, Kommissär des Kaisers auf dem Reichstag. Der wollte seine Schwester besuchen, die Aebtissin des Klosters Buchau. Kurz vor seinem Einmarsch in die Stadt trifft der Graf auf den Bürgermeister und sieht nun, wie der Reichsbote von Buchau die Hosen ausgezogen und über die Achsel geschlagen hatte und so leicht fürbaß schritt, dieweil es heiß war.

Was lernen wir aus diesen naiven und poesievollen Schwabenstreichen? Einmal, wie genügsam jene Zeiten waren, da die Räthe einer Reichsstadt vor der Kaiser-Audienz eine dicke Milch genossen, statt wie heute Champagner oder mindestens Münchner Bier. Wir lernen, wie sparsam die Leute mit ihren Kaiserpräsenten umgingen und Aepfelbäume und Küchle darbrachten, was heutzutag fast Majestätsbeleidigung wäre. Wir sehen, wie sorgsam die Reichsboten mit den öffentlichen Kassen umgingen und lieber barfuß und ohne Hosen den Weg in den Reichstag und wieder heim machten, als daß sie auf Kosten ihrer Städte gesündigt hätten.

Wir lächeln heute über diese alten Schwabenstreichler, allein, wenn sie auch barfuß gingen oder unterwegs die

Kappen und die Sporen verloren, wenn's im Reichstage zum Treffen kam, da stellten sie ihren Mann. Sie sprangen nicht über den Stock, wachten äußerst zähe über die Rechte der Städte und Stände und hielten namentlich den Beutel des Volkes weit fester zu, als die Reichsboten von heutzutag.

Item jene Schwabenstreichler waren lang nicht so dumm, als ihre Streiche, und man macht heute, wo man so hochmüthig gescheidt auf jene Leute herabschaut, politisch viel dümmere Streiche und meint noch, es seien nationale Großthaten.

Jetzt aber müssen wir schleunigst Friedrichshafen verlassen, sonst jagen uns die Jung-Buchhorner zur Stadt hinaus, weil wir die Schwabenstreiche ihrer Väter aufdeckten. Und doch liegt in denselben in Wahrheit ein großes Kompliment für ihre Ahnen. —

Man mag in Oberschwaben hinfahren, wo immer man will, überall ist klassisches Land. Da schaut gleich hinter Buchhorn das gewaltige Schloß von Tettnang von der Höhe herab, einst Sitz der reichen Grafen von Montfort, deren letzter blutarm in einem kleinen Pfarrhaus unweit Tettnang gestorben ist.

Bald darauf zeigt sich die alte Welfenstadt Ravensburg.

Trauernd und zerfallen steht kurz vor Ravensburg unweit der Bahnlinie das ehemalige Prämonstratenser-Kloster Weißenau. Es hat nicht das „Glück" seiner gewaltigen Nachbarin, der einst gefürsteten Reichsabtei Weingarten, jetzt eine Kaserne zu sein, und so schaut es öde und einsam in die Neuzeit. Aber auch Ravensburg selbst, das seine alten Thürme schon nach Weißenau hereinstreckt, verkündet in seinem Aeußern noch vergangene

Jahrhunderte. In seinem Innern aber herrscht reger, moderner Verkehr. Fabriken aller Art treiben im Gebiet der Stadt und am Fuße der Veitsburg ihr Wesen. Auf der Burg saß seit dem elften Jahrhundert zeitweise das berühmte Geschlecht der welfischen Grafen, deren Stammschloß Altdorf, unweit von Ravensburg, an der Stelle stand, wo heute die Gebäude der Abtei Weingarten sich erheben. Jetzt haben auf dem Boden der Veitsburg die Philister der Stadt sich ein schönes Bierlokal gebaut, wo sie an sommerlauen Abenden dem Gambrinus opfern und friedlich hinabschauen auf die Gewässer des schwäbischen Meeres, von der Geburtsstätte Heinrichs des Löwen aus, jenes trotzigen Welfen, welcher dem Kaiser Rothbart die Niederlage bei Legnano verursachte.

Diese oberschwäbische Stadt wird mir zeitlebens im Gedächtnisse bleiben. Ich kam in den siebenziger und achtziger Jahren oft Monate lang nicht aus dem Rayon meines Dorfes. Wenn ich aber wohinging, fuhr ich nach Buchhorn oder nach Ravensburg.

Liebe Freunde hatte ich da: den Oberamtsarzt Dr. Stiegele, den Rechtsanwalt Dr. Schneider, den geistlichen Präceptor Geis und andere. Sie sind heute alle todt, der stille, feinfühlende Amtsarzt, wie der heitere „Geise-Vetter“, den man am sichersten bei der „Storchenwirthin“ traf. Er meinte oft: „Man wisse eben nie, wenn ein auswärtiger Geistlicher nach Ravensburg komme, und da sollte immer der Einheimischen einer im ‚Storchenbräu‘ sitzen.“ Zu diesem Opfer gab er sich selber her.

Manchmal bin ich in den fünfzehn Jahren, da ich am Bodensee lebte, in Ravensburg in der „Räuberhöhle“ oder im „Storchenbräu“ bei den Schwaben gesessen, die, geistlich und weltlich, in schönster Harmonie und unge-

störtem Frieden beim Bier sich vergnügten, während bei uns in Baden der Kulturkampf die Gesellschaft zerrissen hatte.

Wenn man sonst nicht wüßte, daß die „dummen Schwaben" sehr gescheidt sind, könnte man es daran sehen, daß sie den Kulturkampf nicht in ihr Land ließen.

Es war im August des Jahres 1868, da ich zum ersten Mal die heitere Welfenstadt betrat. Und ich hatte einen glücklichen Tag gewählt. Die Ravensburger feierten eben das „Ruthenfest", zwei uralte fröhliche Schülertage mit Kirchgang, Festzug, Preisvertheilung, Spielen, Schießen, Speisung und Tränkung auf öffentliche Kosten. Merkwürdigerweise konnte mir niemand etwas Sicheres über den Ursprung dieses schönen Festes sagen. Einige glaubten, es stamme aus der Pestzeit von 1348, in der die Leute sich Ruthen reichten zum Gruß statt der Hände. Diese Annahme ist jedenfalls von einem Humanitätsdusler erfunden und enthält eigentlich einen Unsinn. Denn, wenn man, um sich vor Ansteckung zu bewahren, sich selbst nicht die Hände geben soll, so unterläßt jeder Vernünftige diese „Manipulation" und braucht keine Ruthe als Mittelding.

Viel poetischer und vernünftiger scheint mir die andere Lesart. Darnach hätten die Schüler im Frühjahr in den Wald hinausziehen und die Ruthen für den Schulgebrauch des laufenden Jahres selbst schneiden und den Schulmeistern bringen müssen. Feierlich seien sie dann in der Stadt bei der Heimkehr empfangen und bewirthet worden.

Das lasse ich mir gefallen. Es entspricht ganz der guten alten Sitte. Ich selbst mußte jeweils beim Kaufmann „Gotterbarm" das Meerröhrle kaufen, mit dem mein braver Vater mich „abwichste", bis es alle war.

Ich wünschte ein solches Ruthenfest allgemein wieder eingeführt. Aber es ist ja ein halbes Verbrechen, nur vom Schlagen der Kinder zu reden. Und unsere Justiz ist ja soweit, daß die bösen Buben vom „lieben Gesetz“ geschützt werden, wenn ein Mann es wagt, ihnen eine wohlverdiente Züchtigung zu appliciren. Es geht eben nichts über die Humanität, die in ihrer maßloßen Uebertreibung auch eine Art Pest geworden ist und die Quelle zahlloser moralischer Uebel.

Ich hatte mir fest vorgenommen, das oberschwäbische Land zwischen Ravensburg und Ulm, eine ziemlich triste, aber fruchtbare Thalebene, die ich schon oft durchfahren, diesmal schlafend zu passiren und den Lesern etwas von meinen Träumen zu erzählen, allein wider alles Erwarten wurde mein Plan durchkreuzt. In Ravensburg kam der mir wohlbekannte Schriftsteller, Major v. Pfister, jetzt General, in den Wagen und hinter ihm seine heitere, schwäbische Frau. Nach dem ersten Erstaunen und der Erklärung der Reiseziele meinte der Herr Major, das sei ja prächtig, seine Frau reise den gleichen Weg, er habe sie nur an den Bahnhof begleitet und bitte nun mich, seine Ehehälfte bis Stuttgart in Obhut und Unterhaltung zu nehmen. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, was übrigens die Frau Major, in dieser Hinsicht feinfühlend wie die meisten ihres Geschlechts, merkte. Sie sagte es auch frei heraus, sie habe mir's angesehen, daß ein gelinder, innerlicher Schrecken mich befallen bei der Ankündigung, sie so weit mitnehmen zu müssen.

Jetzt war's mit dem Schlafen aus. Denn das wäre ja unter sothanen Umständen ein Verbrechen gegen den sogenannten Anstand und die „Damenwelt“ gewesen. Auf den Schlaf hätte ich übrigens gerne verzichtet, aber ein

anderer Gedanke machte mir Sorgen: „Wie nahezu acht Stunden lang, denn soviel Zeit nimmt die Fahrt von Ravensburg bis Stuttgart in Anspruch, mit einem weiblichen Wesen mich unterhalten?“ Ich bin wildfremd in den Redensarten, welche Damen gerne hören, und sogenanntes gescheidtes Gerede vertragen diese nicht leicht. Doch die Frau Major brachte mich bald aus dieser Verlegenheit, indem sie sich als eine Ausnahme ihres Geschlechtes erwies. Sie verzichtete nämlich auf Komplimente und Phrasen und nahm vorlieb mit meinem Bauerndeutsch. Sie selbst redet frei und frisch von der Brust weg, wie es der Frau eines deutschen Kriegers geziemt.

Gleich oberhalb Ravensburg beherrschen die riesigen Gebäude des Klosters Weingarten weithin das ganze, breite Schussenthal. Vom Jahre 1053, da Welf III. sein Stammschloß den Benediktinern des nahen, abgebrannten Klosters Altdorf eingeräumt hatte, bis zum Jahre 1803, wo der verjagte Statthalter von Holland, Wilhelm von Oranien, in seinen Besitz gelangte, war Weingarten eines der reichsten Benediktiner-Klöster in Deutschland gewesen. Die dermaligen Riesenbauten stammen aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts und dienen heute, die stattliche Kirche abgerechnet, einem ganzen Regiment württembergischer Infanterie zur Herberge. Doch fühlen sich, wie mir die Frau Major mittheilte, die Offiziere nicht sehr glücklich in dieser ehemaligen Mönchs-Garnison. Sie glauben sich so vereinsamt und so ferne der Welt, wie ihre Kollegen in irgend einem amerikanischen Fort an den Grenzen des Indianer-Gebiets. Ihr feinstes Restaurant soll eine Bäckerstube und ihr bestes Bierlokal ein Bauernhaus im nahen Dörfchen Baienfurth sein, wo

in primitivster Art ein gutes Bockbier gesotten wird. Es lebt unter ihnen auch ein Dichter, der aber nur Elegieen schreibt, seinen Pegasus durch die Oede und Langeweile der Garnison reitet und die Geister der Mönche besingt, die um Mitternacht durch ihre alten Zellen huschen.

Man sollte eben nie ein Kloster zur Kaserne machen! Ich bin fest überzeugt, daß wenn man Weingarten heute den Söhnen des heiligen Benedikt wieder einräumte, dieselben nicht über Langeweile und Mangel an Zerstreuung klagen würden!

Ich hatte, da ich mit der Frau Major zusammengetroffen, Weingarten in seinem Innern noch nicht gesehen. Ich kannte eine Anzahl Offiziere, aber ihre Garnison nicht. Freund Ritter, jetzt Hauptmann in Ulm, war gar oft mit Kameraden in mein „Pfarrhäusle" an den See gekommen. Es gab dies stets eine angenehme Abwechselung in die Monotonie meines Landlebens.

An Seewein und Seefischen fehlte es nie, und wenn Ritter den „Mondenschein" sang, da horchte selbst der alte Seegott Bodan auf. Aber auch fromme Lieder haben die Herren gesungen, und wenn sie am Sonntag kamen, sangen sie zur Freude des ganzen Dorfes die Vesper mit.

Ich kam dann später auch in die Garnison — in die Weinstube beim Bäcker und nach Baienfurth ins einfache „Bierhäusle" und überzeugte mich, daß die schwäbischen Offiziere alle so gemüthlich sind, wie die Schwaben überhaupt, und daß die preußische Spitze die Schwabennatur noch nicht so verändert hat, wie bei uns in Baden, wo vom Gefreiten an jeder Urbadener preußisch lernt und in diesem Dialekt ein Stück seiner Zukunft sieht.

Ich habe verschiedentlich mit deutschen Offizieren

auch schriftlich verkehrt und dabei eine ganz merkwürdige Erscheinung beobachtet. Der Charakter der Schrift fast ausnahmslos aller Offiziere der unteren und mittleren Chargen hat etwas Schülerhaftes und „Unschneidiges". Man kann sich dies aber grapheologisch ganz leicht erklären. Le style c'est l'homme. Die militärische Disciplin subordinirt, macht den Einzelnen um so unselbständiger, je mehr er eben Vorgesetzte über sich hat, und lernen müssen die Herren auch noch immer. Je weniger die Subordination drückt und je mehr die Ausbildung vollendet ist, um so selbständiger erscheint der Schriftzug, so schon beim Oberst, noch mehr beim General. —

Aber auch die herrliche, alte Abtei, die zum großen Theil als Kaserne dient, habe ich gesehen und die große Kirche, die zum Besten gehört, was die Zopfzeit geschaffen hat. Bin auch an der Welfengruft gestanden und habe meine Betrachtungen gemacht über dieses alte gewaltige Geschlecht.

Es gäbe ein schönes Stück deutscher Geschichte, dachte ich, im Hinschauen auf die Sarkophage, von Welf I. von Altdorf, dessen Tochter Kaiser Ludwig der Fromme heimgeführt, bis hinab zum blinden König von Hannover, den das Zollernschwert vertrieben, und hinüber zur Welfentochter, die heute Königin von England und Kaiserin von Indien ist.

Von welch' weltgeschichtlicher Bedeutung ist jenes Losungswort: „Hie Welf, hie Waibling" geworden! Wie erinnert es uns an alte Kämpfe und alte Siege der Kirche! Man hat in jenen großen Kämpfen zwischen Kirche und Staat, zwischen Päpstlichen und Kaiserlichen, die welfischen Grafen stets für treue Söhne der Kirche erklärt, die aus tiefster Ueberzeugung auf Seiten der Päpste gegen Deutsch-

lands Kaiser angekämpft hätten. Dem ist nicht so. Sie waren Anhänger der Kirche, so lange sie von den Päpsten für ihre Familieninteressen etwas zu gewinnen glaubten, und nicht länger. Sie benützten den Kampf der Kirche nicht um ihrer Liebe zu derselben Ausdruck zu geben, sondern um unter diesem Titel möglichst freie Stellung den Kaisern gegenüber zu gewinnen. An Welf IV. von Este, dem Stammvater der jüngeren und historisch wichtigeren Linie des welfischen Hauses, haben wir ein Bild dieser kirchlichen Gesinnungstüchtigkeit der Welfen. Im Jahre 1066 trat er von Heinrich IV. zu Otto von Nordheim über und dann 1071 von diesem wieder zu Heinrich, schickte dem geächteten Otto seine Tochter, Welf's eigene Gemahlin, zurück und nahm von Heinrich Otto's Herzogthum, Bayern. Fünf Jahre später aber, als Gregor VII. den König gebannt hatte und seine Macht zu sinken begann, finden wir Welf beim Papste, dem er zu Rom den Eid unverbrüchlicher Treue leistete. Jetzt suchte er durch Vermählung seines gleichnamigen Sohnes mit der Großgräfin Mathilde von Toskana deren reichen Besitz an sein Haus zu bringen. Als aber dieser Plan an der klugen Markgräfin, die beide Welfen nur benützt hatte, um die kirchliche Partei in Italien zu stärken, scheiterte, verließ der junge Welf 1095 seine alte Gemahlin, und schon im folgenden Jahre sind Vater und Sohn wieder auf Seite des Kaisers und ersterer wieder im Besitz des ihm entzogenen Herzogthums Bayern.

Kurz zuvor hatte ihn Urban II. noch „den treuesten Sohn der Kirche" genannt.

Später mochten dem alten Parteigänger frömmere Gedanken gekommen sein, er nahm 1101 das Kreuz, starb aber auf dem Zuge.

Seine Söhne, Welf und Heinrich der Schwarze, blieben fortan gut kaiserlich. Daß Heinrich's Söhne, Heinrich der Stolze und Welf VI. und sein Enkel, Heinrich der Löwe, nur aus Haß und Neid gegen die Hohenstaufen zum Papste standen, ist allbekannt.

Otto, des Löwen Sohn, kam durch den Papst auf den Kaiserthron, ward aber durch Innocenz selbst bald wieder aufgegeben. Nach Philipp's von Schwaben Ermordung zum Kaiser gekrönt, gerieth er mit dem Papste, dem er alles Gute versprochen, bald in Streit, ward gebannt und mit Innocenz's Zustimmung Friedrich II. erhoben. Von da ab war der Welfen größte Rolle ausgespielt.

Dies die kurze Geschichte von der vielgerühmten welfischen Freundschaft mit der Kirche, deren gute Freunde unter den Großen der Erde zu allen Zeiten leicht zu zählen sind. So waren meine Betrachtungen, als ich in der mächtigen Kirche am Grabe der Welfen stand, und ich dachte an des Dichters Wort:

> Und der Herr hat nichts vergessen,
> Was geschehen, wird er messen
> Nach dem Maß der Ewigkeit.
> O, wie klein ist doch die Zeit!

Die alten Welfen und die Hohenstaufen sind längst im Staube vergangen, aber ihre Parteien haben nicht aufgehört. Heute noch stehen sie in jenen zwei großen Lagern, die wir Kirche und Staat nennen.

„Die Ghibellinen," sagt Gregorovius, „haben im Jahr 1870 gesiegt, die Hohenzollern haben den Kirchenstaat für *immer* zerstört." Es gibt doch große Propheten in unseren Tagen! Und daß „die Intelligenz" von Kirche und Religion nichts mehr wissen will, also ghibellinisch

ist, sagt selbst die Frankfurter Zeitung, und da muß es wahr sein.

Arme Guelfen des neunzehnten Jahrhunderts, warum kämpft ihr noch, da die deutsche Intelligenz euch verlassen und nur Finsterniß und Dummheit in euerem Lager sich finden!?

Und doch ist der geistige Mittelpunkt der Guelfen, das Papstthum, die einzige Institution, die schon existirt und gekämpft hat mehr als tausend Jahre vor den Hohenstaufen, und die seitdem nie aufgehört hat trotz aller ghibellinischen Stürme und ihrer „Intelligenz“. Sie ist die einzige Institution auf Erden, deren Vergangenheit für ihre Zukunft spricht. Sie dürfte deßhalb auch noch existiren, wenn die Frankfurter Zeitung längst nicht mehr herauskommt, um die Zukunft dem Ernst Renan, als dem großen Seher und Propheten, zu vindiciren.

Uebrigens ist dieser Renan noch weit vernünftiger, als manche Vollblut-Kulturkämpfer oder Universitäts-Professoren und lateinische Schulmeister in Deutschland, die mit ihrem Rationalismus und Materialismus sich breit machen. Mit diesen Leuten geht selbst ein Renan nicht. Der sagt einmal in seinem sonst sehr schwach geschriebenen Buche „die Apostel“: „Genießen wir die Freiheit der Söhne Gottes, aber hüten wir uns, Mitverschworene der Abnahme der Tugend zu sein, die unsere Gesellschaft bedroht, wenn das Christenthum unter uns schwächer würde. Wer wird diese großen Schulen des Ernstes und der Ehrfurcht ersetzen, wie es diejenigen des heiligen Sulpitius, dieses so hingebende Amt der barmherzigen Schwestern sind?“

„Wie sollte man nicht erschreckt werden durch die Herzensdürre und die Erbärmlichkeit, die dann über die

Welt hereinbrechen? Die Verschiedenheit unserer Ansichten von denjenigen Menschen, welche an die positive Religion glauben, ist, genau genommen, wissenschaftlich; dem Herzen nach gehen wir mit ihnen. Wir haben nur einen Feind, und dies ist auch der ihrige, ich meine den gemeinen Materialismus, die Verworfenheit des Menschen in seiner Selbstsucht . . . Sollte der Rationalismus die Welt beherrschen ohne Rücksicht zu nehmen auf die religiösen Bedürfnisse der Seele, so liegt die Erfahrung der französischen Revolution vor, um uns die Folgen eines solchen Fehlers zu zeigen."

Es ist merkwürdig, wie die Helden des Unglaubens von Voltaire bis Renan an vielen Stellen ihrer Schriften ebenso lichte, gläubige Momente, als Widersprüche mit sich selbst zeigen.

Nur das finde ich, um auf sie zurückzukommen, nicht schön, daß die Ghibellinen unserer Tage, in denen der Servilismus und der Byzantinismus so kräftig in die Halme schießen, den Guelfen zu gleicher Zeit immer vorwerfen, daß sie sich „unter das römische Joch" beugen.

Lassen wir schließlich beide Parteien leben und fortleben; sie sorgen dafür, daß in den zwei Gewalten, Kirche und Staat, kein Stillstand eintritt! Beide sind sie Werkzeuge der Vorsehung.

Auch mein Pfarrdörfchen am Bodensee gehörte einst Weingarten, und der große Klosterhof, den die Mönche zur Aufnahme ihres Weines und zum Sommeraufenthalt am See gebaut, stört mir heute noch die volle Fernsicht.

Zu den Seltenheiten des Klosters zählt eine kostbare Reliquie des heiligen Blutes, die Kaiser Heinrich III. einst aus Mantua nach Deutschland gebracht und dem Gotteshaus geschenkt hat. Ihr zu Ehren findet seit Jahr-

hunderten und bis auf den heutigen Tag der sogenannte Blutritt statt. Alle Jahre nämlich am Freitag nach Christi Himmelfahrt wallfahrten Tausende zum heiligen Blute nach Weingarten. Früher erschienen auch einige Tausend Mann berittenes Bürgermilitär aus den Landschaften Ravensburg, Biberach und der Grafschaft Waldburg. Es waren Dragoner, Husaren und Chevauxlegers. Die Uniform bezahlte die Landschaftskasse, und ihre Schnurrbärte wurden sechs Wochen zuvor gepflanzt und post festum wieder abgethan.

Die entfernteren Kontingente rückten bereits am Vorabende in den Dörfern um das Kloster ein. In der Frühe um sechs Uhr begab sich sodann die ganze, zahlreiche Klostergeistlichkeit zum Blutaltar, wo der P. Kustos in rothsammtnem, goldgesticktem Ornate das heilige Blut herausnahm und unter dem Geläute aller Glocken im Klosterhof zu Pferde stieg. Nun begann der Blutritt durch das Feld. Vorn ritt eine Kompagnie Weingartner Klosterstudenten mit einer Feldmusik, dann folgten als Avantgarde die Klosterbeamten und die Weingartenschen Reichstruppen, die Diener des Prälaten in Livree und die bürgerliche Schützenkompagnie. Auf diese kam ein altrömischer Reiter, den Longinus, der des Herrn Seite geöffnet, vorstellend, dann der P. Kustos mit dem heiligen Blute, umgeben von geharnischten Reitern, Fahnenträgern und Geistlichen. Ihnen nach ritten die uniformirten Wallfahrer, und Tausende zu Fuß schlossen den Zug.

Draußen im Felde wurden die vier Evangelien gelesen und die Feldfrüchte mit dem heiligen Blute gesegnet. Bei der Rückkehr empfing der Prälat, von hohen Gästen und seinem Kapitel umgeben, die heilige Reliquie und geleitete sie in die Kirche zurück, wo ein Hochamt die Feier

endigte. Heute noch findet der Blutritt statt, natürlich nicht mehr im alten Glanze der Klosterzeit, aber Hunderte berittener Bauern, Tausende von Wallfahrern und einige Kompagnieen des württembergischen Regiments, das in den großen Klosterräumen seine Garnison hat, sind jetzt noch bei der Feier des „Bluts-Freitags“ zu schauen. —

Um zwei Uhr des Nachmittags hält unser Zug in Ulm. Wir haben nur soviel Zeit, um eine Suppe zu genießen und im Weiterfahren zu bemerken, daß die Münsterbau-Lotterie jetzt weithin sichtbare Erfolge aufweist. Zwei neue Thürme ragen an der Nordseite über den alten Riesenrumpf des berühmten Gotteshauses empor. Nachdem der Kölner Dom vollendet ist, wird es Ehrensache aller Deutschen sein, auch dem Münster von Ulm zu seinem Ausbau zu verhelfen und an der Donau ein Wunderwerk zu vollenden, wie am Rheine.

Wir hatten hier einen Gesellschafter bekommen, einen Bekannten der Frau Major, denselben, den sie mir vorher als den Tyrtäus der Garnison Weingarten geschildert hatte. Er reiste, wie die Dame, in seine und ihre Heimath, nach Ludwigsburg, und theilte somit unsern Weg bis Stuttgart. Ich war ordentlich froh, einen Blitzableiter gefunden zu haben, der einen Theil der Unterhaltung auf sich nahm. Denn mir war schon vor Ulm der für weiblichen Umgang passende Stoff ausgegangen. Ich lernte zugleich in dem Auditeur und Dichter des zweiten Regiments einen jener Menschen kennen, die man auf den ersten Blick liebgewinnt, weil man ihnen ansieht, daß sie keinen bösen Faden an sich haben. Der Herr ist so sehr in seinem ganzen Aeußern die ausgesprochenste Freundlichkeit und Milde, daß man sich ordentlich wundern muß, wie er ein Ausüber des Kriegsrechtes sein

könne. Jedenfalls aber thut ihm das Urtheil manchmal weher als dem Delinquenten. Ich habe stets gefunden, daß große Musiker und große Dichter zu den sanftesten Menschenkindern gehören. So fuhr ich mit einem milden Mann über die rauhe Alb.

Diese Alb, der schwäbische Jura, ist in dem Gebiete zwischen Ulm und Geislingen trist und öde. Es ist derjenige Theil Schwabens, dessen Bewohner hauptsächlich unter all' ihren Landsleuten darauf angewiesen sind, ihr Brod auswärts zu suchen. Gypser, Maurer und Spindeldreher aus dem Oberamt Geislingen überschwemmen im Sommer ganz Deutschland.

In der Amtsstadt Geislingen selbst hat die dortige Holz- und Beindreherei einen halben Weltruf sich verschafft, und an jedem Bahnzug bieten die Geislinger ihre berühmten Produkte feil. Der weitberühmteste Beindrechsler von Geislingen war Wilhelm Benoni Knoll († 1764), dessen Leidensgeschichte Jesu durch halb Europa zur Schau wanderte, bis sie nach England verkauft wurde. Die Zunftbücher der hiesigen Meister reichen bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurück.

Die Stadt liegt äußerst romantisch in einem tiefen, wilden Thaleinschnitt. Auf schroffen Felsen über ihr zeigen sich die Ruinen der 1552 von den Ulmern zerstörten Stammburg der einst mächtigen Grafen von Helfenstein.

Wir steigen herab ins Thal der Fils, und Schwabenland wird wieder lieblicher. Wir kommen bei der Stadt Göppingen nach Alt-Württemberg. Trotzdem diese blühende Gewerbstadt schon zu den Besitzungen der hohenstaufischen Kaiser gehörte, sieht man ihr wenig mehr vom Alterthum an, weil ein Brand 1782 die Altstadt völlig in Asche

legte. Nur die rein gothische Kirche erinnert noch an das fünfzehnte Jahrhundert. Was mir auffiel, war der Umstand, daß meine beiden Reisebegleiter, geborene Alt-Württemberger, mir über ihr kleines Geburtsland fast gar keine Auskunft zu geben wußten. Der Frau Major nahm ich das nicht übel, denn je weniger Frauen wissen, um so angenehmer sind sie mir; allein, daß der Dichter und Kriegsjurist Ruinen, Dörfer und Berge mir nicht nennen konnte, habe ich ihm nur als poetische Licenz verziehen. Da nach Schiller der Dichter bei der „Theilung der Erde" an Land überhaupt zu kurz kommt, so braucht er eigentlich auch keine Geographie.

Nur eines wußte mir der Elegiker anzugeben, und das war die blutigste Prosa. Als wir uns der Station Plochingen näherten, machte er mich aufmerksam auf die famosen Plochinger „Saitenwürstle", die in der Bahnhof-Restauration zu haben seien, und an denen kein kundiger Reisender vorüberzöge.

Es begann schon zu dunkeln, als wir an der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen, einstens beliebtes Hoflager der Hohenstaufen, vorüberfuhren. Das waren kräftige, waffentüchtige Schwaben, die alten, reichsfreien Eßlinger, gefährliche Nachbarn für die ritterlichen Grafen und Herzöge von Württemberg. Der alten Eßlinger Nachkommen sind friedliche Leute, aber rührige Industrielle. In keiner Stadt Württembergs dürften mehr Fabriken so verschiedener Art sein als in Eßlingen.

Die berühmten Rebhügel von Ober- und Unter-Türkheim entzog mir der Abend, bei dessen Einbruch uns die riesige Bahnhof-Halle von Stuttgart aufnahm.

Hier trennte ich mich von der Gesellschaft, die noch nach Ludwigsburg fuhr. Wie galant ich aber gegen die

Frau Major gewesen, geht daraus hervor, daß sie mich einlud, sie in Ludwigsburg zu besuchen; sie wolle mich dann mit der Equipage ihres Bruders nach Marbach führen zum Schillerhaus. Ich sagte zu, nicht nur der Frau Major zu lieb, sondern auch um Schillers willen, und verschwand in der Königsstraße, um erst am andern Morgen wieder aufzutauchen in der „Landesgewerbe-Ausstellung“, die ich nach vielem Fragen und langem Wandern endlich entdeckte.

Kein deutsches Land wird Württemberg an allseitiger Industrie übertreffen. Und wer an die alte Redensart von den „dummen Schwaben“ heute noch glauben sollte, dem würde ich nur wünschen, daß er einen Gang hätte thun können durch die württembergische Landesgewerbe-Ausstellung; die hätte ihm mit Keilschrift das Gegentheil bewiesen. Es gibt, wie schon angedeutet, keinen gescheidteren und keinen regsameren deutschen Stamm als die württembergischen Schwaben, darüber war ich mir schon längst klar; allein trotzdem hat die Stuttgarter Ausstellung mich im höchsten Grade überrascht. So was hatte ich denn doch nicht erwartet von einem so kleinen Königreich! Uebrigens, wenn man bedenkt, daß zu Anfang unseres Jahrhunderts schon gewerbliche Ausstellungen in diesem Lande statthatten, sollte es einen nicht wundern, wenn am Ende dieses Säkulums, bei einem so riesigen Fortschritt in der Technik und Mechanik, auch Riesiges vor uns steht.

Während der furchtbare russische Krieg im Anzug war und das württembergische Heer für denselben organisirt wurde, ordnete damals schon König Friedrich von Napoleons Gnaden unterm 14. Dezember 1811 die erste gewerbliche Ausstellung im alten königlichen Schlosse zu

Stuttgart an. Ihr folgten bis zu der diesjährigen einunddreißig größere und kleinere Ausstellungen im Lande. Die letzte allgemeine Landes-Ausstellung hatte 1871 in Ulm stattgefunden. Wie sehr aber seit jener ersten von 1811 die Industrie im Schwabenland sich emporgeschwungen, zeigt die Statistik der für sie verwendeten Dampfkräfte. Im Jahre 1838 wurde die erste Dampfmaschine in Württemberg aufgestellt in einer Kattunfabrik zu Heidenheim, und 1879 zählte das Land 1194 feststehende Dampfkessel, 956 feststehende Maschinen, 258 Lokomobilen und bewegliche Dampfkessel, 231 Gaskraftmaschinen und 6 Luftheizmaschinen. Man wird es da leicht begreifen, daß es keinen Fabrikationsartikel gibt, den die Schwaben nicht fertigen und nicht nur in alle Theile des deutschen Reiches, sondern in alle Welt exportiren.

Tritt man nun ein in das Labyrinth von Hallen, wo die besten Erzeugnisse schwäbischen Gewerbefleißes einem entgegenschauen, so kommt man vor allem in Verlegenheit, wo man anfangen und stehen bleiben will. Die große Haupthalle gleicht einem gewaltigen gothischen Dom; sie hat eine Höhe von nahezu hundert Fuß und durch eine ringsum laufende Gallerie ein zweites Stockwerk. An sie schließen sich wahrhaft labyrinthartig eine solche Menge von Nebenhallen, daß man erst in einigen Tagen mit Sicherheit sich zurechtfinden könnte. Es wäre die Aufgabe eines ganzen, dicken Buches, das, was hier ausgestellt ist, im einzelnen auch nur oberflächlich zu schildern, und können wir daher unseren Lesern ein übersichtliches Bild am kürzesten nur dadurch geben, daß wir die Kategorien und Gruppen der verschiedenen Gewerbe und Künste anführen und dann einige Bemerkungen anknüpfen.

Es sind vertreten: Buchhandel und Buchdruck, Xylographie, Schriftgießerei, Galvanoplastik, Kupferstecherei, Gravirarbeiten, Photographie — für die polygraphischen Gewerbe. Moderne Kunst: Malerei, Bildhauerei, Architektur und vervielfältigende Künste. Textilindustrie: Rohmaterial, Gespinnste und Gewebe-Bekleidung aller Art. Maschinen und Apparate für Landwirthschaft: Brennerei, Brauerei, Müllerei, Haushaltung, für Eisenbahnen und Dampfschiffe, für Bearbeitung von Metall, Holz, Papier, Leder, Nahrungsmittel, kurz für Herstellung aller möglichen Fabrikationsartikel der Neuzeit. Chemische Industrie in allen Zweigen des Gewerbes und der praktischen Wissenschaft. Wissenschaftliche Instrumente für Chirurgie, Bau- und Ingenieurwesen, für Mechanik, Optik 2c. Alle Musikinstrumente, vorab eine prächtige Sammlung von Klavieren, die ja in Stuttgart mit Weltruf gefertigt werden. Metallverarbeitung: Gold-, Silber-, Juwelierarbeiten, Waffen, Hütten- und Gießerei-Erzeugnisse, Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Zinnarbeiten in Legionen. Werkzeuge aller und jeder Art. Bergbau, Erden, Steine, Mineralwasser. Thonwaaren, Glas und Glaswaaren, Glasmalerei. Uhren, Uhren-Bestandtheile und Maschinen zu deren Herstellung. Bau- und Möbeltischlerei, Zimmer-Einrichtungen, kirchliche Skulpturen 2c. Wagen, Wagen-Bestandtheile, Boote, Schiffsmodelle. Nahrungs- und Genußmittel. Motoren, Dampfkessel, Armaturen, Lokomotiven, Hebwerkzeuge. Gesammte Leder-Industrie. Kunstgewerbliche Alterthümer.

Ich will nun zunächst eine allgemeine Betrachtung anknüpfen, die sich mir aufdrängte, nachdem ich diese Unmasse von gewerblichen Dingen durchwandert hatte. Vorab kam mir ein Gedanke der Bewunderung des

menschlichen Geistes, der diese Gegenstände alle erfunden und geschaffen. Was diese Bewunderung aber noch steigerte, war die Erwägung, daß wir es hier in der Gewerbe-Ausstellung allermeist nicht mit Produkten höheren geistigen Schaffens zu thun haben, sondern mit dem Geist des Handwerkers, des Bürgers. Es ist nicht der gelehrte, gebildete Geist der Menschheit, der hier so Imposantes uns entgegenstellt, sondern es sind die sogenannten kleinen Geister, die in den Werkstätten denken und trachten. Darum verdient diese geistige Thätigkeit, wenn sie solche Resultate vorweist, noch mehr Anerkennung, als die der Philosophen und Gelehrten, welche ihr Genie in Büchern und Folianten zum Ausdruck bringen und damit gar oft keine Katze hinter dem Ofen hervorlocken.

Aber noch ein Gedanke ging mir durch die Seele, der nämlich, welch' immense Menge von Bedürfnissen die Menschheit im neunzehnten Jahrhundert sich geschaffen hat. Ich dachte mir, um den Unterschied recht eklatant zu machen, eine Ausstellung der menschlichen Bedürfnisse zur Zeit der Pfahlbauten und in der Steinzeit, wo auf einer kleinen Steinplatte alles Platz gefunden hätte, was die Menschheit zu ihrem täglichen Leben vonnöthen hatte. Mit einer solchen Exposition die Stuttgarter von heute verglichen, erscheint uns der Fortschritt der Kultur im allergrellsten Lichte.

Allein so erstaunlich dieser Fortschritt ist und ein so glänzendes Zeugniß er auch für den menschlichen Geist und dessen Bildung ablegt, so drängten sich mir doch auch die Schattenseiten desselben auf. Wie unendlich sind mit ihm nicht der Luxus und die Bequemlichkeiten der Menschen gewachsen! Und doch ruht zeitliches Glück und irdischer Friede zu einem großen Theil darin, daß der

Mensch möglichst einfach lebe und möglichst wenig Bedürfnisse habe. Die Kultur verfeinert die Menschen immer mehr, steigert die Thätigkeit des Geistes und bringt damit behagliches und besseres Leben, aber sie ruinirt dadurch auch jedes Volk, dessen Niedergang da beginnt, wo die Kultur ihre höchsten Blüthen getrieben hat. So ging's den Römern und Griechen, und so wird's auch den Germanen gehen.

Im einzelnen fiel mir folgendes auf: Die höhere Kunst, soweit sie Malerei betrifft, hat mir nicht besonders imponirt. Die Schwaben sind mehr Industrie- als Kunstmenschen. Es gibt keine neue schwäbische Kunstschule. Der praktische Sinn der Schwaben gravitirt mehr im Gewerbe und in der Industrie und treibt nicht gerne „brodlose" Künste. Doch zählt Württemberg einzelne namhafte Künstler, die übrigens meist in München leben und schaffen. Unter den ausgestellten historischen Gemälden, Episoden aus dem deutsch-französischen Krieg, gefiel mir Brauns Scene nach dem Kampf von Fröschweiler am besten, während Fabre du Faur's „Kampf eines württembergischen Regiments am Park von Cornilly" zwar am meisten Beschauer hatte, aus naheliegenden Gründen, mir aber vom Standpunkt der Kunst nichts Besonderes zu sein schien. Eine Reihe kleinerer Genrebilder ziehen durch ihre echt schwäbischen Motive besonders an, und von einem Thiermaler, A. Braith, sah ich „eine Herde aus einem brennenden Stalle flüchtend", welches Bild mir entschieden als das talentvollste der Ausstellung vorkam.

In kunstgewerblicher Hinsicht finden wir die Schwaben schon viel zahlreicher und mächtiger vertreten. In Kunstschreinerei und Zimmer-Einrichtungen sind von verschie-

denen, meist Stuttgarter Fabrikanten prächtige Sachen ausgestellt. Aber fast alles ist Imitation der alten Zeit, der Renaissance, die in ihrer ganzen Pracht und Behaglichkeit uns entgegentritt und uns wehmüthig anheimelt an jene Zeiten, da sich im Hause und in der Familie das Leben ganz vorzugsweise abspielte, und im „Erker“ das traulichste Plätzchen der Familie war. Ebenso fein wirken auch die eleganten Arbeiten der Tapeziere und Dekorateure. Aber auch aus den Tagen des Barockstyls treffen wir hier Nachbildungen, die dieser Bauart alle Ehre machen und beweisen, daß auch die Zopfzeit talentvolle Menschen hervorbrachte. Unsere Zeit ist bekanntlich styl- und charakterlos und deßhalb, was Erfindung betrifft, weit hinter Zopf und Rokoko.

Interessant war mir eine Hut-Ausstellung der Firma Mayser und Sohn in Ulm. Sie repräsentirte die Gestalten und Formen der Filzhüte aus den verschiedenen Jahrhunderten. Am schönsten zeigte sich dabei zweifellos der große, breitkrämpige Hut à la Wallenstein aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges und am allerarmseligsten die neueste Hutform. Es ist dies keine Kopfbedeckung mehr, sondern nur noch ein gewölbter Knopf. Hüte kann man diese Dinger nicht mehr nennen, — denn ein Hut soll hüten, schützen gegen Sonne und Regen; unsere neueste Mode aber legt eine Force darein, Hüte zu machen ohne jede Hut. Diese randlosen Filze sind geradezu lächerlich.

Eines habe ich an der Stuttgarter Ausstellung vermißt: Eleganz und Geschmack in der Uhrenmacherei — beides Dinge, die dem württembergischen Schwarzwald scheint's noch abgehen. Vor allem fehlen diese Eigenschaften in der äußeren Ausstattung. Uhrengehäuse und

Uhrenkästen zeigen vielfach den allergewöhnlichsten Schreinersgeist. Es kommt dies allerdings daher, daß man nur billige Uhren will; allein viele Leute bezahlen gerne auch noch Kunst und Geschmack, und auf einer Ausstellung sollte man ohnedies zeigen, daß man sich auf dieselben versteht.

Die Sammlung kunstgewerblicher Antiquitäten fand ich weit unbedeutender, als die in Karlsruhe, wo zu gleicher Zeit eine Kunstgewerbe-Ausstellung tagte. Allein Württemberg wollte ja vorzugsweise nur eine derzeitige Landesgewerbe-Ausstellung geben, und so waren die kunstgewerblichen Alterthümer eigentlich Nebensache. Gleichwohl sah ich hier einzelne höchst werthvolle Kunstgegenstände, denen aber das Arrangement fehlte.

Wenn das Schwabenland eine besondere, möglichst vollständige Ausstellung der Art veranstalten wollte, würde es sicher an Material nicht fehlen, denn das alte Kunstgewerbe florirte in seinen zahlreichen Klöstern und Reichsstädten in hohem Grade. Und auf seinen vielen Burgen gab es frühe schon kostbare Dinge. Ulms Kunstleben hat allein soviel geschaffen, daß heute noch von den Reliquien eine herrliche Ausstellung sich organisiren ließe.

Mit der höchsten Achtung vor der heutigen Industrie der Schwaben wird aber jedermann, der nur einiges Verständniß hat, die Hallen der Stuttgarter Ausstellung durchwandert haben. Mit wahrem Staunen und kindlicher Verwunderung standen da die schwäbischen Bauern vor den Tausenden von Gegenständen, von denen manche ihnen ein Räthsel waren. Ein Bäuerlein staunte mit seiner Ehehälfte einen modernen Krankenstuhl an, ohne seinem neugierigen Weib das Ding erklären zu können. Ich half ihm, und auf mein Befragen, wie ihm die

Ausstellung gefalle, rief er freudestrahlend aus: „O, Herr, 's isch ewe älles härrlich, mer möcht' gar nimme hoam!"

Wie kleinlich jedoch die Menschen sein können, selbst wenn sie mitten im Großen wandeln, bewies mir ein älterer Herr aus besserem Stande. Der kam auf mich zugerannt mit der wichtigsten Miene von der Welt und sprach: „Entschuldigen Sie, könnten Sie mir nicht eine Prise Tabak geben, ich habe meine Dose vergessen?!" Er hatte geglaubt, es müsse eben jeder katholische Geistliche eine Schnupftabaksdose haben. —

Noch dürfen wir nicht übergehen, daß die Schwaben nicht blos Auge und Herz erfreuten in ihrer Ausstellung, es war auch für den Magen gesorgt. Da gab's einen Kaffeesalon für Damen und schwäbische Bauernfrauen, und für die Herren und die Bauern sorgten bei der Faß-Ausstellung ein Bierkeller und eine Weinhalle, wo Gambrinus lockte mit dem Ruf:

Hurrah dem Hopfen, hurrah dem Malz!
Sie sind des Daseins Würze und Salz! —

und Bacchus vom Weinfasse her — rief:

Was deutsche Männer erschaffen, erdacht,
Verdanken wir alles dem Wein!
Das Bier hätt' es nimmer zu Wege gebracht,
Drum hoch Neckar, Mosel und Rhein!

Es war lange nach Mittag, als ich die Ausstellungs-Räume verließ, um nach kurzer Siesta einen Erholungs-Spaziergang durch die Schwaben-Residenz zu machen. Ich habe Stuttgart schon öfters en passant besucht, kam aber auffallender Weise stets nur in die neueren Stadttheile,

rechts von der Königsstraße. Während ich nun so planlos umherstreifte, gelangte ich unverhofft auch in das alte Stuttgart, welches um das Rathhaus und die Leonhards-Kirche sich gruppirt. Und von Stund an gefiel mir die Hauptstadt Württembergs mehr denn je. Da sah ich nun vor mir noch die gemüthliche, altschwäbische Stadt des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, jenes Stuttgart, das die Schwaben zur Zeit Ulrich's von Hutten das „irdische Paradies“ nannten. Es ist diese Bezeichnung allerdings eine Hyperbel und deßhalb eine Art Schwabenstreich, aber Alt-Stuttgart ist immerhin ein anheimelndes, heiteres Stück Erde. Hohe Giebeldächer und alte Holzhäuser schauen auf luftige und lustige Plätze hinab, besonders beim stattlichen Rathhaus und bei der Leonhards-Kirche, und schwäbische Behaglichkeit lächelt freundlich übers Ganze hin.

Stuttgart, in einem von frischen Hügeln umgebenen Thalbecken gelegen, ist offenbar eine Gründung oder alte Besitzung von Mönchen. Denn das erstemal, da seiner Erwähnung geschieht, 1105, baute Abt Bruno von Hirsau hier Schloß und Keller. Schon im dreizehnten Jahrhundert ist es eine feste Stadt, die Rudolf von Habsburg in einer Fehde mit Eberhard dem Erlauchten, Grafen von Württemberg, sieben Wochen lang belagerte (1286). Als Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg 1311 abermals gegen den gleichen wilden Grafen von Württemberg sich erheben mußte und dabei das Stammschloß des Geschlechtes auf dem Rothenberg gänzlich zerstörte, machte Eberhard Stuttgart zu seiner Hauptstadt und das Schloß des Abtes Bruno zu seiner Residenz. Einer seiner Nachfolger, Graf Ulrich der Vielgeliebte, erweiterte und verschönerte die Stadt in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts

durch zahlreiche Bauten. Er ist der Erbauer der heute noch bestehenden Hauptkirchen.

Das alte Residenzschloß, ein Umbau des ersten Schlosses durch Herzog Christoph, ist ein schönes Denkmal der Baukunst aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Dasselbe genügte aber den despotischen Fürsten des Schwabenlandes im vorigen Jahrhundert nicht mehr, und so entstand nebenan, von 1744 bis 1807, das jetzige, neue königliche Schloß. Es ist ein Prachtbau im edelsten Renaissance-Style und enthält so viele Säle und Zimmer als das Jahr Tage. Seine ganze bauliche Schönheit zeigt sich aber nicht an der Front gegen die Stadt, sondern in den an das Schloß sich anreihenden wundervollen Parkanlagen. Die bedeutendsten Künstler Deutschlands und Italiens haben sich im Königsschlosse von Stuttgart verewigt. Als ich vor einigen Jahren diese Räume durchwanderte, mußte ich mich nur staunend fragen, woher die Fürsten eines so kleinen und damals armen Landes das Geld genommen? Sie nahmen es eben in jenen Zeiten, wo sie es fanden.

Mir wäre jedoch das alte Schloß in seinem dunkeln Teint und seiner ernsten Bauart immerhin noch lieber, als das neue. Auch die daneben stehende Stiftskirche, ein Monument der Spätgothik, ist eine Zierde für Stuttgart. Es fehlen ihr zwar feinere Kunstformen, allein das altersgraue, ehrwürdige Gotteshaus sticht wohlthuend ab gegen die modernen Bauten der nahen Königsstraße. Ulrich, der Vielgeliebte, that das meiste für den Bau dieser Kirche; doch als er 1462 in Gefangenschaft des „bösen Fritz“ zu Heidelberg gerieth und schweres Lösegeld zahlen mußte, stand die Arbeit stille. Die Chorherren wandten sich um Unterstützung an den Papst

Pius II., der unterm 14. Juli 1463 eine merkwürdige Bulle erließ, in welcher er alle frommen Christen zur Beihilfe aufforderte und „jedem, der zwölf Tage lang selbst am Bau arbeiten oder für diese Zeit einen Arbeiter stellen würde“, einen vollkommenen Ablaß verlieh. Ulrich, der Verbannte, ließ 1535 in dieser Kirche den ersten protestantischen Gottesdienst halten, und sie verblieb bis heute dieser Konfession. Doch das muß man den eingeborenen Stuttgartern nachsagen, sie sind ein gläubiges protestantisches Geschlecht, dem Rationalismus und Protestantenverein als ein Greuel gelten.

Bei meinem Schlendern durch Straßen und Gassen begegneten mir ziemlich viele nach dem „System Jäger“ gekleidete Menschen. Und jetzt erst fiel mir ein, daß ja in Stuttgart der Erfinder des Wollregime's und der Seelenentdecker Professor Jäger wohne. Der Mann wurde bekanntlich von seinen Kollegen und den meisten „vernünftigen“ Leuten ausgelacht, als er behauptete, die Seele liege im Geruch, und ein Buch schrieb über „die Entdeckung der Seele“.

Es gibt eben viele Leute heutzutag, die gar keine Seele haben wollen und darum sich wehren gegen alles, was Seele oder Geist im Menschen predigt. Da ich außerdem weiß, wie sehr die Deutschen es lieben, Dinge und Menschen zu verurtheilen, ehe sie dieselben kennen, so ließ ich mich nicht irre machen, bevor ich des Professors Buch gelesen hätte. Ich that dies und muß offen gestehen, noch wenige Bücher gelesen zu haben, in denen mir so lebhaft eine höchst geistreiche und frappante Forschung entgegentrat. Jäger unterscheidet zwischen Seele und Geist, zwischen anima und spiritus; die erstere ist ihm der Faktor des thierischen Lebens und der letztere

das Uebernatürliche, rein Geistige im Menschen. Wie sich nun die Seele durch den Geruch in jedem animalen Wesen und selbst in jeder Pflanze darthue, weist der tüchtige Forscher in ebenso schlagender als staunenswerther Art nach. Nach meiner Anschauung ist die Entdeckung des schwäbischen Professors eine sehr beachtenswerthe, was jeder gebildete Leser seines Buches bestätigen muß.

Professor Jäger hat aber mit seiner „Seele" zugleich eine neue Bekleidungsart entdeckt und gefunden, daß das animale Leben am besten sich mit der Außenwelt regulire durch die Schafwolle, und räth demgemäß, nur wollene Kleidungsstücke zu tragen. Daß Wolle gegen epidemische Ansteckungen schütze, ist eine alte Erfahrung, und die Hirten in der römischen Campagna bestätigen sie heute noch. Daß man aber diese Wolluniform und die Betten, die ebenfalls nur Wolle sein sollen, nach Jäger fast nie zu waschen braucht, will meinem Geruchssinn etwas zu seelisch vorkommen.

Er selbst macht am Ende seines genannten Buches das Geständniß, daß er früher alles Uebernatürliche und Unsterbliche am Menschen geleugnet habe, bei seiner „Entdeckung" aber zum Glauben an einen unsterblichen Geist gekommen sei, den er ganz und voll der Religion und der Theologie überlasse. —

Bis in den Abend hinein wandelte ich durch alle Hauptheile der Stadt, überall sah ich heitere und zufriedene Menschen, freundliche Wohnungen und belebte Straßen. Der Franzose Tissot, welcher vor einigen Jahren das Land der Milliarden bereiste und beschrieb, hat Stuttgart mit Recht „das Lächeln Deutschlands" genannt. Was der Schwaben-Residenz außer ihrer reizenden Lage noch zu diesem Ehrentitel verhilft, ist der Umstand,

daß sie eine kleine Großstadt ist. Mit seinen 106,000 Einwohnern hat Stuttgart gerade noch Menschen genug, um zu den großen Städten gezählt zu werden, und wenig genug, um der Unannehmlichkeiten großer Städte los zu sein. Es war schon dunkel, als ich die Reinsburgstraße hinaufschritt zur Bank, die mein armes Leben versichert hat. Der Bankdirektor ist aber mein alter Freund Probst, der durch seine geistige und leibliche Frische bei siebenzig Jahren zeigt, wie alt ein Direktor einer Lebensversicherung werden kann.

Probst, heute wohl, nachdem Moritz Mohl gestorben, der älteste Parlamentarier Württembergs, ist der alterprobte Führer der Katholiken des Schwabenlandes. Er vertritt jenes Genre von katholischer Politik, das mir am meisten behagt, weil es dabei gut demokratische Grundsätze bewahrt. Man könnte diese katholischen Politiker, und sie sind zahlreicher, als man glaubt, die Freisinnigen katholischer Observanz nennen.

Mir waren die politischen Anschauungen der Partei Richter-Virchow allezeit sympathisch, schon deßhalb, weil sich diese Leute nicht scheuen, offen und schneidig als Volksvertreter sich zu zeigen. Und wenn die Freisinnigen ein wenig mehr Verständniß für Religion und weniger Vorliebe für die Juden hätten, würde ich lieber mit ihnen gehen, als mit den Konservativen, obwohl so, wie die Dinge jetzt liegen, ein strammes konservatives Regiment angezeigter wäre, als Freisinn und Humanität.

Wir haben zu viel Freiheiten in Sachen, wo Zwang am Platz wäre, und zu vielen Zwang, wo Freiheit noththäte. Nehmen wir nur eine dieser Freiheiten, die schrankenlose Verehelichungsfreiheit, nach der jeder heirathen kann, ob er Tagdieb und Lump oder ein arbeitsamer

Mensch ist. Früher machte man die Erlaubniß zum Heirathen vom Leumund und von der Fähigkeit eine Familie zu ernähren und von einem kleinen Vermögen abhängig. Jetzt braucht einer nichts zu lernen, nichts zu leisten im Leben, kann alles versaufen, was er verdient, und doch heirathen. Die Gemeinden erhalten dann ihn und seine Familie.

Mit Freund Probst und seinen zwei Brüdern verbrachte ich den Abend in einem Café an der Königsstraße. Die „Pröbste“, die im Schwabenlande alle in angesehenen und hervorragenden Aemtern wirken, sind eigentlich badische Schwarzwälder; sie stammen aus der Mühle zu Uehlingen bei Bonndorf. Oberhalb jener herrlichen Wasserfälle des wildromantischen Schlüchtthales liegt die Heimath ihres Großvaters. Und daß Rudolf, der Bankdirektor, und Viktor, der Oberlandesgerichtsrath, so poetisch und ideal angelegt, und die beiden anderen Brüder treffliche Oberforstmeister sind, haben alle vier zweifellos noch vom Schwarzwald geerbt. —

Jetzt muß ich dem Leser den anderen Theil verrathen, warum ich in die Schwabenresidenz gekommen. Nicht allein die Gewerbe-Ausstellung hatte mich dahin geführt, sondern auch die Erfüllung eines Versprechens.

Vor Jahr und Tag saßen in meinem Pfarrhäuschen am See einige Weingarten'sche Offiziere. Im Gespräch kamen wir „an dies und das“. So auch an das Heirathen des Leutenants Ritter, eines Mannes, von dem man sagen kann, was ich oben angeführt von einem Komthur des Deutsch-Ordens, „heiter, mild und fromm dabei“. Er galt deßhalb beim Pfarrherrn am See am meisten. Und der versprach ihm, die Trauung vorzunehmen, glaubte

aber, der biedere Rittersmann würde, wie ein echter Malteser oder Deutschherr, ledig bleiben.

Jahre kamen und gingen, und auf einmal erinnerte er mich an das gegebene Versprechen, und das mußte ich halten, weil die Offiziere sonst gleich mit Pistolen drohen.

So kam ich zum zweiten Male nach Stuttgart, um eine Trauung vorzunehmen, obwohl ich die vielen Jahre meines Pfarramtes am Bodensee diesen Akt niemals außerhalb meines Pfarr-Sprengels ausgeübt habe.

Im Jahre 1878, im Februar, war ich mit einigen Landtagskollegen von Karlsruhe nach Stuttgart gefahren, um einen Landboten, den Bürgermeister von Ueberlingen am Bodensee, mit einer Schwäbin zu trauen. So hatten wir es „am Landgraben“ beschlossen und „am Nesenbach“ ausgeführt. Der Bräutigam, der bärtige Wilhelm, von uns nur der Löwe vom See genannt, sollte vom Hans am See unter Assistenz einiger Abgeordneten in der St. Eberhardskirche kopulirt werden.

Damals kam ich beim Festmahl ins „Bürger-Museum“ und lernte die Heiterkeit altschwäbischer, behaglicher Bürgersleute kennen. Es ging hoch her, wie es einer Hochzeit gebührt. Der welsche Wein floß in Strömen und steigerte die deutsche Gemüthlichkeit zur allgemeinen Begeisterung. Am Abend wollten wir Karlsruher Gäste heim. Es gelang allen, nur mir nicht. Die Schwäbinnen hatten mir einen Streich gespielt und Hut und Ueberzieher versteckt, so daß ich bleiben mußte bis zum Mitternachtszug.

Ein furchtbarer Sturm heulte in jener Nacht über die Erde hin. Lange nach Mitternacht stand ich, dem Winde preisgegeben, auf dem öden Perron von Mühl-

acker und verwünschte den deutschen Partikularismus, der einen hier abgesetzt, um ihn auf partikularistisch badischen Schienen weiter zu befördern.

Ich vergesse jene Sturmesnacht nie. Aus der Lust des Lebens und vom glänzenden Hochzeitsreigen weg in die heulende Nacht hinaus und auf einen einsamen, finstern Bahnhof, wo nicht zwei Menschen sichtbar waren!

Aber so ist's mit dem Glanz und der Lust des Lebens. Man betrachte einen Saal, in dem wenige Stunden zuvor ein festliches Gelage gewesen, am frühen Morgen. Wie unschön und verbraucht liegt alles durcheinander, Blumen und Kränze, Flaschen und Gläser. Und die Genossen eines „schönen Tages"? Die einen liegen unwohl, vom Jammer geplagt, im Bett, die andern sind verstimmt, die gesündesten gehen umher, wie entlaubte Bäume.

Und wenn wir nach diesen Genossen fragen in zehn, zwanzig Jahren? Die einen, und ihrer nicht wenige, sind todt, andere in Nahrungssorgen, diese in Hausplagen, jene zurückgesetzt, vergessen, verkommen, die glücklichsten wunderlich, launenhaft, unzufrieden.

Der Heitersten einer an jenem Tage im „Bürger-Museum" zu Stuttgart ist wenige Jahre darauf um Hab' und Gut gekommen und im Elend gestorben. Den Bräutigam, den schönen, stattlichen Wilhelm, haben sie vor wenig Wochen, im Frühjahr 1889, begraben, und ich, bei jener Lust nicht der letzte, bin ein alter, hagestolziger Griesgram geworden. Wie die Zeit mit den vielen schwäbischen Residenz-Schönheiten jenes Tages umgegangen, weiß ich nicht zu vermelden, kann mir's aber denken.

Die Trauung im Jahre 1881 fand in der neuen,

schönen Marienkirche statt und das Diner im „Herren-Museum“. Es fehlte hier so wenig an lukullischen Genüssen, als damals, aber es fehlte jene breite, demokratische Luft des Bürgerthums, die mir, als geborenem Plebejer, von jeher besser zugesagt hat, als die kultivirte, durch den Tanzlehrer angelehrte Konvenienz, wie „man sich bei einem Hochzeitsdiner zu benehmen hat“. Doch machte ich damals die dauernde Bekanntschaft des Obersten von Steinheil, eines Mannes, der mich durch sein ruhiges, biederes, anspruchsloses Wesen, aus dem aber innere, selbstbewußte Energie laut genug heraussprach, ganz besonders anzog.

Ich gehöre zu den vielen Menschen, die man, gut deutsch gesagt, Krakehler nennt, und die alles, was sie denken, mit Geistesschnelle auf die Zunge werfen und den Werth des Sprichwortes, daß Reden Silber und Schweigen Gold sei, gar nicht kennen. Doch habe ich dabei die gute Eigenschaft, daß ich wohl einsehe und gerne eingestehe, daß Menschen, welche den obigen Fehler nicht haben, weit mehr werth sind als unsereiner. Und zu jenen Menschen gehörte auch mein Tischnachbar im Herren-Museum zu Stuttgart.

Schweigen ist überhaupt nicht blos ein Zeichen von innerer Selbstbeherrschung, sondern auch von Klugheit. Es gibt sehr billige Denker, die nur deßhalb für kluge Leute angesehen werden, weil sie zu schweigen wissen. Sobald sie den Mund aufthäten, käme ihre geistige Armseligkeit zu Tage. Darum darf man vielen Leuten ihr Schweigen nicht für große Weisheit gelten lassen.

Oberst von Steinheil, der indeß General und Kriegsminister geworden, wohnte mit mir im Herbste des Jahres 1887 einem Diner bei, das als absolutestes Gegenstück

zu einem Hochzeitsschmaus im Bürger- oder Herren-Museum zu Stuttgart gelten kann. Wir sahen die Trappisten des Klosters Oelenberg im Elsaß bei ihrem Mittagsmahl.

Wir beide kämpften mit Thränen, als wir diese blassen, abgehärmten, malerischen Mönchsgestalten in ihren rauhen, weißen Kutten ihr Wasser, Gemüse und Brod verzehren sahen. Es geschah dies mit einer Andacht und einem stillen Frieden, als ob dies die letzte irdische Speise wäre, kraft deren sie die Reise anzutreten hätten in die Ewigkeit. Als ob sie das himmlische Manna genössen, so überirdisch schien die Gesinnung dieser weltentsagenden Mönche beim Essen ihres Mittagsbrodes.

Wie groß stehen diese Menschen da, welche, auf das Wort des Heilandes bauend: Centuplum accipient et vitam aeternam possidebunt — die Weltentsagung und Selbstverleugnung im höchsten Grade auf ihre Lebensfahne geschrieben haben?! —

Ich hatte nicht gewußt, daß mein Besuch der württembergischen Landesgewerbe-Ausstellung zusammenfiel mit den Tagen des Cannstatter-Volksfestes; sobald ich dies aber vernommen, beschloß ich, dasselbe mir am Tage nach der Hochzeit ebenfalls anzusehen. Wenn ich ein recht loyaler deutscher Unterthan wäre, so hätte meine Freude doppelt sein sollen, denn am gleichen Tage, da ich dem Volksfest mich zu nahen beschloß, sollte auch der deutsche Kaiser zu gleichem Zwecke in Cannstatt erscheinen.

Dieses Fest, unter König Wilhelm aufgekommen und stets mit der Gegenwart des Landesfürsten beehrt, wird alljährlich Ende September begangen. Es hat sich der Art in Schwaben eingebürgert, daß an diesem Tage in

Stuttgart und auf viele, viele Stunden im Umkreis die brävsten Männer des Bürger- und Bauernstandes Weib und Kinder verlassen, um in Cannstatt des Weltalls Kummer und Sorgen zu vergessen.

Am Bahnhof, wo jede Viertelstunde ein Zug abging, war ein solches Rennen und Jagen der Stuttgarter, daß man glauben konnte, heute Abend ginge Stuttgart unter, und wer Füße habe, wolle noch dem drohenden Verderben eiligst entfliehen.

Cannstatt, eine Stunde von der Residenz gelegen und mit dieser durch eine stattliche Allee verbunden, ist die älteste Stadt im mittleren Neckar-Gebiet, eine alte Römer-Kolonie, welche die Hunnen zerstörten. Doch wenige Jahrhunderte später urkundet hier wieder Herzog Gottfried von Alemannien um 708. Karlmann, der Sohn Karl Martell's, hielt daselbst 746 Gericht über die Herzöge von Bayern und Alemannien, und 777 finden wir hier Karl den Großen. Das heutige Cannstatt ist ein freundliches Landstädtchen am Neckar, von welchem Fluß aller Reiz des Ortes ausgeht. Im Sommer ziehen die Mineralquellen viele schwäbische und nichtschwäbische Badegäste in diesen Kurort, dessen Hauptannehmlichkeit neben dem Gewässer die nahe Residenz bildet.

Am bekanntesten aber ist bei den Schwaben das Cannstatt des neunzehnten Jahrhunderts durch sein, auf dem „großen Wasen“ in der Nähe der Stadt gefeiertes Volksfest, welches in Wettrennen, Vieh-Ausstellung und Jahrmarkt besteht. So sehr ich aber in der Gewerbe-Ausstellung alle meine Erwartungen übertroffen sah, ebenso sehr enttäuschte mich das Cannstatter Volksfest. Ich fand da nichts als eine Menge Menschen, meist männlichen Geschlechtes, ein Durcheinander zahlloser Buden

für Jahrmarkt, Schauspiel, Essen und Trinken, und einen Höllenlärm von Musikanten aller Art, vom Drehorgelmann bis zu den italienischen Pifferari. Ich hatte mir eine Versammlung lustiger, schwäbischer Bauern mit Frauen und Töchtern in Landestracht, allerlei Volkstänze und Volksspiele und ein feines Arrangement gedacht. Von alle dem keine Spur. Ich sah nicht einen Menschen in einer Volkstracht. Das Wettrennen wartete ich nicht ab, kann also darüber nicht urtheilen. Mir schien, was Belustigung anbetrifft, diese hauptsächlich in Essen und Trinken zu bestehen. An jeder der unzähligen Bier- und Weinhallen hingen lange Speisezettel und hohe Anpreisungen der verschiedensten Biere und Weine.

Eine Einrichtung gefiel mir. Unter der Menschenmenge liefen beständig Knaben auf und ab und machten sich durch Glockengeläute bemerkbar. Auf ihren Schultern trugen sie eine Stange mit einem Stück Pappendeckel und der Inschrift: „Warnung vor Taschendieben". Das ist praktisch.

Gar bald hatte ich genug an dem mir unpoetischen Treiben. Ich wollte nur noch die Ankunft des Kaisers abwarten, die auf 1/212 Uhr angesagt war. Eine dichte Menschenmenge bildete am Festwege hin Spalier, während Tausende auf der Tribüne, welche den Rennplatz und die Vieh-Ausstellung umgab, des Kaisers und damit des Beginns der Vorführung der prämirten Thiere harrten. Zuerst fuhren in langen Zwischenpausen die höheren Militär- und Civilpersonen der Residenz und das Gefolge des Kaisers dem Festplatze zu. Mir fielen besonders die schrecklich langweiligen, abgearbeiteten Gesichter der württembergischen Staatsräthe und Minister auf und die wenig martialischen Typen der höheren schwäbischen

Offiziere. Als die Preußen, Adjutanten und General-Adjutanten des Kaisers, anfuhren, gab es schon mehr militärische Race-Mienen. Dem Kaiser unmittelbar voraus galoppirten die Stadtreiter von Stuttgart, die übrigens ihrer bürgerlichen Reiterei alle Ehre machten.

Die Schwaben mußten gewußt haben, daß die Stadtreiter den Ausschlag gäben für des Kaisers Nahen; denn wiederholt vernahm ich Stimmen aus der Volksmenge: „So lang d' Stadtreiter nit komme, isch es nix!" Ein kühner Bürger des Schwabenlandes neben mir meinte gar: „Der deitsch Kaiser kommt a nit wege der Vieh-Ausstellung nach Cannstatt." Der verstimmte Gesichtsausdruck, welchen der württembergische König gleich darauf, neben dem Kaiser sitzend, zeigte, schien ein Kommentar zu dem etwas malitiösen, aber nicht dummen Schwabenspruch zu sein. Andere Unterthanen schwäbischen Stammes wiesen zornig auf die Ehrenpforte hin, auf der diesmal, statt des Landeswappens, die preußischen Embleme florirten. — Die Württemberger sind eben fast durchweg gute Lokal-Patrioten und Partikularisten und keine Liebhaber einer noch größeren Anlehnung an Preußen.

Ich habe mir gedacht, es würde bei Ankunft der Majestäten ein wahrer Orkan von Hochrufen die gewaltigen Menschenkolonnen durchbrausen. Allein ich täuschte mich. Das Vivat-Rufen ertönte recht mäßig, und ich sah viele, die nicht einmal die Kopfbedeckung abnahmen, noch weniger Hoch schrieen. Die demokratischen und socialdemokratischen Ideen sind in Deutschland weiter gedrungen, als man glaubt, dachte ich, und verließ Fest und Festplatz.

Auf dem Weg zur Eisenbahn begegnete ich einem bekränzten Schwein, und es fiel mir eine Cannstatter

Volksfest-Anekdote ein, die mir vor Jahren ein berühmter Mann erzählte, und die ich, weil sie noch ungedruckt ist, hier passend wiedergeben kann. Als der verstorbene König Wilhelm einmal das Cannstatter Fest besuchte und ihm ein Riesenschwein vorgeführt wurde, erkundigte er sich nach der Heimath des Besitzers. Dieser, ein oberschwäbischer Dorfschultheiß aus der Nähe von Friedrichshafen, wo der König vor und nach dem Volksfest Residenz hielt, erklärte, er habe noch ein größeres Schwein zu Hause, aber wegen seiner allzugroßen Fettigkeit für dessen Leben gefürchtet bei einem so weiten Transport und es daheim gelassen. Der König, neugierig, das Thier zu sehen, versprach dem Schultheißen, bald einmal auf seinen Hof zu kommen. Er hielt Wort.

Eines schönen Morgens ritt König Wilhelm mit einigen Herren seiner Umgebung hinaus in das Dorf und zum glücklichen Schweinemäster. Dieser, hoch erfreut über die Herablassung, bittet den König, er möge jetzt mit seinen Begleitern nur außen an „den Sauhof" stehen, das Schwein liege im Stall, und er wolle es in den Hof treiben. Als die Herren die richtige Position genommen, ging der Schultheiß in die Behausung des Mastviehs, stieß das schwere Thier mit dem Fuß an und sprach laut: „Nu, Alte, steh' ouf, dei allergnädigster Landesvater isch drouse und will di sähe!" Unter dem herzlichsten Lachen des Königs kam dann die Alte, um sich „ihrem Landesvater" zu präsentiren.

Man glaubt vielleicht, der Schwabe habe da in aller Naivetät einen schlechten Witz gemacht. Durchaus nicht; er wollte nur in echter, altwürttembergischer Unterthanen-Treue damit sagen: „Alles ist dem König unterthan, und er der Landesvater von allem, was da lebt und schwebt

im Schwabenland.“ Das ist monarchischer Begriff, den die schwäbischen Bauern als Erbstück von ihren Ahnen aus vergangenen Jahrhunderten überkommen und bewahrt haben. Wie tief derselbe noch wurzelt, und wie glücklich sich der echte Schwabe fühlt, in irgend einem Dienstverhältniß zu seinem König zu stehen, davon noch ein Beispiel. Vor zwölf Jahren traf ich einmal vor dem königlichen Klosterschlosse in Friedrichshafen einen armen Leineweber, der sich die Residenz des Königs betrachten wollte. Und warum? „Wisset Se, Härr, ich will au a mol schaue, wo iser König wohnt, denn mei Sohn isch Kronbiamter.“ Ich staunte, daß der dürftige Mann einen Sprößling unter den Kronbeamten haben sollte, und frug näher. Was erfuhr ich? Daß der Sohn Schreiber sei auf einer königlichen Domänenkanzlei. Das sind loyale Unterthanen!

Um die Mittagsstunde verließ ich mit dem Wien-Pariser Schnellzug Cannstatt und fuhr über Stuttgart direkt nach Ludwigsburg, wo mich der Verabredung gemäß der Kriegspoet von Weingarten abholte, da ich ganz fremd war in dem schwäbischen Versailles.

Wer Ludwigsburg zum ersten Mal betritt, dem kommt es, sofern er die Dinge anschaut wie unsereiner, vor, als ob am Tage vorher in einer großen Ebene eine Kaiser-Zusammenkunft stattgefunden, und man zu diesem Zwecke riesige Bauten aus Kartonnage aufgestellt hätte, die jetzt alle nach den Festtagen verlassen und öde dastünden. Zauberhaft unheimlich kommen einem die breiten Straßen und die hohen Gebäude vor, denen die belebende Menschheit fehlt. Trotzdem vier Regimenter in diesem Haupt-Waffenplatz Württembergs liegen, sah ich auf meinem Wege durch die Stadt nicht zehn Soldaten und auch

nicht ebensoviele Civilmenschen. Ich staunte aber nicht blos über die Oede, sondern ganz besonders über die großartige Anlage dieser Stadt.

Es ist merkwürdig, wie fast zu gleicher Zeit anläßlich des Schlafens zwei benachbarten Fürsten die Gründung neuer Residenzen einfiel. Der Markgraf Karl von Baden-Durlach gründete infolge eines Schlafes im Hardtwald seine neue Residenz Karlsruhe, und der Herzog Eberhard Ludwig an Stelle eines ehemaligen Jagdhauses, wo er manchmal als Knabe im Freien geschlafen hatte, um beizeiten die Nachtigallen zu hören, Schloß und Stadt Ludwigsburg. Wie nach Karlsruhe, so wurden unter günstigen Bedingungen allüberallher Fremde eingeladen, sich um das herzogliche Schloß niederzulassen. Im Jahre 1704 war der Grundstein zum Schloß gelegt worden, und 1718 zählte der Ort schon 600 Einwohner. Jetzt verlegte der Herzog, ob der Skandale seiner Maitresse von Grävenitz in Stuttgart verhaßt, seine Residenz nach Ludwigsburg. Im Jahre 1724 zum alleinigen und bleibenden Regierungssitze erklärt, hatte dasselbe bei dem 1733 erfolgten Tod des Herzogs bereits 5668 Einwohner. Ludwigs zweiter Nachfolger, der verschwenderische Karl Eugen, welcher einige Zeit in Stuttgart residirt hatte, kam mit Hof und Staatsmaschine 1764 wieder nach Ludwigsburg, führte hier die kostspieligsten Bauten auf und brachte den Ort zu einer blühenden Residenz mit 11607 Einwohnern. 1775 verließ er jedoch die Stadt und kehrte nach Stuttgart zurück, wo seine Nachfolger blieben, um nur ihren Sommer-Aufenthalt in Ludwigsburg zu nehmen, bis König Wilhelm denselben an den Bodensee verlegte. Seitdem ist die ehmalige Residenz mit ihrem verlassenen, in reichem Rococostyle erbauten, kolossalen

Schlosse eine öde Stadt. Ohne das Militär und einige Fabriken wäre es ein monumentaler Kirchhof. Aber Sünde und Schande ist's, daß das herrliche Schloß und die wunderbaren Parkanlagen so einsam der Zeit und ihrer Zerstörung verfallen.

Trotzdem Ludwigsburg noch eine junge Stadt ist, zählt es doch manch' bekannten Mann unter seinen Eingeborenen. Zu diesen berühmten und berüchtigten Ludwigsburgern gehören außer mehreren Generälen und Staatsmännern von Namen die Dichter Justinus Kerner und Eduard Mörike und der famose David Strauß.

Unser Dichter und Auditeur hätte sich längst zu den größeren Söhnen seiner Vaterstadt emporgeschwungen, wenn seine Bescheidenheit es ihm zuließe, seine Lieder zu ediren. Heute aber betrauerte er mit mir die Oede und Langeweile seiner Heimath, und wenn nicht Weingarten ihm in dieser Richtung Stoff genug böte, hätte er sicher meine elegischen Worte und Aussprüche in gebundener Form zu Papier gebracht.

Obwohl ich nach Marbach und zum Schiller-Hause wollte, ging der Dichter nicht mit. Er war auf den Nachmittag eingeladen zu einem Familien-Kaffee, und dem konnte er, mir unbegreiflich, nicht ausweichen. Aber er geleitete mich zur „Frau Major", wo die Equipage schon zur Ausfahrt bereit war. Ich mußte mich durch meine lebhafte Begleiterin von vorgestern noch zuerst ihrer Frau Mutter und der Schwägerin vorstellen lassen, zwei höchst würdigen Damen, die einen Besuch meiner Art in ihrer altprotestantischen Familie noch nie empfangen hatten. Der Herr Bruder, dessen Besitzthum die Equipage war, hatte, wie ein richtiger Schwabe in den Tagen des Cannstatter Volksfestes thut, seine Frau verlassen, und so

konnte ich den Chef des Hauses, einen biergewaltigen Großindustriellen, nicht kennen lernen. Wenn er aber nur halb soviel lustigen Humor hat wie seine „militärische Schwester“, so macht er sich sicher keine Grillen, wenn das Lagerbier nicht jeden Sommer gleich gut ist.

Doch nahmen die beiden mich begleitenden Damen, die Frau Major und ihre Schwägerin, an seiner Stelle einen Cicerone mit, der nicht besser hätte sein können. Es war dies ein Verwandter des Hauses, ein junger angehender Hotelier, Sohn und Vertreter des ersten Gasthofs der ehemaligen Residenz. Dieser Herr hat offenbar seinen Beruf verfehlt; denn für einen Wirth ist er viel zu hoch angelegt, ein Mann, der weit mehr Talent hat, als nöthig ist, um in Ludwigsburg ein Hotel zu führen. Mit einem wirklich vortrefflichen Mutter-Witz verbindet er eine ganz tüchtige Bildung, und so hat mich, der ich Humor ungemein liebe, der junge Ludwigsburger sehr angesprochen.

Wir fuhren zunächst durch die prächtige Allee am Schlosse hin nach dem etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernten Schlößchen Monrepos. Ich habe schon manches sogenannte Lustschloß gesehen, aber keines in seinem Bau und seiner Anlage so reizend, wie dieses in der Nähe eines größeren königlichen Meierhofes erbaute Monrepos. Es enthält nur ein Stockwerk, das auf einem von gewölbten Durchgängen getragenen Unterbau ruht. Eine mächtige Freitreppe, mit zwei kolossalen, kunstvollen Löwen geziert, führt zur Gallerie und diese, reich ausgestattet mit Bildhauerarbeit, zu den Gemächern, deren neun um einen herrlichen Kuppelsaal sich gruppiren. Vor diesem liegt ein kleiner See mit Inseln und üppigem Baum- und Buschwerk; ringsum freundliche Parkanlagen.

Es fehlt dem ganzen nichts zum reizendsten Landhaus der Welt, als eine andere Gegend.

In den Zimmern finden wir Kunstwerke von Guibal, Isopi, Scheffauer, Dannecker, Hetsch und anderen.

Herzog Karl ließ den Bau des Schlößchens 1764 durch seinen Baumeister de la Guepière unter dem Namen „Seeschloß“ beginnen. Der dicke König Friedrich ließ dasselbe 1804 durch seinen Architekten Thouret vollenden und nannte es Monrepos. Er brachte viele Tage seines späteren Lebens hier zu. Jetzt steht es einsam und verlassen an seinem elegischen See.

Im Weiterfahren, der Anhöhe zu, welche das Plateau Ludwigsburg vom Neckar-Thale trennt, hatten wir eine freie Schau nach der unfernen Festung Hohen-Asperg, dem Sitz der württembergischen Staatsgefangenen. Aus der wellenförmigen Hochebene hebt sich steil der Hügel ab, der auf seiner Kuppe die altberühmte Festung trägt, die schon manchem Sturm getrotzt in den vergangenen Jahrhunderten. Von ihren bekannten Strafgefangenen nennen wir den berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, den verhaßten Financier des Herzogs Karl Alexander. Süß saß hier von 1737—38, bis er in einem eisernen Käfig in Stuttgart grausam sein Leben endigte. Bekannter ist der unglückliche Dichter Schubart, der hier zehn Jahre lang ohne jedes Verhör saß. An ihn, den Dichter der „Fürstengruft“, dachte ich heute und an den großen Fortschritt, den wir in bezug auf die persönliche Freiheit gemacht haben seit hundert Jahren. Heute kann kein deutscher Fürst mehr einen Bürger ohne Urtheil und Untersuchung in Kerker und Banden halten, und das ist eine Freiheit, die wir dem Liberalismus verdanken aus

jener Zeit, da er noch seinem Namen entsprach und vernünftig war.

Auf der Höhe erreichten wir das Dorf Heutingsheim, schon im zehnten Jahrhundert im Besitze des Hochstiftes Speyer. Ein finsteres Schloß kehrt seine Rückseite an die Dorfstraße, durch die wir hinabfahren in das Neckar-Thal. Es gehörte ehedem den Herren von Kniestädt, einer durch die württembergischen Herzöge ins Land gekommenen hannöverischen Adelsfamilie. Nach deren Aussterben kamen durch Erbschaft die Freiherrn von Brusselle in das, einem großen Meierhof ähnliche Gebäude. Aus Heutingsheim stammte der bekannte bayerische Hofrath und Historiker Wilhelm von Breyer († 1818).

Ich hatte mir das württembergische Neckar-Thal romantischer gedacht, als die Wirklichkeit mir dasselbe zeigte. Mäßige, zum Theil mit Reben angebaute Hügel flankiren den langsam dahinziehenden Fluß. Es fehlen die waldigen Berge und die kahlen Felsen so vieler Thäler Badens und der Schweiz. Das Neckar-Thal bei Beihingen, Benningen und Marbach, welch' letzteres wir gleich bei der Niederfahrt auf einem Hügel am Fluß erblicken, schaut ungemein friedlich, aber ziemlich langweilig in die Welt; ein leichter Regen gab dazu noch seine trüben Tinten.

Sah auch demgemäß das Thal nicht besonders malerisch aus, so dürfte doch das Städtchen Marbach diese Bezeichnung verdienen. Seine Thürme und Thore mit Resten der alten Festungsmauern geben dem heutigen Marbach, obwohl es noch jung ist, einen „antiken" Charakter, der bei Städten stets anheimelnd wirkt. Das alte Marbach, auf dem Boden einer römischen Nieder-

lassung stehend und schon im zehnten Jahrhundert als Besitz des Hochstiftes Speyer genannt, wurde 1693 von den mordbrennerischen Schaaren Ludwigs XIV. bis auf die außerhalb der Stadt befindliche gothische Alexander-Kirche völlig niedergebrannt. Die neue Stadt erhob sich erst langsam wieder im Verlauf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist eine nicht unfreundliche Landstadt mit zwei- und dreistöckigen Holzhäusern, welche, eng aneinander gebaut, sich schon von außen als Wohnungen schwäbisch-deutscher Mittelbürger bekunden.

Wir nehmen unseren Einzug in die Schiller-Stadt auf dem gleichen Wege, auf dem einst Schiller's Vater zum ersten Mal ihr zuritt. Die Marbacher haben 1833 das Niklasthor abgebrochen, das von Benningen her die Pforte bildete, aber der Reitersmann, welcher am 14. März 1749 den Neckar entlang gen Marbach ritt, kehrte vor dem Thore draußen ein in der Herberge „zum goldenen Löwen", deren wohlhäbiger Besitzer der Bäckermeister Kodweis war. Johann Kaspar Schiller, geboren zu Bitterfeld bei Waiblingen, hieß der Reiter, seines Zeichens Regiments-Chirurg in einem bayerischen Husaren-Regiment, das seit 1745 unter österreichischen Fahnen in den Niederlanden gegen Frankreich gekämpft hatte. Der Friede von Aachen machte 1748 dem Kriege und damit den Kriegsdiensten des Feldschers für jetzt ein Ende, und er war aus den Niederlanden, wo sein Regiment im Winterquartier lag, ins Schwabenland geritten. Sein Vater war todt, Mutter und Geschwister in verschiedenen Städtchen und Dörfern zerstreut. Eine Schwester lebte als Frau eines Fischers Stolp zu Marbach, und dieser dachte er seinen ersten Besuch auf heimischer Erde zu.

Der junge, mit Sold- und Beutegeld versehene Kriegs-

mann logirte im „Löwen“, und bald hatte er die Erbin des Bäckers Kodweis, seine siebzehnjährige Tochter Dorothea, erobert. Schon am 22. Juli war die Hochzeit, und Kaspar Schiller wurde Bürger und Wundarzt zu Marbach. Er prakticirte bis zu Anfang des Jahres 1753. In dieser Zeit verlor der Schwiegervater „durch unvorsichtige Handlungen und schlechte Rechnung“ sein ganzes Vermögen.

Getäuscht in seinen Hoffnungen auf ein schönes Erbe seiner Frau und deßhalb in Zerwürfniß gerathen mit dem alten Kodweis, verließ Vater Schiller Marbach und ließ sich als Fourier in das Regiment Prinz Louis im nahen Ludwigsburg aufnehmen. Die Frau blieb einstweilen in Marbach, wohin der Fourier an freien Tagen zurückkehrte. 1757 zieht Kaspar Schiller, jetzt Adjutant und Fähndrich geworden, mit seinem Regiment in den siebenjährigen Krieg, wo er in der Schlacht bei Leuthen beinahe das Leben verloren hätte. Frau Dorothea Schiller kam in dieser Zeit in das Geburtshaus ihres großen Sohnes. Sie miethete im bescheidenen Häuschen des Säcklers Ulrich Schölkopf für sich und ein Töchterchen die untere Stube. Der Vater Schiller wurde im Winter 1758 zum Lieutenant befördert und kam heim. Einen kurzen Feldzug nach Hessen abgerechnet, weilte er bis zum Sommer 1759 in der Nähe seiner Familie. Während er aber vom August 1759 bis zum April 1760 abermal in Kriegsläuften abwesend war und im Würzburgischen lag, wurde ihm am 10. November 1759 sein Sohn Johann Christoph Friedrich, das spätere Dichtergenie, geboren.

Fünf Monate nachher kehrte der Vater zu den Seinigen zurück. Er lag mit seinem Stabe einige Monate

in dem Dorfe Neckar-Weihingen zwischen Marbach und Ludwigsburg im Quartier, wo ihn seine Frau mit dem jungen Friedrich auf dem Arm öfters besuchte. Bald darauf wurde er Hauptmann, doch mußte er wegen ständigen Wechsels seiner Garnison seine Familie in Marbach lassen, bis er sie 1764 nach Lorch an der Rems zu sich nahm, wo der Pfarrer Moser in den Jahren 1765 und 66 dem Knaben den ersten Unterricht ertheilte. 1766 kam Hauptmann Schiller nach Ludwigsburg bis 1775, in welchem Jahr er sein Amt in dem neuen herzoglichen Lustschlosse Solitude antrat. Er hatte durch seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und durch seine Obstbaumschule in Ludwigsburg die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl auf sich gezogen, und der ernannte ihn zum Intendanten der Gärten der Solitude. Hierher hatte der Herzog auch die „Karlsschule“ verlegt, welche durch den Eintritt des jungen Schiller überall bekannt ist, wohin des Dichters Name gedrungen.

Von Ludwigsburg aus kam Friedrich Schiller als Knabe mit seiner Mutter und seinen Geschwistern noch öfters zu den armen Großeltern nach Marbach zu Besuch. Der alte Kodweis war Thorwart geworden am Niklasthor und bewohnte das niedrige Häuschen an demselben. Er starb 1771 im Alter von 73 Jahren und wurde „auf sein Verlangen bei Nacht begraben“. Der einst vermögliche Mann schämte sich offenbar, am Tage als Armer zur Erde bestattet zu werden. Die Nachkommen von Schillers Tante, die den Fischer Stolp geheirathet, fischen heute noch im Neckar.

Wie den Thorwart-Großvater, begrub man mitten in den napoleonischen Kriegstagen im Jahre 1805 still und geräuschlos zur Nachtzeit in Weimar seinen berühmten

Enkel Friedrich Schiller. Die kommenden Jahre schienen den großen Dichter auch in der Erinnerung begraben zu haben. Die gewaltigen äußeren Ereignisse ließen ihn vergessen. Ein Bürger von Marbach, der Gürtlermeister Franke, gab den ersten Anstoß dazu, daß der deutschen Nation die Geburtsstätte Schillers nicht verloren ging. Auf seine Anregung wurde im Jahre 1812 durch Vernehmung noch lebender Zeugen protokollarisch das Geburtshaus festgestellt. Auch an ein Denkmal dachte der Gürtlermeister schon, sein Gedanke aber blieb einstweilen ein frommer Wunsch. Erst im Jahre 1824 bildete sich in Stuttgart der erste Verein zur Errichtung eines Denkmals. Die Marbacher wollten mitmachen, wurden aber abgewiesen, und erst 1835 entstand hier ein eigener Schiller-Verein mit dem nächsten Zweck, das Geburtshaus anzukaufen, welches einem Kleinkrämer und später einem Bäcker gehörte. Schon im folgenden Jahre wurde die Schiller-Höhe angelegt, die heute das große Standbild trägt.

Der Schiller-Kultus hatte in Deutschland indessen überall an Ausdehnung gewonnen, und ein Aufruf des Marbacher Comités an die ganze Nation im Mai 1858 brachte die nöthigen Mittel, um zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers das Haus ankaufen und würdig restauriren zu können. Am 9., 10. und 11. November 1859 wurde dasselbe festlich eingeweiht und auf der Schiller-Höhe der Grundstein zum künftigen Denkmal gelegt. Die Deutschen in Moskau stifteten eine Glocke, die im Jahre 1860 in der Alexander-Kirche aufgehängt wurde. Das Denkmal selbst ließ noch lange auf sich warten; erst im Jahre 1876 konnte dasselbe aufgestellt werden.

Treten wir nun ein in das bescheidene Häuschen in der engen Niklasthor-Straße, so erschreckt uns zunächst im Hintergrunde des engen, dunklen Hausganges des Dichters Kolossalbüste von Dannecker. Sie wird jährlich, infolge einer Stiftung der Hanauer Gymnasiasten von 1859, am Geburtstag Schillers mit einem Lorbeerkranze geschmückt von den Schülern der lateinischen Schule in Marbach, bei welcher Gelegenheit der Schiller-Verein Wien jedesmal einen Knaben aus Marbach mit Schillers Gedichten und einem Goldstücke beschenkt. Gleich links am Eingang öffnet sich die Thüre zur unteren Stube, in welcher Schiller zur Welt kam. Ein bescheidener Raum, eine echte, wohlige Bäckerstube. Das Spinnrad der Mutter und die Bilder beider Eltern bilden den Hauptschmuck des Gemaches. Eine kurze Treppe führt in das obere Stockwerk und in zwei kleine Zimmer, welche Frau Schiller nie bewohnte, die aber heute, in ihrer alten Einfachheit belassen, allerlei Bilder, Reliquien und eine Schiller-Bibliothek enthalten. Bemerkenswerth ist ein Album aus Amerika mit den Berichten über die Säcularfeier von 1859 in neunundzwanzig Städten der Union. Unter den Reliquien ist der kleine, dreispitzige Hut zu nennen, den Schiller auf der Karls-Schule getragen. Auch ein Fremdenbuch liegt seit 1840 auf, in dem ich als einen der letzten Besucher vor mir den Kronprinzen des deutschen Reiches las. Das württembergische Armeekorps hatte vor wenig Tagen noch in der Gegend von Marbach manövrirt und bei dieser Gelegenheit der preußische Prinz auch das Schiller-Haus besucht.

Berufene und unberufene Poeten haben in dem Buch im Schiller-Hause ihren Gefühlen Luft gemacht und der Stimmung Ausdruck verliehen, in welche sie das Geburts-

haus versetzte. Ich bin nichts weniger als Dichter, aber ich glaube, wenn ein zweiter Schiller in mir gewesen wäre, ich hätte heute im Schiller-Hause zu Marbach absolut nichts „Weihevolles“ ins Buch schreiben können; denn ich befand mich in einer so apathischen und abgespannten Nerven-Situation, daß ich völlig prosaisch in Marbach umherging. Es war mir dies ein neuer Beweis, wie alles im Leben außer uns abhängt von unserer subjektiven, inneren Stimmung.

Auf dem Wege zur Schiller-Höhe, die oberhalb des Städtchens gelegen ist, machte mich mein Ludwigsburger Cicerone auch auf das Geburtshaus des bekannten Astronomen Tobias Mayer aufmerksam. Das Haus ist noch weit ärmlicher als das Schiller-Haus. Aber Mayer war auch eines armen Mannes Kind. Sein Vater trieb das Wagner-Handwerk. Der Sohn kam früh, wie Schiller, durch Wegzug seiner Eltern von Marbach fort und nach Eßlingen. Durch eigenes Studium bildete Mayer sich zum Mathematiker, und schon in seinem 27. Lebensjahr (1750) wurde er Professor der Mathematik zu Göttingen, wo er aber bereits 1762 starb. Seinen bleibenden Ruhm begründeten seine äußerst genauen Mondtafeln, nach denen sich der Stand des Monds für jede Zeit genau angeben läßt, — eine für die Schiffahrt zur Bestimmung der Längegrade höchst wichtige Arbeit.

Den guten Marbachern, von denen ich übrigens nicht einen sah, — Straßen und Gassen schienen ausgestorben — möchte ich die Bitte ans Herz legen, doch ihrem berühmten Landsmann Mayer eine anständigere Gedenktafel zu widmen. Die jetzige gleicht aufs Haar einem alten Schuhmacher-Schild, nur daß sie statt der Firma und einiger gemalten Schuhe und Stiefel den Namen

Mayers und einige sehr primitiv konterfeite Fixsterne und Kometen aufweist. Die dermalige Tafel ehrt weder Marbach, noch den Astronomen Mayer.

Das Städtchen zählt außer diesem und Schiller noch mehrere bekannt gewordene Eingeborene. Zu den jüngsten gehört der sächsische Geheimrath und berühmte Rechtsgelehrte an der Universität Leipzig, Karl Georg von Wächter. Auch lebte und wirkte hier einst Uhlands Großvater als Helfer (Kaplan).

Die Anhöhe, auf welcher das Standbild Schillers steht, ist etwa fünfzehn Minuten vom Geburtshaus entfernt. Sie trug ehedem den nicht sehr poetischen Namen „Schelmengrüble" und wurde, wie oben bemerkt, bereits im Jahre 1836 für eine Schiller-Höhe hergerichtet, so daß jetzt das Monument von einem ziemlich erwachsenen kleinen Park umgeben ist. Der Platz ist sehr passend gewählt und offenbar der schönste Punkt in der nächsten Umgebung Marbachs. Das Neckar-Thal, Ludwigsburg, Asperg und Umgebung und im Norden die Ruine des Wunnensteins, auf welchem der durch Uhlands Balladen bekannte Schlegler-Hauptmann saß, schauen alle herauf und herüber zum ehernen Dichterfürsten von Marbach, der einsam hier steht, während seine Werke in aller Welt heute noch Tausende von Menschenherzen bewegen.

Frei, aufrecht und edel erhebt sich Schiller auf dem einfachen, aber geschmackvollen Piedestal, im Professorenrock, den kurzen Beinkleidern und den Schnallenschuhen seiner Zeit. In der rechten Hand, welche sich an die Brust anlehnt, hält der Dichter einen Griffel, in der linken ein Manuskript. In echt schwäbischem Patriotismus wurde die Fertigung des Monuments zwei inländischen Künstlern übertragen. Der Bildhauer Rau, ein geborener

Biberacher, modellirte dasselbe, und Pelargus in Stuttgart vollzog den Guß. Etwas Geniales konnte ich aber an dem Werke nicht entdecken. Da verräth denn doch das im Jahre 1839 zwischen dem alten Schloß und der Stiftskirche in Stuttgart aufgestellte Schiller-Bild von Thorwaldsen weit mehr klassische Schönheit, obwohl manche nicht sehr pfiffige Schwaben dasselbe in hohem Grade tadeln. Sie meinen, Schiller sei auf demselben nicht idealisirt, sondern ganz in der gebückten Haltung, die er im Leben hatte. Ich will auf einem Standbild den berühmten Mann, wie er leibte und lebte. Ob er dabei aufrecht oder gebückt ging, ist Nebensache für den, welcher weiß, was der betreffende Mann Ideales und Geistiges geschaffen hat. Wir beurtheilen einen Mann nicht nach seiner körperlichen Haltung, sondern nach seinem geistigen und moralischen Gehalt. Seine Gestalt aber zu idealisiren und anders zu machen, als sie im Leben war, ist eine Fälschung.

Ich war nun einmal heute nicht „bei Stimmung", und so ließ alles auch hier mich ziemlich kalt, und nur elegische Gefühle durchzogen mich, wozu der stille Ort und das trübe, regnerische Herbstwetter den größten Beitrag lieferten. Ich bin überzeugt, daß ich meinen liebenswürdigen und heiteren Begleiterinnen an diesem Nachmittag höchst langweilig vorkam, was ich im Interesse der Höflichkeit bedaure.

Ohne auch nur eine Erfrischung genommen zu haben, fuhren wir von der Höhe des Städtchens hinab ins Neckar-Thal und den Neckar aufwärts Ludwigsburg zu, das wir mit einbrechendem Abend erreichten. Hier hatte die gastfreundliche Mutter der Frau Major, eine Schwester des bekannten Konvertiten und Beichtvaters des Kaisers

Maximilian von Mexiko, P. Fischer, einen Imbiß bereit, der ans Schlaraffenland erinnerte; denn es waren buchstäblich „gebratene Tauben“ dabei und als Nektar ein vortreffliches Lagerbier. Doch ich war alle Zeit meines Lebens ein Pechvogel und so auch hier wieder bei diesem lukullischen Mahle. Ich durfte kaum daran nippen; denn in wenig Minuten sollte der Zug abgehen, mit dem ich nach Stuttgart zurückkehren mußte, weil Oberst von Steinheil mich am Bahnhof erwartete, und ich mein Kommen zugesagt hatte.

Flüchtigen Schrittes verließ ich deßhalb das lockende Mahl, das gastliche Haus und das langweilige Ludwigsburg und fuhr in die Residenz zurück. Der genannte Herr nahm mich hier in Empfang, und in den glänzenden Räumen des „oberen Museums“ verbrachte ich den Abend.

So ein „Museum“ in einer deutschen Stadt ist der Friedenstempel der alten Staatsbeamten und Pensionäre, in der Regel ein stiller, öder Ort, wo Zeitungen gelesen werden und wo ohne jede politische Aufregung geraucht und getrunken wird.

Es ist manches alten Herrn einziger Trost in seinem irdischen Dasein. Hier tödtet er die Langeweile seines thatenlosen Ruhestandes durch friedliche Gespräche mit Leidensgefährten oder durch die Lektüre der Tagesblätter. Kann der „Papa“ einmal nicht mehr „aufs Museum“, dann wird er daheim griesgrämig bis zur höchsten Potenz, und für Weib und Kinder ist das Museum der beste Blitzableiter.

Wenn diese Herren so gerne in die Kirche gingen, als ins Museum, und den Lebensabend sich so eifrig

mit Religion ausfüllen würden, wie mit Museums-Literatur, sie kämen alle in den Himmel. —

Am frühen Morgen reiste ich auf gleichem Wege, den ich gekommen, mit dem stillen Dichter von Weingarten der lieben Heimath zu, aufs neue bestärkt in dem alten Spruche: „Hie gut Württemberg in alle Weg'!"

Die neue Kunstkritik

von Ludwig Bräutigam.

Preis: 0,60 Mark.

Leipziger Tageblatt: L. Bräutigam ist rühmlich bekannt unter unseren Publizisten und Kritikern; frisch und impulsiv schreibt er, ehrlich und unbefangen. Etwas von dem kräftigen „Erdgeruch" der schönen Hansestadt an der Weser — in Bremen ist er ansässig — spürt man in seinen Schriften, besonders wenn er mit der ganzen Wucht seiner Begeisterung für H. Allmers, den Marschendichter, eintritt. Heute bringt er ein kleines Heftchen in Oktav, ein halbes Hundert Seiten: scheint nach dem Titel verdächtig aktuell und für den Tag geschrieben, ist aber doch nicht Mache und Geschwätz! Bräutigam bietet ein Stück seiner selbst, eine feste Ueberzeugung. Geistreich und gelehrt redet er über das Wesen der Kritik an Kunstwerken; im besonderen geht er dann ein auf die „alte Kritik" und zeigt uns deren Sündenregister: ihre dogmatische Befangenheit in dem famosen „Die Kunst soll . . ." und ihre steife Unnahbarkeit, mit der sie Kunst und Kunstkritik dünkelhaft nur für die Intimsten der Eingeweihten reklamiert. Begeistert aber tritt er ein für die „neue Kunstkritik" und schildert ihre Entstehung mit weiten Ausblicken auf die gleichzeitigen Kulturbewegungen. Das Neue und Gute sieht er darin, daß diese Kritik die Entwickelungslehre in der Kunst anerkennt gegenüber den doktrinären Aestheten der alten Kunstkritik. Der „neue Kunstkritiker" schlägt an sein eigen Herz und bekennt offen, cum ira et studio zu schreiben, zu loben, was ihm gefällt, und zu tadeln, was ihm nicht behagt. Er reserviert die Kunst nicht für die hohen Herren von der Kritik, sondern nimmt sie für das Volk, für das ganze Volk in Anspruch! — Dies kurz die Hauptgedanken, denen Referent rückhaltlos zustimmt — wenn er auch im einzelnen mehrfach seine eigene Meinung sich wahren möchte. Das Schriftchen sei warm empfohlen, trotz — oder vielmehr gerade wegen der stark persönlichen Färbung, die besonders in einem kurzen Anhang hervortritt.

Nationalliberale Jugend: Professor Ludwig Bräutigam in Bremen ist dort einer der Vorkämpfer für die moderne Kunst gewesen und für eine moderne Kunstkritik; eines bedingt das andere. — Die Eigenart der modernen Kunst wird bestimmt durch die kulturelle Physiognomie der Epoche, aus der sie erwachsen ist. Daher darf die Kunstkritik sie auch nicht an überkommenen Prinzipien werten, sondern muß in der Gegenwartskunst selbst für diese einen Maßstab finden, und den gibt zunächst einzig und allein die Frage ab: Prägt sich in einer Kunstschöpfung eine ursprüngliche künstlerische Persönlichkeit aus? Das ist der Standpunkt Bräutigams, und auch die konservativsten Kritiker haben sich diese Konzession heute wohl schon abgerungen. Der Weg dahin aber war weit, und er ist dornig genug gewesen für manchen, der früher aufstand als die klassizistischen Merker; Bräutigams Broschüre macht darüber drastische Mitteilungen. Sie ist aus einem Vortrag geworden, den der Autor im Arbeiterbildungsverein „Lessing" in Bremen gehalten hat, und sei warm empfohlen. Eine lebhafte Sprache erhöht den Reiz der klugen Darstellung der Entwicklung, so daß die Lektüre des Büchleins beides, Genuß und Anregung, schafft.

Das Land: Wer heutzutage im Theater ein neues Stück gesehen oder zu Hause ein neues Buch gelesen und sich dann ein Urteil über die betreffende Neuerscheinung gebildet hatte, sei es beifälliger oder abfälliger Art, der fragt sich gar oft nachher wohl, wenn er in seiner Zeitung oder Zeitschrift dieselbe Erscheinung beurteilt findet: Ist denn dein künstlerisches Verständnis so wenig entwickelt, daß du das Gelungene oder Mißlungene dieser Erscheinung nicht erkannt hast wie der berufene Kritiker? Für solche ist es beruhigend, von Bräutigam zu hören: „Alle Kritik ist subjektiv. Jeder, der ein Urteil in Kunstsachen abgibt, verleiht lediglich seiner persönlichen Meinung Ausdruck." Uns hat an dem kleinen Schriftchen, das die weitgehendste Beachtung verdient, besonders gefallen, daß sein Verfasser immer mit Mannesmut für das Aussichselbst-Geschaffene eintritt, wenn es auch zuerst von den Zunftmeistern verurteilt wurde, wie dies z. B. mit den Schöpfungen der Worpsweder Maler der Fall war.



